

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben

im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von

Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger

und Rainer Wimmer

Schriftleitung: Eva Teubert

BAND LXXI

SPRACHTHEORIE

Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag

Jahrbuch 1986 des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben von
Rainer Wimmer

SCHWANN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Sprachtheorie : d. Sprachbegriff in Wiss. u. Alltag /
hrsg. von Rainer Wimmer. – 1. Aufl. – Düsseldorf :
Schwann ; Bielefeld : Cornelsen-Velhagen u.
Klasing, 1987.

(Jahrbuch . . . des Instituts für Deutsche
Sprache ; 1986) (Sprache der Gegenwart ; Bd. 71)
ISBN 3-590-15671-6

NE: Wimmer, Rainer [Hrsg.]; Institut für
Deutsche Sprache <Mannheim>: Jahrbuch . . . des
Instituts . . . ; 2. GT

© 1987 Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel GmbH Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1987
Vertrieb und Auslieferung:
Cornelsen-Velhagen & Klasing Verlagsgesellschaft, Bielefeld
Umschlaggestaltung Paul Effert
Herstellung Lengericher Handelsdruckerei,
Jürgen Bossemeyer GmbH + Co KG, 4540 Lengerich/Westf.
ISBN 3-590-15671-6

INHALT

Vorwort	6
HANS-HEINRICH LIEB: Sprache und Intentionalität: der Zusammenbruch des Kognitivismus	11
GORDON BAKER: Moderne Sprachtheorien aus philosophischer Sicht	77
RUDI KELLER: Der evolutionäre Sprachbegriff	99
WERNER NEUMANN: Sprachhandlungsauffassungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert	121
HENDRIK BIRUS: Zum Verhältnis von Hermeneutik und Sprachtheorie im 18. Jahrhundert	143
LUDWIG JÄGER: Die Sprachtheorie Wilhelm von Humboldts	175
HANS PETER ALTHAUS: Sprachtheorie und Belletristik	191
HANS GLINZ: Die Sprachtheorien in und hinter den Lehrern und die Entwicklung der Sprachfähigkeit in den Schülern	206
SIGURD WICHTER: Sprache, Sprachen, Zeichenbegriff	237
JAN WIRRER: "So sprickt dat Hart sik ut": Alltags- wissen und Dialekte	256
GERHARD STICKEL: Was halten Sie vom heutigen Deutsch? - Ergebnisse einer Zeitungsumfrage	280
Das Institut für deutsche Sprache im Jahr 1986	318



Vorwort

Das vorliegende Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache für das Jahr 1986 vereint traditionsgemäß die Vorträge, die auf der IDS-Jahrestagung 1986 gehalten wurden, und es enthält am Schluß – ebenfalls wie gewohnt – den jährlichen Arbeitsbericht des Instituts.

Die Jahrestagung fand vom 11. bis 14. März 1986 im Mannheimer Kongreßzentrum Rosengarten statt und stand unter dem Rahmenthema "Sprachtheorie. Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag". Mit dieser Themenformulierung hatten die Gremien des IDS für die Vorträge und Diskussionen wieder einen Rahmen vorgegeben, der weit über die Arbeitsgebiete des Instituts und auch der germanistischen Linguistik hinausgreift. Das IDS möchte mit den im Zweijahresrhythmus stattfindenden größeren Tagungen jeweils eine Brücke schlagen zu Nachbardisziplinen der germanistischen Linguistik und auch die sprachinteressierte Öffentlichkeit ansprechen. Im Hinblick auf den zuletzt genannten Adressatenkreis war es dem Vorbereitungsausschuß für die Tagung wichtig, im Programm auch dem im Untertitel gegebenen Hinweis auf den Sprachbegriff im **A l l t a g** gerecht zu werden. In der Tat hat die Tagung Interesse und eine gute Resonanz in der Öffentlichkeit und in den Medien gefunden. Etwa 400 Sprachwissenschaftler/innen und Sprachinteressierte aus insgesamt 22 Ländern haben an der Tagung teilgenommen.

Der Vorbereitungsausschuß, dem die Herren Prof.Dr.D. Cherubim (Göttingen), Prof.Dr.H.E. Wiegand (Heidelberg), Dr.G. Strauß (IDS) angehörten, war sich darüber im klaren, daß es nicht möglich sein würde, die vielfältigen Komponenten und Aspekte des Tagungsthemas im Rahmen eines begrenzten Programms auch nur annähernd abzudecken. Beschränkung, Auswahl und Konzentration waren geboten. Die Veranstaltungen wurden in drei thematische Gruppen zusammengefaßt:

- a) allgemeine theoretische Fragen und Beziehungen zu Nachbarwissenschaften;
- b) historische Perspektiven des Themas und Wissenschaftsgeschichte;
- c) Anwendung / Verwendung von Sprachtheorien und Sprachauffassungen im Alltag.

Natürlich sind diese Einteilungen nicht ganz trennscharf; sie konnten aber dienen, die Verhandlungen und Diskussionen zu fokussieren und den Tagungsverlauf zu gliedern.

Die Reihenfolge der in diesem Band zusammengefaßten Beiträge spiegelt den Tagungsverlauf wider. Zum Themenkomplex a) sprachen Hans-Heinrich Lieb (Berlin), Gordon P. Baker (Oxford), Rudi Keller (Düsseldorf) und Peter Hellwig (Heidelberg). – Lieb setzte sich mit

dem Sprachbegriff in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft auseinander. Die hier publizierte Fassung seines Vortrags trägt den provozierenden Titel: "Sprache und Intentionalität: der Zusammenbruch des Kognitivismus". – Baker kritisierte aus der Sicht der (Wittgensteinschen) Philosophie vor allem den Regelbegriff, der in der modernen Sprachwissenschaft weithin angewendet wird. Sein in deutscher Sprache gehaltener Vortrag basierte auf einem englischen Manuskript, das größtenteils von Rudolf Emons (Passau) und mir übersetzt wurde. Die hier publizierte Fassung ist vom Verfasser autorisiert. – Keller stellte seinen evolutionären Sprachbegriff vor, der an Konzeptionen aus verschiedenen anderen Sozialwissenschaften angeknüpft. – Der Vortrag von Peter Hellwig mit dem Titel "Sprachtheoretische Auffassungen in der 'Künstliche Intelligenz'-Forschung und in der Computerlinguistik" kann in diesem Band leider nicht abgedruckt werden. Ich bedauere das insbesondere deswegen, weil ein wichtiger aktueller Aspekt des Tagungsthemas natürlich durch die Sprachauffassungen gegeben ist, die in den neuen Technologien und in den neuen Medien einerseits zur Anwendung kommen und andererseits auch von daher inspiriert werden. Die wichtigsten Punkte des Vortrags, den Peter Hellwig gehalten hat, sind in dem ausführlichen Tagungsbericht genannt, den Armin Burkhardt und Peter von Polenz in der "Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)" 14.1986, S. 373–384, gegeben haben.

Im Rahmen des zweiten thematischen Komplexes der Tagung (historische Perspektiven / Wissenschaftsgeschichte) haben Werner Neumann (Berlin/DDR), Hendrik Birus (Göttingen) und Ludwig Jäger (Aachen) Vorträge zu den handlungstheoretischen Auffassungen in der Sprachwissenschaft des frühen 19. Jahrhunderts, zum Verhältnis von Hermeneutik und Sprachtheorie im 18. Jahrhundert und zur Sprachtheorie Wilhelm von Humboldts gehalten. – Zu den sprachtheoretischen Auffassungen von Ferdinand de Saussure, Karl Bühler und Noam Chomsky gab es eine Podiumsdiskussion mit Experten. Teilnehmer auf dem Podium waren Achim Eschbach (Essen), Klaus Heger (Heidelberg), Hans Jürgen Heringer (Augsburg), Helen Leuninger (Frankfurt a.M.) und Wulf Oesterreicher (Freiburg). Die Teilnehmer diskutierten einzelne Auffassungen und Positionen der drei genannten Sprachtheoretiker des 20. Jahrhunderts untereinander und beantworteten Fragen aus dem Publikum. Koordiniert wurde die Veranstaltung von Dieter Cherubim (Göttingen). Die Podiumsdiskussion wird in diesem Band nicht eigens dokumentiert, weil es keine im vorhinein ausgearbeiteten Statements gab und die Gewichtungen, die während der Diskussion vorgenommen wurden, notgedrungen mehr oder weniger zufällig bleiben mußten. Ich verweise auch hier auf den Tagungsbericht von Burkhardt / v. Polenz in ZGL 14.1986, hier S. 378 f.

Zum dritten Themenkomplex der Tagung (Anwendungen theoretischer Konzeptionen und Alltagsauffassungen von Sprache) wurden folgende Vorträge gehalten: Hans Peter Althaus (Trier) zeigte exemplarisch die Verwendung spezieller sprach- und zeichentheoretischer

Konzepte im Werk eines Schriftstellers. Er stellte Arno Schmidts Etym-Theorie vor, die "Zettels Traum" zugrunde liegt. – Hans Glinz (Wädenswil/Schweiz) beleuchtete das Anwendungsfeld Schule; er sprach zu "Sprachtheorien in und hinter den Lehrern und die Entwicklung der Sprachfähigkeiten in den Schülern". – Sigurd Wichter (Münster) griff in seinem Vortrag grundsätzliche Fragen der lexikalischen Semantik auf und behandelte auf dieser Grundlage Probleme der Beschreibung von Sprachvarietäten und -varianten (Fachsprachen, Gruppensprachen). – Jan Wirrer (Bielefeld) widmete sich anhand anschaulicher Beispiele aus dem ostwestfälischen Raum der Thematik, was Sprecher über dialektalen Sprachgebrauch wissen und wie sie ihn einschätzen. – Die Ergebnisse einer Zeitungsumfrage "Was halten Sie vom heutigen Deutsch?" unter sprachinteressierten Bürgerinnen und Bürgern im Rhein-Neckar-Raum wurden von Gerhard Stickel (IDS, Mannheim) vorgestellt. Die Umfrage, die sehr großes Interesse in den Medien fand, hat zahlreiche bemerkenswerte Einzelergebnisse hervorgebracht, vor allem aber gezeigt, daß die uralte Frage nach dem Sprachverfall die sprachinteressierten Bürger/innen von heute unvermindert umtreibt.

Ich möchte die Sitzung des Wissenschaftlichen Rats des IDS nicht unerwähnt lassen, die sich an die öffentlichen Verhandlungen der Jahrestagung 1986 anschloß. Hauptgegenstand dieser Sitzung war der Bericht der Regierung der Bundesrepublik Deutschland über "Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt" (Stand Oktober 1985). Zu dem Regierungsbericht gaben prominente Podiumsteilnehmer Stellungnahmen ab: für das Auswärtige Amt Dr. Christoph Brümmer, für das Goethe-Institut der Generalsekretär Dr. Horst Harnischfeger, für den Deutschen Akademischen Austauschdienst Dr. Friedrich W. Hellmann, für die Zentralstelle für das Auslandsschulwesen (Bundesverwaltungsamt) Herr Walter Schmidt, für das Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München Prof.Dr. Harald Weinrich und für das IDS Prof.Dr. Gerhard Stickel. Die Statements und die Feststellungen des Berichts selbst führten zu einer lebhaften Diskussion vor allem mit den Sitzungsteilnehmern aus dem Ausland. Ein kurzer Bericht über die Sitzung findet sich im SPRACHREPORT 2/1986, S. 13 f.

Abschließend bleibt mir die angenehme Pflicht, allen denen zu danken, die zum Zustandekommen dieser Tagung beigetragen haben und die bei der Organisation geholfen haben. Ich danke den Referenten, Diskussionsleitern und Diskutanten sowie dem Vorbereitungsausschuß. Für finanzielle Unterstützung gilt mein besonderer Dank dem Freundeskreis des Instituts für deutsche Sprache e.V. und der Stadt Mannheim.

Rainer Wimmer

Sprache und Intentionalität: der Zusammenbruch des Kognitivismus*

Zusammenfassung

Das Programm für eine sog. kognitive Wissenschaft scheitert an der Aufgabe, der Intentionalität mentaler Zustände und Vorgänge Rechnung zu tragen. Insbesondere scheitert die kognitive Linguistik an der Intentionalität des Sprechens. Damit wird auch die Sprachauffassung vor allem der generativen Grammatik hinfällig; sie muß durch eine Weiterentwicklung der Sprachbegriffe ersetzt werden, die man in der Sprachwissenschaft bei der praktischen Arbeit im allgemeinen voraussetzt. Eine Neuorientierung in der Sprachwissenschaft scheint erforderlich.

Nach Vorklärlungen in § 1, insbesondere zum Begriff des Sprachbegriffs und zu Chomskys Sprachauffassung, wird in § 2 das Programm für eine 'kognitive Wissenschaft' charakterisiert und die sog. kognitive Linguistik in diesen Rahmen eingeordnet. In § 3 wird das Scheitern des Programms im allgemeinen und der kognitiven Linguistik im besonderen nachgewiesen. Sprechen muß als Handeln gerade in seinen intentionalen Aspekten erfaßt werden (§ 4), woraus u.a. die sprachwissenschaftliche Irrelevanz jeder kognitiven Linguistik folgt. Sprachen sind abstrakte, extramentale Objekte: Diese Auffassung ergibt sich zwingend, sobald man der Intentionalität des Sprechens eine zentrale Stellung einräumt (§ 5). Sprecher stehen zu Sprachen sowohl durch eine Fähigkeit des Sprach-Könnens als auch durch Sprach-Kennen in Beziehung; beidem liegt Intentionalität zugrunde, das zentrale Phänomen für eine richtig verstandene Sprachwissenschaft (§ 6).

*Englische Fassung erscheint voraussichtlich in *Leuvense Bijdragen*.

Obviously a theory called space grammar cannot be taken seriously, but one called *cognitive grammar* is potentially of great intellectual significance, hence my use of the latter in the title of this inchoate monograph.

Ronald W. Langacker (1983)

"Aber er hat ja gar nichts an!" sagte endlich ein kleines Kind.
"Hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater; und einer flüsterte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte.

"Aber er hat ja gar nichts an!" rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, aber er dachte bei sich: 'Nun muß ich es noch aushalten'. Und die Kammerherren gingen und trugen weiterhin die Schleppe, die gar nicht da war.

Hans Christian Andersen (1841)

Einleitung

Wovon handelt die Sprachwissenschaft? Stellen wir die Frage naiv, und lassen wir naive Antworten zu, dann handelt die Sprachwissenschaft von der Sprache oder den Sprachen oder vielleicht von beidem. Aber dürfen wir Frage und Antwort bei naivem Verständnis überhaupt ernst nehmen? Die ernsthafte Betrachtung könnte ja zeigen, daß die Antwort bestenfalls irrelevant ist und schlimmstenfalls unzutreffend – vielleicht sitzen wir einfach der Wortbildung auf: Sprach-Wissenschaft = Wissenschaft von d e r Sprache oder Wissenschaft von d e n Sprachen. Wovon handeln die Naturwissenschaften? Für den Laien selbstverständlich von der Natur, aber, so zeigt sich bald, der Begriff "Natur" kommt in diesen Wissenschaften gar nicht mehr vor. Und nach d i e s e m Muster – so wird der Spötter bemerken – handeln die Geisteswissenschaften überhaupt von nichts.

In der Sprachwissenschaft findet gegenwärtig eine Auseinandersetzung zwischen zwei widerstreitenden Auffassungen statt; nach der einen, vertreten in der generativen Grammatik und unterstützt von Strömungen besonders in der Psychologie, besteht die primäre Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Erforschung der menschlichen Sprachfähigkeit, verstanden als eine biologische Begabung, und der Ausprägung dieser Fähigkeit bei größeren Sprechergruppen; Sprachen in einem traditionellen Sinn spielen bestenfalls eine Rolle am Rande. Nach der zweiten Auffassung ist die eigentliche Aufgabe der Sprachwissenschaft die Erforschung der natürlichen Sprachen, sei es nun mit einzelsprachlichem oder universalistischem Schwerpunkt; die Mehrzahl aller praktisch arbeitenden Sprachwissenschaftler dürfte – einmal abgesehen von Proklamationen – diese Auffassung vertreten. Beide Anschauungen gehen mit unterschiedlichen Sprachbegriffen einher; diesen Sachverhalt werde ich im folgenden besonders hervorheben.

Wie eine bestimmte Wissenschaft zu verstehen ist, hängt z.T. von der Bestimmung ihres Gegenstandes ab; wird die Gegenstandsbestimmung geändert, so kann dies früher oder später zu einer Änderung der Wissenschaft selber führen. Diese wissenschaftspraktische Konsequenz bleibt bei Auseinandersetzungen über den Gegenstand gewöhnlich verborgen; sie werden meist als rein wissenschaftsinterne Debatten geführt, in der Sprachwissenschaft etwa als sprachtheoretische Diskussionen über einen angemessenen Sprachbegriff. Tatsächlich tritt im Falle der Sprachwissenschaft der wissenschaftspraktische, ja wissenschaftspolitische Aspekt gegenwärtig in ungewöhnlicher Schärfe hervor: Es werden nämlich für einen Verbund von Wissenschaften, der die Sprachwissenschaft einschließt, Forschungs- und Entwicklungsprogramme über Hunderte von Millionen Mark beantragt oder aufgelegt, bei denen man für die Sprachwissenschaft Sprachbegriffe des ersten Typs - Sprache als Sprachfähigkeit - voraussetzt und voraussetzen muß. Es handelt sich um die Programme für eine sog. kognitive Wissenschaft, die nach dem Willen der Initiatoren mindestens die Sprachwissenschaft, die Computerwissenschaft einschließlich der Forschungen zur sog. künstlichen Intelligenz sowie gewisse Teile der Neurophysiologie, der Psychologie und der Philosophie umfassen soll. Wie die beiden einschlägigen Memoranden (Partee u.a. (Hrsgg.) 1985 für die U.S.A., Bertelson u.a. (Hrsgg.) 1986 für die Europäische Gemeinschaft) zeigen, zielen diese Programme auf Grundlagenforschung zum Zwecke der industriellen Auswertung ab. Damit erhält die sprachtheoretische Diskussion um einen angemessenen Sprachbegriff indirekt eine wirtschaftspolitische Dimension.

Die vorliegende Arbeit ist durchaus auf diesem Hintergrund zu sehen. Ich werde zu zeigen versuchen, daß die kognitivistische Sprachauffassung unhaltbar ist, und zwar schon deshalb, weil das gesamte Programm des Kognitivismus zusammengebrochen ist: Als Programm für eine 'uneingeschränkte kognitive Wissenschaft' ist es grundsätzlich verfehlt, als Entwurf einer 'eingeschränkten kognitiven Wissenschaft' chancenlos. Hierbei greife ich mit Nachdruck auf Argumente von Searle (1980a, 1984) zurück, die zwar außerhalb der Sprachwissenschaft eine gewisse Wirkung entfaltet haben ("I expect that few will need to be introduced to John Searle's wellknown paper, 'Minds, brains, and programs' [...]", Dennett 1982:3), in dieser Wissenschaft jedoch völlig unbeachtet geblieben sind.

Es ist gerade die vom Kognitivismus verworfene Auffassung - Gegenstand der Sprachwissenschaft sind die Einzelsprachen, je für sich, als Sprachgruppen oder universalistisch untersucht -, die sich als sachgemäß erweisen wird. Sie erlaubt es nämlich im Gegensatz zum Kognitivismus, einem Wesenszug aller Sprechhandlungen Rechnung zu tragen: ihrer 'Intentionalität' im Sinne von Searle (1983).

Wir befinden uns gegenwärtig in einer paradoxen Situation: Wissenschaftspolitisch hat der Kognitivismus gute Chancen, mit massiver finanzieller Unterstützung eine Reihe von Wissenschaften zunächst einmal ganz oder teilweise zu übernehmen. Eine solche Unterstützung wäre wirtschaftspolitisch motiviert, durch die technologische Hoffnung von Staat und Industrie, den gesamten Computerbereich durch breitere Grundlagenforschung sprunghaft zu verbessern. Ob der Kognitivismus für Humanwissenschaften wie die Sprachwissenschaft oder die Psychologie überhaupt ein angemessenes Forschungsparadigma abgeben kann, danach würde erst dann wieder gefragt, wenn er an seinen eigenen, unerfüllbaren Ansprüchen offenkundig gescheitert ist. Das kann – wie die Geschichte des Behaviorismus in der Psychologie zeigt – dauern.

Sachlich jedoch ist der Kognitivismus bereits vor seiner entschiedenen finanziellen Förderung zusammengebrochen, und die schwerwiegenden Einwände gegen das gesamte Programm sind den betroffenen Wissenschaftlern bekannt oder könnten ihnen doch bekannt sein. Allerdings ist es unwahrscheinlich, daß diese Erkenntnis die potentiellen Geldgeber noch erreicht.

Für die Sprachwissenschaft jedenfalls trete ich mit Nachdruck dafür ein, daß sie sich vom Kognitivismus befreit, statt ihn als modischen Mantel zu betrachten (wie in dem vorangestellten Zitat von Langacker 1983a: ii; vgl. hierzu auch Anttila 1985), in dem man sich selbst und die Nachbarn beeindruckt und die Geldgeber umwirbt.

Ich glaube, daß es an der Zeit ist für eine Neuorientierung in der Sprachwissenschaft, und ich werde in dieser Arbeit abschließend andeuten, in welche Richtung sie gehen könnte.

1 Vorklärungen

1.1 Bedeutungen deutscher Wörter mit der Nennform *Sprache*

Bekanntlich kommt der Ausdruck "Sprache" im Deutschen in gewissen Bedeutungen nur im Singular vor, in anderen jedoch im Singular und im Plural:

(1.1) a. Die Natur hat dem Menschen nicht die Sprache gegeben, damit er den Mund hält.

b. Deutsch ist eine Sprache, und Englisch und Französisch sind ebenfalls Sprachen.

(Quellennachweis für (a) in DW 1981: 2456). Strenggenommen gibt es im Deutschen nicht ein einziges lexikalisches Wort mit der Nennform *Sprache*, sondern mehrere, die sich in ihrer Bedeutung, zum Teil auch in ihrer Formkomponente unterscheiden. Dies läßt sich genauer folgendermaßen formulieren.

Unter einem lexikalischen Wort verstehe ich ein Wortparadigma zusammen mit einer Bedeutung, die das Wortparadigma in der Sprache hat. Die Bedeutung soll als ein Begriff in einem psychologischen Sinne aufgefaßt werden (eine solche Konzeption läßt sich gegen vielfältige Kritik verteidigen: vgl. Lieb 1980a). Die Begriffe des Wortparadigmas und des Begriffs selber brauchen hier nicht weiter geklärt zu werden (meine eigene Explikation von "Wortparadigma" findet sich in Lieb 1980b, 1983: §6.3, von "Wortbedeutung" in 1980a, 1983: Kap. 13). Jedoch ist ein Paradigma grundsätzlich von seinen Formen zu unterscheiden, auch dann, wenn es nur eine einzige Form gibt; bei Begriffen, also auch bei Wortbedeutungen, soll die traditionelle Unterscheidung von Begriffsumfang und Begriffsinhalt anwendbar sein:

(1.2) Jedes lexikalische Wort W ist ein Paar $\langle P, b \rangle$: P ist ein Wortparadigma der gegebenen Sprache, und b ist ein Begriff, der in dieser Sprache eine Bedeutung von P ist.

(Der Ausdruck "Sprache" wird hier und an vergleichbaren Stellen ohne theoretischen Anspruch gebraucht; d.h. unterschiedliche Interpretationen im Rahmen unterschiedlicher Sprachtheorien sind zunächst noch zugelassen.)

Es gibt nun im Deutschen ein Wortparadigma

(1.3) $sprache^P$,

dessen Nennform *sprache* ist und das als echten Teil ein Singularparadigma

(1.4) $sprache^P_{Sg}$

enthält. (" $sprache^P$ " ist der Name eines Wortparadigmas, wobei "P" an "Paradigma" erinnern soll. Gemeint sind Paradigmen des gesprochenen Deutsch, was auch die Kleinschreibung motiviert. Jedoch ließe sich das geschriebene Deutsch leicht einbeziehen, und ich folge dem üblichen Verfahren in einsprachigen Wörterbüchern, von schriftlichen Belegen auf Wörter der gesprochenen Sprache zu schließen.) Sowohl das Vollparadigma als auch das Singularparadigma allein kommen in lexikalischen Wörtern des Deutschen als Formkomponente P vor; wir haben also sowohl Singularwörter als auch Vollwörter mit der gemeinsamen Nennform *sprache*, und die Singularwörter unterscheiden sich von den Vollwörtern stets in ihrer Bedeutung. Dies versteckt sich hinter der Redeweise, daß "Sprache" in gewissen Bedeutungen nur im Singular gebraucht werden könne, in anderen aber sowohl im Singular als auch im Plural.

Nach Ausweis der einschlägigen Wörterbücher (insbesondere DW 1981, WDG 1976, GDW 1905: dort zahlreiche Quellenbelege) muß man bei den Singularwörtern mit wenigstens den folgenden, hier nur andeutend formulierten Bedeutungen rechnen (die Formulierungen stammen von mir):

(1.5) Bedeutungen von Singularwörtern

b_1 = 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen'
(vgl. (1.1a))

b_2 = 'Sprechen' (in Wendungen wie: *mit der Sprache zögern*; wohl auch in *Sprachfähigkeit*)

b_3 = 'Art des (Aus-)Sprechens' (*seine Sprache klingt rau*)

b_4 = 'Ausdrucksweise' (*er bedient sich einer bilderreichen Sprache*)

Bei den Vollwörtern wird man wenigstens ansetzen müssen:

(1.6) Bedeutungen von Vollwörtern

b_1 ' = 'etwas, was gesprochen werden kann und nicht Teil ist von etwas, was gesprochen werden kann'; d.h. unter diesen Begriff fällt alles, wofür gilt:

a. Es kann durch einen Eigennamen oder eine definite Deskription bezeichnet werden, die den Rahmen *er spricht* ... syntaktisch korrekt und semantisch sinnvoll ergänzen: also Deutsch, Bairisch, aber nicht: Indogermanisch; und

b. es ist nicht (echter) Teil von etwas, das (a) genügt: also Deutsch, aber nicht: Bairisch.

b_2 ' = 'etwas, was nicht unter b_1 ' fällt und nicht Teil ist von etwas, was unter b_1 ' fällt, aber von Organismen auf eine dem Sprechen analoge Weise gebraucht werden kann' (vgl. *die Sprache der Bienen*).

Zu (1.6) sind *zwei Bemerkungen* angebracht.

1. Bei Ausfüllung des Rahmens *er spricht* ... sind nur solche Ausdrücke zugelassen und solche Wortbedeutungen zu berücksichtigen, bei denen der entstehende Satz als Antwort auf die Frage "Was spricht er?" (im Unterschied zu "Wie spricht er?") sinnvoll geäußert werden kann. Für "sprechen" sind dabei zwei Auslegungen erlaubt: a. 'Sprechhandlungen ausführen' ("Was spricht er grade?" - "Er spricht Deutsch."); b. 'Fähigkeit haben, Sprechhandlungen bestimmter Art auszuführen und zu verstehen' ("Was spricht er alles?" - "Er spricht Deutsch, Englisch und Tagalog.").

2. Die genauere Analyse könnte zeigen, daß die Begriffe b_1 ' und b_2 ' selber keine Bedeutungen von *sprache*^P, sondern mit solchen nur *um f a n g s g l e i c h* sind. Ich gehe dieser Frage nicht weiter nach, da sie die Hauptthesen meiner Arbeit unberührt läßt. (Die Bedeutung b_1 ' - oder eine umfangsähnliche - findet sich bereits im Ahd., vgl. GDW 1905: 2729 Nr. 7 u. 2735 Buchstabe n.)

Ich hebe nochmals hervor, daß die Bedeutungsanalysen (1.5) und (1.6) vorläufig, informell und wahrscheinlich unvollständig sind; jedoch reichen sie für die Zwecke dieser Arbeit aus und sollen künftig vorausgesetzt werden.

Es ist selbstverständlich eine Besonderheit des Deutschen, daß sich die genannten Bedeutungen mit einem einzigen Wortparadigma bzw. dessen Singularanteil verbinden. Jedoch finden sich vergleichbar organisierte alltagssprachliche Wortgruppen auch in anderen europäischen Sprachen, die in der Fachsprache der gegenwärtigen Sprachwissenschaft benutzt werden, insbesondere im Französischen und Englischen. (Es ist eine interessante, aber hier nicht weiter zu verfolgende Frage, wie weit solche Wortgruppen bereits durch sprachwissenschaftliche Terminologiebildung beeinflusst sind.)

1.2 Klärung von "Sprachbegriff"

Wir können zunächst von 'alltagssprachlichen Sprachbegriffen im Deutschen' reden. Es liegt nahe, hierunter einfach alle Begriffe zu verstehen, die sich mit dem Singularparadigma $sprache_{Sg}^P$ oder dem Vollparadigma $sprache^P$ zu lexikalischen Wörtern verbinden. Jedoch nehmen zwei dieser Begriffe eine besondere Stellung ein, nämlich b_1 = 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen' und b_1' = 'etwas, was gesprochen werden kann ...'. Nur diese beiden Begriffe nämlich entsprechen Begriffen, die man auch in der Sprachwissenschaft allgemein als mögliche Sprachbegriffe betrachten würde. Ich will deshalb den Ausdruck "alltagssprachlicher Sprachbegriff" in seiner Verwendung beschränken, gemäß der folgenden informellen Festsetzung, bei der übrigens vom Deutschen abgesehen wird:

(1.7) *Definition.* Ein **a l l t a g s s p r a c h l i c h e r S p r a c h b e g r i f f** in einer Sprache ist ein Begriff, für den gilt: Er ist identisch mit

b_1 = 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen'

oder mit

b_1' = 'etwas, was gesprochen werden kann und nicht Teil ist von etwas, was gesprochen werden kann',

oder er ist b_1 oder b_1' im Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich; und er bildet mit einem Wort oder Wendungsparadigma der Sprache ein alltagssprachliches Wort oder eine alltagssprachliche Wendung der Sprache.

Ich lasse hier offen, wie man bei einer Sprache den 'alltagssprachlichen' Teil ausgrenzt. Mit Wendungsparadigmen werden – über Wortparadigmen hinaus – auch feste syntaktische Fügungen zugelassen.

Wenden wir uns nun der Fachsprache der Sprachwissenschaft zu. Ich muß es mir wiederum versagen, den Status von Fachsprachen zu erörtern. Meine eigene Auffassung sei jedoch wenigstens angedeutet.

Die Fachsprache einer hinreichend entwickelten Wissenschaft, etwa der Sprachwissenschaft, setzt sich zusammen aus bestimmten Ausprägungen natürlicher Sprachen und aus sog. Konstruktssprachen. So enthält die Fachsprache der Sprachwissenschaft einen deutschen Teil, einen englischen Teil usw. sowie prädikatenlogische oder modallogische Systeme. Die natursprachlichen Ausprägungen, die zu einer Fachsprache gehören, sind grundsätzlich *reglementiert*, d.h. sie enthalten Festsetzungen oder Konventionen, die von den Wissenschaftlern eingeführt werden.

Betrachten wir also einen sprachwissenschaftlichen Begriff. (Es sei daran erinnert, daß ich "Begriff" in einem psychologischen Sinne verstehe und damit weder ein Wortparadigma noch ein lexikalisches Wort meine.) Der Begriff kann sich mit einem natursprachlichen oder einem konstruktssprachlichen Ausdruck verbinden. Dies gilt insbesondere für Sprachbegriffe, die wir nun unter Rückgriff auf alltagssprachliche Sprachbegriffe wie folgt bestimmen wollen:

(1.8) *Definition.* Ein Sprachbegriff der Sprachwissenschaft ist ein Begriff, für den gilt:

- a. Er ist einem alltagssprachlichen Sprachbegriff in irgendeiner Sprache im Inhalt oder im Umfang hinreichend ähnlich (dies läßt Identität der Begriffe zu).
- b. Es gibt ein Wort- oder Wendungsparadigma einer Sprache oder einen Ausdruck einer Konstruktssprache, so daß gilt: Zusammen mit dem Paradigma oder dem Ausdruck bildet der Begriff ein Ausdrucksmittel der Fachsprache der Sprachwissenschaft.

Sprachbegriffe der Sprachwissenschaft müssen also einem alltagssprachlichen Sprachbegriff hinreichend ähnlich sein; letzten Endes sind sie damit auf die Begriffe b_1 und b_1' bezogen. Sie verbinden sich mit einem Ausdruck der Fachsprache der Sprachwissenschaft der entweder konstruktssprachlich oder natursprachlich ist. Im zweiten Fall kann dieser Ausdruck ein Wortparadigma sein, aber auch ein Wendungsparadigma, etwa

(1.9) *die menschliche Sprache*^P, *Universal Grammar*^P usw.

Hiermit habe ich für meine Zwecke hinreichend geklärt, was ich unter einem sprachwissenschaftlichen Sprachbegriff verstehen möchte. Wir können uns nunmehr den Sprachbegriffen der gegenwärtigen Sprachwissenschaft zuwenden.

1.3 Sprache als Sprachfähigkeit und Sprache als Einzelsprache

Seit einigen Jahren gewinnt die generative Grammatik chomskyscher Prägung wieder stark an Anhängern, und zwar in Gestalt der sog. Government-and-Binding- oder GB-Theorie (Chomsky 1981). Allerdings gibt es selbst im generativen Lager wenigstens drei Konkurrenten: schon etwas abgeschlagen – und nur mit Einschränkungen hergehörig – die sog. Relationale Grammatik (*Relational Grammar*, *Arc Pair Grammar*: Johnson and Postal 1981); zunehmend beachtet die Lexikalisch-funktionale Grammatik (*Lexical Functional Grammar*, LFG: besonders Bresnan (Hrsg.) 1982) sowie die Verallgemeinerte Phrasenstruktur-Grammatik (*Generalized Phrase Structure Grammar*, GPSG: besonders Gazdar u.a. 1985).

Außerhalb der generativen Richtungen verliert die Montaguegrammatik rapide an Vertretern, wobei die Montague s e m a n t i k allerdings in die Verallgemeinerte Phrasenstrukturgrammatik eingegliedert bleibt. Der Ansatz von Heger (1976), die sog. Funktionale Grammatik (seit Dik 1978) sowie die von mir entwickelte Integrative Sprachwissenschaft (bes. Lieb 1983) haben bisher noch nicht die Beachtung gefunden, die sie meiner Ansicht nach verdienen.

Dieser stichwortartige und lückenhafte Überblick soll motivieren, warum ich mich im folgenden zunächst auf den Sprachbegriff bei Chomsky konzentriere, der übrigens auch für Bresnan repräsentativ ist.

Chomsky vertritt eine Sprachauffassung des folgenden allgemeinen Typs:

(1.10) *Auffassung A.* Ein Sprachbegriff der Sprachwissenschaft ist in dieser Wissenschaft genau dann grundlegend, wenn er dem Begriff

b_1 = 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen'

in Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich ist sowie alle weiteren vernünftigen Adäquatheitsbedingungen erfüllt.

Wenn dagegen ein Sprachbegriff der Sprachwissenschaft dem Begriff

b_1 ' = 'etwas, was gesprochen werden kann und nicht Teil ist von etwas, was gesprochen werden kann'

in Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich ist, so ist dieser Begriff sekundär und wird am besten als Begriff aus der Sprachwissenschaft ausgeschlossen.

Mit andern Worten, Begriffe der menschlichen Sprachfähigkeit sind grundlegend, solche der natürlichen Sprache überflüssig: Die Sprachwissenschaft handelt von der menschlichen Sprachfähigkeit und nicht von den menschlichen Sprachen.

Diese Auffassung steht und fällt mit dem Programm einer sog. kognitiven Linguistik. Ich werde zeigen, daß sie mit ihm fällt (§ 3) und daß nicht A, sondern die genaue Umkehrung von A angemessen ist (§§ 4 bis 6):

(1.11) *Auffassung B*. Wie *Auffassung A*, jedoch mit Vertauschung von b_1 und b_1' .

Zunächst jedoch schließe ich § 1 mit dem Nachweis ab, daß Chomskys *Auffassung A* tatsächlich vertritt.

1.4 Chomskys Sprachauffassung

Als Terminus für seinen Sprachbegriff wählt Chomsky *Universal Grammar*, also ein englisches Wendungsparadigma im Singular. (Zum Folgenden vgl. Chomsky 1980a, 1980b, 1980c, 1981, 1982, 1986. Zu Chomsky 1986a s.u. "Nachtrag", nach dem Literaturverzeichnis.) Der Terminus ist doppeldeutig; seine erste Bedeutung entspricht weitgehend dem Begriff 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen'; in seiner zweiten Bedeutung meint der Terminus eine Theorie dieser Fähigkeit. Es geht mir hier nur um die erste Bedeutung, die z.B. an der folgenden Stelle hervortritt (1981: 14):

- (1.12) a. Biological systems – and the faculty of language is surely one – often exhibit redundancy and other forms of complexity for quite intelligible reasons, relating both to functional utility and evolutionary accident. To the extent that this proves true of the faculty of language, then the correct theory of UG [Universal Grammar, H.L.] simply is not in itself an intellectually interesting theory, however empirically successful it may be [...]
- b. "Universal Grammar" bedeutet etwa "allgemeine Eigenschaften der biologischen Grundlage für die grundsätzliche Fähigkeit jedes Menschen zu sprechen".

Die Charakterisierung in (b) ist immer noch vage und unterschiedlich interpretierbar; bei- des trifft allgemein auf die Charakterisierungen von "Universal Grammar" bei Chomsky zu. Für die Zwecke dieses Aufsatzes dürfte (b) jedoch genügen.

Sprachbegriffe, die b_1' entsprechen (vgl. (1.10)), lehnt Chomsky ab. Am pointiertesten hat Chomsky diese Ablehnung in einem Interview formuliert (Chomsky 1982: 107):

- (1.13) In fact the notion language might turn out just to be a useless notion. For example, if we fix a certain level of acceptability then this internally represented system of grammar generates one set, and we say OK that is the language. If we fix the level a bit differently, the same grammar generates a different set, and we can say that is the language. There is no meaningful answer to the question: which is the real language? And of course, as every linguist knows, the common sense notion of language is hopeless. Nobody even tries to make any sense out of that. So the question is, is there any sense of "language" that is worth saving? It is far from obvious that there is.

Im Zusammenhang der einschlägigen Arbeiten Chomskys lassen sich diese Bemerkungen folgendermaßen verstehen. Bei der Beschreibung einzelner Sprachen arbeitet die Sprachwissenschaft – immer nach Chomsky – grundsätzlich unter der idealisierenden Annahme eines

idealen Sprechers in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft, eine Annahme, an der Chomsky seit (1965: 3) hartnäckig festhält. Eine natürliche Sprache im Alltagssprachlichen Sinn läßt sich dann – sofern man dies überhaupt für sinnvoll hält – wiedergeben durch eine Menge von abstrakten Sätzen oder ähnlichen Objekten, die von einer passenden sprachwissenschaftlichen, generativ konzipierten Grammatik erzeugt wird, eine Menge, die Chomsky von Anfang an ebenfalls *language* nennt, was zunächst nur eine Gleichbenennung von Verschiedenem darstellte. Im idealen Sprecher ist eine Grammatik als ein kognitives System repräsentiert, dem eine korrekte sprachwissenschaftliche Grammatik entspricht oder das sie beschreibt (beide Auffassungen werden von Chomsky vertreten). Das kognitive System hat reale Existenz, und damit auch die korrekte Grammatik in einem abgeleiteten Sinn; die generierte Menge von Sätzen ist ein reines 'Epiphänomen', und dies gilt erst recht für die natürliche Sprache, als deren Rekonstruktion die Menge von Sätzen gelten soll (vgl. z.B. 1982: 107f). Entsprechende Sprachbegriffe sind daher bestenfalls überflüssig, im Gegensatz zu Begriffen der menschlichen Sprachfähigkeit. Angesichts einer Reihe von Einwänden ist Chomsky grundsätzlich bereit, die rekonstruktive Gleichsetzung von generierter 'Sprache' und zu erfassender natürlicher Sprache aufzugeben (vgl. die Belege und die ausführliche Diskussion bei Langendoen und Postal 1984: § 6.4, bes. 136ff). Probleme der Gleichsetzung verschwinden – für Chomsky – einfach dadurch, daß er Begriffe der natürlichen Sprache notfalls aus der Sprachwissenschaft verbannt (1980a: 126f).

Aber angenommen, wir lassen solche Begriffe weiterhin zu. Dann kann man im Rahmen von Chomskys Ansatz zwischen Universalgrammatik und natürlichen Sprachen in einem üblichen Sinne den folgenden Zusammenhang herstellen.

Die Universalgrammatik determiniert 'Parameter'. Im wesentlichen entsteht die innere Grammatik eines idealen Sprechers in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft aus der Universalgrammatik, indem für die Parameter bestimmte Werte festgelegt werden und eine 'Peripherie' von 'markierten' Elementen hinzugefügt wird (Chomsky 1981: 8; ausführlicher Chomsky 1986: Teil II). Mit der Grammatik ist dann auch eine Sprache gegeben, wie oben ausgeführt.

Allerdings scheint Chomsky mitunter geneigt, auf den generativen Charakter von Grammatiken überhaupt zu verzichten. Daraus gewinnt er jedoch nur ein weiteres Argument gegen 'Sprachen' als sprachwissenschaftliche Gegenstände (1980a: 122f):

(1.14) [...] it might turn out that grammars do not generate languages at all. Given the epiphenomenal nature of the notion "language", this would not be a particularly disturbing discovery. It would mean that the real systems that are mentally represented do not happen to specify recursively enumerable languages. This might happen for many possible reasons. It might turn out that the grammar has parameters that must be fixed in terms of other systems (say, the conceptual system)

for actual representations of sentences to be generated, and these other systems might have all sorts of exotic properties. Or the rules of grammar might be inherently indeterminate in some respect, even though formulated with perfect precision. In this case, "language" would simply not be a well-defined notion (in the sense of "recursively defined") [...]

Mit diesem Zitat versucht Abbott 1986: 156 die Chomsky-Kritik von Langendoen und Postal 1984 zu widerlegen, jedoch, wie sich zeigen ließe, ohne vollen Erfolg; s.u. § 2.5, nach (2.11).

Ich fasse zusammen:

- (1.15) Chomsky vertritt Auffassung A; dabei wählt er den Begriff der Universalgrammatik als Explikat alltagssprachlicher Begriffe der menschlichen Sprachfähigkeit und ersetzt – wenigstens tendenziell – Begriffe der einzelnen natürlichen Sprache durch den Begriff der inneren Grammatik eines idealen Sprechers in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft.

1.5 Bemerkungen

Die Ersetzung von 'natürlichen Sprachen' durch 'innere Grammatiken' (1.15) hat neuerdings auch terminologische Konsequenzen: In Chomsky 1986 werden die inneren Grammatiken in 'innere Sprachen' (*I-languages*) umbenannt. Terminologisch ist dies ein geschickter Schachzug: Die Sprachwissenschaftler werden nie darauf verzichten, von Sprachen zu reden. Die übliche Interpretation von "Sprache" – Sprachen als extramentale Objekte (*E-languages* bei Chomsky 1986) – lehnt Chomsky ab. Wer künftig trotzdem von Sprachen reden will, kann dies auch bei Chomsky tun; er darf nur nicht mehr dasselbe meinen wie früher. Auf diese Weise werden Sprachen in einem traditionellen Sinn für einen Chomsky-Anhänger terminologisch zum Verschwinden gebracht. Ferner ist die lästige 'systematische Doppeldeutigkeit' des Ausdrucks "grammar", der bisher gleicherweise die 'Grammatik im Sprecher' und die 'Grammatik des Sprachwissenschaftlers' bezeichnete, beseitigt; "grammar" bleibt für die sprachwissenschaftliche Grammatik reserviert.

Chomsky hat seine Auffassung vom Gegenstand der Sprachwissenschaft mit nur unwesentlichen Modifikationen seit mehr als zwanzig Jahren vertreten, seit Ende der siebziger Jahre in der gegenwärtigen, radikalen Form. In Chomsky 1986 hat er seine Position nochmals zusammengefaßt, mit den genannten terminologischen Neuerungen.

Seit 1968 habe ich an Chomskys Position mehrfach grundsätzliche Kritik geübt, wobei ich eine Sprachauffassung gemäß B (1.11) vorausgesetzt habe (Lieb 1968a; 1968b: § 1; 1970: Kap. 1 und 11; 1974: § 1; 1975: § 1.4; 1976a; 1976b; 1983: §§ 0.2 – 0.4). Diese Kritik ist – wie fast alle Einwände grundsätzlicher Art – in der generativen Grammatik

schlicht ignoriert worden; insbesondere bemerkt Chomsky zu dem abgelehnten Sprachbegriff (s.o. (1.13)): "Nobody even tries to make any sense out of that"; ähnlich Chomsky 1986: 5. Hierzu vgl. u. § 5.2.

Seit Anfang der achtziger Jahre bringen ehemalige Vertreter der generativen Grammatik, die sich inzwischen von ihr abgewandt haben, z.T. analoge Kritikpunkte vor: Katz 1981, 1984; Langendoen und Postal 1984: § 6.4. Bemerkenswert ist die Situation im Falle von Katz: Bereits in Lieb 1970: Kap. 11 wurde eine an Katz 1981 angenäherte Position aufgrund einer Analyse entwickelt, die Katzens frühes Mentalismus-Manifest (1964) widerlegt. Es dürfte den Fortschritt der Sprachwissenschaft befördern, wenn ihre Wortführer grundsätzliche Fehler nicht erst zehn Jahre nach ihren Kritikern erkennen würden.

Chomskys Auffassung von Sprache und Sprachen ordnet sich in den Rahmen der kognitiven Wissenschaft amerikanischer Prägung (*cognitive science*) ein. Im folgenden charakterisiere ich zunächst das Programm für eine 'kognitive Wissenschaft' – noch immer handelt es sich um ein Programm eher als um eine existierende Wissenschaft – und zeige, wie sich die 'kognitive Linguistik' in dieses Programm einfügt (§ 2). Anschließend weise ich unter Rückgriff auf Argumente Searles (1980a, 1984) nach, daß die 'kognitive Wissenschaft' und damit auch die 'kognitive Linguistik' unhaltbar ist, weil sie ihren Gegenstand verfehlt (§ 3).

2 Kognitive Wissenschaft und kognitive Linguistik

2.1 Uneingeschränkte und eingeschränkte kognitive Wissenschaft

Bei der sog. kognitiven Wissenschaft handelt es sich um einen Ansatz, der neuerdings mit Nachdruck in den USA vertreten wird. Entwicklungen in der Sprachwissenschaft, der Psychologie, Philosophie und in der Computerwissenschaft seit den sechziger Jahren haben in den siebziger Jahren besonders in den USA zu der programmatischen Forderung geführt, wenigstens diese Wissenschaften sowie Teile der Neuropsychologie, allgemein der Biologie, zu einem Wissenschaftsverbund zusammenzufassen, der unter einheitlichen Fragestellungen alle Aspekte von Perception und Kognition bei Mensch, Tier und Maschine untersucht. Eben dieser angestrebte Wissenschaftsverbund, dessen Weiterentwicklung zu einer einzigen Wissenschaft erwartet wird, ist die *kognitive Wissenschaft* (*cognitive science*). Man nimmt an, daß Perception und Kognition bei Mensch und Tier im wesentlichen algorithmische Prozesse und damit bei Maschinen (Computern bzw. Robotern) in demselben Sinne möglich sind wie bei Organismen; es kann also nicht nur natürliche, sondern auch künstliche Intelligenz geben, die es zu untersuchen oder zu entwickeln

gilt. Diese Annahmen charakterisieren das Programm für eine kognitive Wissenschaft oder, wie ich genauer sagen möchte, für eine *uneingeschränkte* kognitive Wissenschaft.

Eine gute Kennzeichnung einer so verstandenen kognitiven Psychologie findet sich in Flanagan 1984: Kap. 6 ("Cognitive psychology and artificial intelligence"); vgl. in diesem Zusammenhang auch Brand 1984: Part IV; Stich 1983: Kap. 7 bis 9; und Churchland 1984: Kap. 6 und 7. Einen Überblick über Stand und organisatorischen Hintergrund der uneingeschränkten kognitiven Wissenschaft in den Vereinigten Staaten enthält das Memorandum Partee u.a. (Hrsgg.) 1985. In den Vereinigten Staaten haben zwei nichtstaatliche Stiftungen das Forschungsprogramm seit 1977 bzw. 1982 gezielt mit insgesamt 46 Millionen US-Dollar unterstützt (Partee u.a. 1985: 1; vgl. auch Wanner 1985, York 1985). In dem Memorandum Partee u.a. (Hrsgg.) 1985 werden, hochgerechnet auf einen Fünfjahreszeitraum, nunmehr 190 Millionen US-Dollar an Regierungsgeldern für die Fortführung und den Ausbau des Programms gefordert. In ihrem Grundsatzartikel "Overview and recommendations", Partee u.a. 1985, gehen die Verfasser deutlich von dem Programm der uneingeschränkten kognitiven Wissenschaft aus, verweisen allerdings - unter Bezugnahme auf Fodor 1985 (s.u. (2.4)) - auf seinen z.T. kontroversen Charakter. Es ist bezeichnend, daß gerade Fodor, der das Programm einer 'kognitiven Psychologie' prononciert mitentwickelt hat - vgl. Fodor 1975, 1981, 1983 - nunmehr grundsätzliche Probleme sieht, woraus er jedoch die Notwendigkeit verstärkter Forschung und nicht etwa deren Sinnlosigkeit ableitet.

Gegenwärtig werden Versuche unternommen, die kognitive Wissenschaft als Wissenschaftsverbund auch in Europa übernational, und zwar im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft, zu institutionalisieren; vgl. das Memorandum Bertelson u.a. (Hrsgg.) 1986; der notwendige Finanzierungsaufwand bleibt unspezifiziert, dürfte jedoch kaum unter dem der amerikanischen Vorschläge liegen. Allerdings handelt es sich bei Bertelson u.a. im allgemeinen nur um *eingeschränkte* kognitive Wissenschaft: Der Ausdruck "cognitive science" wird auf Untersuchungen biologischer Systeme beschränkt (wobei Handeln als neuer Untersuchungsgegenstand hinzutritt), und *Artificial Intelligence* gilt als komplementär zur *Cognitive Science*, ja vielleicht nur als analoge Technologie, die allerdings praktisch sowie bei der Modellbildung für die *Cognitive Science* hervorragende Bedeutung besitzt (Bertelson u.a. (Hrsgg.) 1986: Kap. 1 "What is cognitive science?").

Das Programm einer *uneingeschränkten* kognitiven Wissenschaft, wie es bei Partee u.a. (Hrsgg.) 1985 trotz der Bedenken bei Fodor 1985 weiterhin vertreten wird, schließt die sog. *starke* These zur künstlichen Intelligenz ein (*strong AI*, Searle 1980: 417):

(2.1) the computer is not merely a tool in the study of the mind; rather, the appropriately programmed computer really is a mind, in the sense that computers given the right programs can be literally said to *understand* and have other cognitive states.

Die e i n g e s c h r ä n k t e kognitive Wissenschaft dagegen begnügt sich – wenigstens tendenziell – mit der s c h w a c h e n These zur künstlichen Intelligenz (*weak AI*, Searle l.c.):

(2.2) the principle value of the computer in the study of the mind is that it gives us a very powerful tool. For example, it enables us to formulate and test hypotheses in a more rigorous and precise fashion.

Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß die europäische Gruppe mit dem abgeschwächten Programm versucht, Searles vernichtender Kritik an der starken These zur künstlichen Intelligenz zu entgehen (Searle 1980a, 1984: Kap. 1f); allerdings fehlt jeder Hinweis auf Searle, wie übrigens auch im Literaturverzeichnis von Partee u.a. (Hrsgg.) 1985, nur die – nicht einschlägige – Arbeit Searle 1969 erscheint.

Es mag zunächst offenbleiben, ob die e i n g e s c h r ä n k t e kognitive Wissenschaft von der Searleschen Kritik nicht mehr betroffen ist (s.u. § 3.4). Die kognitive L i n g u i - s t i k jedenfalls setzt die uneingeschränkte voraus, die es nun genauer zu kennzeichnen gilt.

2.2 Ein Schema für abstrakte Mechanismen

Im Jahre 1980 erscheinen in Band 3 der Zeitschrift *The Behavioral and Brain Sciences* vier Grundsatzartikel zum Programm einer kognitiven Wissenschaft, jeder gefolgt von 23 bis 26 Kurzartikeln, in denen der Hauptaufsatz von Philosophen, Psychologen, Computerwissenschaftlern und Linguisten diskutiert wird und denen sich wiederum eine zusammenfassende Erwiderung des Hauptautors anschließt.

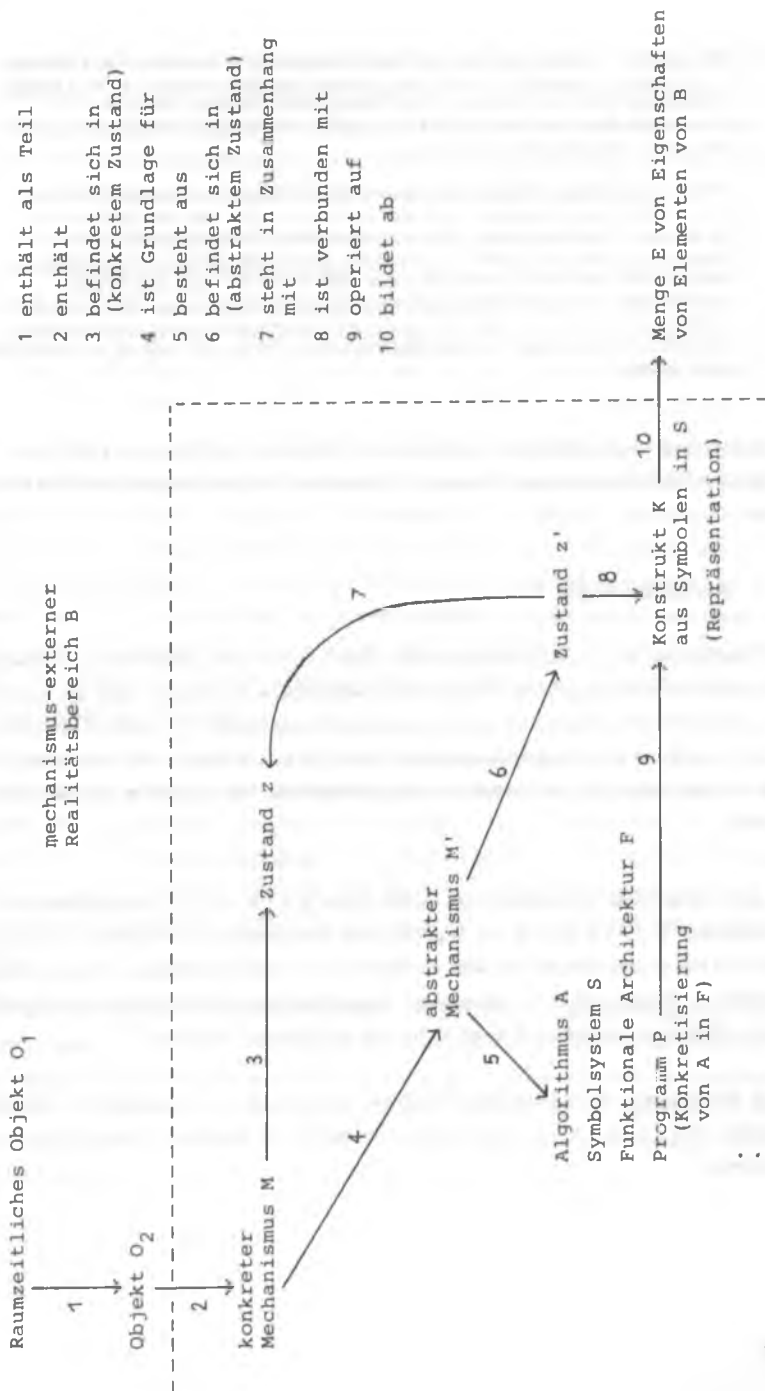
Pylyshyn formuliert das Programm einer kognitiven Wissenschaft vom Standpunkt des Psychologen und Computerwissenschaftlers aus: "Computation and cognition: issues in the foundations of cognitive science". Chomsky charakterisiert seinen sprachwissenschaftlichen Grundansatz so, daß er sich ohne weiteres in dieses Programm einfügt: "Rules and representations" (1980b). Fodor argumentiert entsprechend für eine 'kognitive' Psychologie: "Methodological solipsism considered as a research strategy in cognitive psychology". (Sowohl Chomsky als auch Fodor werden von Pylyshyn bereits einbezogen.) In "Minds, brains, and programs" schließlich bringt Searle das Gebäude einer kognitiven Wissenschaft mit einem philosophischen Gedankenexperiment krachend zum Einsturz.

In den folgenden Jahren sind von wichtigen Autoren, die sich in BBS (1980) äußerten, Monographien zu den angeschnittenen Fragen erschienen, insbesondere Katz 1981, Fodor 1983, Stich 1983, Pylyshyn 1984, Searle 1984, Churchland 1984; dazu von anderen Verfassern: Brand 1984, Millikan 1984. Offensichtlich haben wir es mit einem Schwerpunkt des interdisziplinären Nachdenkens zu tun.

Das Programm für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft läßt sich relativ einfach anhand eines Schemas für 'abstrakte Mechanismen' charakterisieren. Bei dem folgenden Schema (2.3) (nächste Seite), das in dieser Form von mir stammt, halte ich mich eng an Pylyshyn 1980 und 1984.

Pylyshyn 1984 dürfte die umfassendste und sorgfältigste Formulierung darstellen, die das Programm für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft bisher erfahren hat. Ein anderer einflußreicher Vertreter ist Marr; seine Unterscheidung in Marr 1982: Kap. 1 von drei 'Ebenen', die von Schnelle und Rothacker 1984:93 adaptiert und bereits früher von Chomsky 1980c: 48 anerkennend benutzt wird – vgl. auch den Bezug auf Marr 1982 in Chomsky 1986: Anm. 12 –, ist mit Pylyshyn vereinbar und durch Schema (2.3) mit abgedeckt.

Der Rekurs auf ein Schema hat zwei Gründe. Erstens läßt sich auf diese Weise die gemeinsame Struktur unterschiedlicher Vorschläge erfassen; für die Darstellung ist es ein Glücksfall, daß ein an Pylyshyn orientiertes Schema diese Struktur zum Vorschein bringt. Zweitens kann man über ein Schema gegenwärtig nicht hinauskommen. Das gesamte kognitive Programm befindet sich nämlich selbst dann in einer schweren Krise, wenn man es noch nicht für zusammengebrochen hält, einer Krise, die nun auch von einem seiner Hauptvertreter erstmalig offen zugegeben wird (Fodor 1985: 111 und 114):



(2.4) The problem is that, when we construct these sorts of computational theories in psychology, linguistics and AI, we are working with notions we don't really understand. And this chicken is now coming home to roost; what we don't understand about the foundations of computation theory is starting to get in the way of our empirical research.

I hope I have made it clear that the problem isn't just that we don't have a good theoretical vocabulary to report our data in; it's that the best theory of the cognitive mind going, the representational/computational theory, is based on a group of notions – information, aboutness, syntax, representation, computation, procedure, data structure, and so forth – that are largely unarticulated. In consequence, the computational theory about the mind isn't doing for us the sort of jobs that one's best theory is supposed to do: guiding research, rationalizing the investigative undertaking, and making the empirical data cohere.

Entsprechend ist es kein Zufall, wenn auch die folgenden, auf Pylyshyn 1980, 1984 fußenden Erläuterungen des Schemas mit einer unaufhebbaren Vagheit behaftet bleiben.

2.3. Erläuterungen

Wir betrachten in (2.3) ein raumzeitliches Objekt O_1 zu einem bestimmten Zeitpunkt, das entweder ein biologischer Organismus, insbesondere ein Mensch, oder ein Roboter ist. Dieses Objekt enthalte ein anderes raumzeitliches Objekt O_2 , nämlich ein Gehirn, wenn es sich um einen Organismus handelt, oder einen Computer, wenn wir einen Roboter vor uns haben; also das Gehirn des Organismus bzw. den Computer, der den Roboter lenkt.

In dem Gehirn bzw. Computer möge es nun einen k o n k r e t e n biologischen bzw. physikalischen M e c h a n i s m u s M geben; eine Komponente von M könnte ein bestimmter Teil der Großhirnrinde sein oder ein Stück der Computerhardware, etwa ein Mikroprozessor. M kann sich in verschiedenen, neurophysiologisch bzw. physikalisch beschreibbaren Zuständen befinden. M möge sich gerade in Zustand z befinden.

Der Mechanismus M sei Grundlage für einen a b s t r a k t e n biologischen oder physikalischen M e c h a n i s m u s M', zu dem mindestens die folgenden B e s t a n d t e i l e gehören:

1. Ein **A l g o r i t h m u s A**, verstanden als "any completely-specified procedure, regardless of whether it is guaranteed to produce some particular desired result" (dies schließt heuristische Verfahren ein – Pylyshyn 1984: 88 Anm. 1). A ist ein Verfahren, mit dem Konstrukte aus 'Symbolen' des gleich genannten Symbolsystems, und zwar 'Repräsentationen' (2.5), systematisch zueinander in Beziehung gesetzt werden.
2. Ein **S y m b o l s y s t e m S** zum Aufbau von 'Repräsentationen' (2.5), die mit Zuständen des Mechanismus M' verbunden sind: "an internal, physically instantiated symbol system sometimes called 'mentalese' or 'the language of thought'" (1984: 194; der Zusatz *sometimes ...* ist zunächst auf abstrakte biologische Mechanismen beschränkt; zu "language of thought" vgl. Fodor 1975). Man beachte, daß "Symbol" hier rein formale Objekte meint (eine der Verwendungen von engl. *symbol*), unter Ausschluß aller Bedeutungsaspekte.
3. Eine **f u n k t i o n a l e A r c h i t e k t u r F**, deren Spezifikation – nach Pylyshyn – bei Computern äquivalent ist mit der Definition einer Programmiersprache (1984: 92) und die damit bei abstrakten biologischen Mechanismen u.a. einschließt "the basic operations provided by the biological substrate [Mechanismus M, H.L.], say, for storing and retrieving symbols, comparing them, treating them differently as a function of how they are stored, (hence, as a function of whether they represent beliefs or goals), and so on, as well as such basic resources and constraints of the system, as a limited memory. It also includes what computer scientists refer to as the "control structure", which selects rules to apply at various times." (1984: 30).
4. Ein **P r o g r a m m P**, d.h. im Falle von Computern: "A program is a piece of text; it is the encoding of a particular algorithm in some programming language." (1984: 89), und ebenso gilt bei abstrakten biologischen Mechanismen: "Mental algorithms, the central concept in computational psychology, are viewed as being executed by this functional architecture." (1984: 95). P läßt sich daher auffassen als Konkretisierung von A in F und weiter als ein System von 'Regeln' zur systematischen Umformung von 'Repräsentationen'.

Der zentrale Begriff des Mechanismus bleibt bei Pylyshyn weitgehend ungeklärt; die Unterscheidung von abstraktem und konkretem Mechanismus ist zwar durch Pylyshyns Darstellung voll gerechtfertigt, wird aber von ihm in genau dieser Form nicht vorgenommen. Mit dem Ansatz von A, S, F und P als **K o m p o n e n t e n** von M' gehe ich also über Pylyshyn interpretierend hinaus, und die Existenz weiterer Komponenten lasse ich offen (in(2.3) angedeutet durch "...").

Kehren wir zu Schema (2.3) zurück. Der abstrakte Mechanismus M' befindet sich in Zustand z' , der einerseits in Zusammenhang steht mit dem Zustand z des konkreten Mechanismus M und andererseits verbunden ist mit einem Konstrukt K aus Symbolen, die zu dem Symbolsystem S gehören. Das Verhältnis zwischen z' und K bleibt bei Pylyshyn unklar; am ehesten läßt sich K als eine Komponente von z' auffassen.

Das Symbolkonstrukt K ist eine Repräsentation. Für diesen Zentralbegriff der uneingeschränkten wie der eingeschränkten kognitiven Wissenschaft ist mir in der einschlägigen Literatur keine Definition bekannt. (In Fodors pointierter Formulierung (1985: 109): "So we are in the position of having a representational theory of the mind without having a theory of mental representation"; s. auch oben (2.4)). Jedoch sind die folgenden Begriffsbestimmungen durch Pylyshyn 1980: 114 voll abgedeckt:

- (2.5) Es sei M' ein abstrakter Mechanismus, K ein Konstrukt aus Symbolen von M' , und B sei irgendeine Menge.
- a. K bildet E in B ab genau dann, wenn gilt:
- (i) E ist eine Menge von Eigenschaften von Elementen von B .
 - (ii) Es gibt eine Menge E' von Formeigenschaften von K , so daß eine 1-zu-1-Entsprechung zwischen den Elementen von E' und den Elementen von E existiert.
- b. K ist eine Repräsentation bezüglich B genau dann, wenn gilt: Es gibt ein E , so daß K E in B abbildet.

Gemäß Schema (2.3) bildet das Symbolkonstrukt K die Eigenschaftsmenge E in dem mechanismusexternen Realitätsbereich B ab; K ist also eine Repräsentation bezüglich B . Auf dieser Repräsentation operiert das Programm P in mittelbarer Abhängigkeit von E ; d.h. der Mechanismus M' ist so beschaffen, daß gilt: Aufgrund einer Menge von Formeigenschaften E' , durch die K E in B abbildet, geht der Mechanismus von dem K -Zustand z' in einen Zustand z^* über, mit dem ein Symbolkonstrukt K^* verbunden ist, welches durch das Programm P aufgrund von E' festgelegt wird; dabei ist auch K^* eine Repräsentation bezüglich B .

Wir können nun das Programm für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft in einfacher Weise kennzeichnen, indem wir Schema (2.3) als Bezugspunkt benutzen.

2.4 Die heuristische Grundannahme einer uneingeschränkten kognitiven Wissenschaft

Schema (2.3) soll für biologische Organismen und computergesteuerte Roboter gleicher-

maßen gelten. Genauer besteht das Programm einer allgemeinen kognitiven Wissenschaft darin, daß die folgende These als Grundlage der Forschung in den einschlägigen Einzeldisziplinen akzeptiert wird:

(2.6) *Heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft (informell):* Zustände z' gemäß Schema (2.3) werden zu Recht mit den kognitiven Zuständen von O_1 gleichgesetzt.

Was ist hiermit gemeint?

Schema (2.3) enthält 10 Relationsnamen sowie nicht-relationale Ausdrücke ("raumzeitliches Objekt", "abstrakter Mechanismus" usw.). Ich mache die – keineswegs selbstverständliche – Voraussetzung, daß die nicht-relationalen Ausdrücke in ihrer Bedeutung durch Pylyshyn 1984 hinreichend geklärt sind oder sich doch in seinem Sinne grundsätzlich klären lassen. Die Relationsnamen sind dann immer noch weitgehend uninterpretiert. Allerdings wäre nicht jede beliebige Interpretation im Hinblick auf Pylyshyn 1984 zulässig. Die Annahme (2.6) läßt sich nun so verstehen: Bei wenigstens einer zulässigen Interpretation der Relationsnamen ist es vernünftig, Zustände von abstrakten Mechanismen in Gehirnen oder Computern mit kognitiven Zuständen der betreffenden Organismen oder Roboter gleichzusetzen.

Für eine genauere Formulierung definiere ich zunächst:

(2.7) *Definition.* Es sei I eine zulässige (d.h. mit Pylyshyn 1980, 1984 zu vereinbarende) Interpretation der Relationsnamen 1 bis 10 in Schema (2.3).

z' ist ein abstrakter Zustand von O_1 bei I genau dann, wenn es ein O_2 , M , M' , A , S , F , P , ..., z , K , E und B gibt, so daß Schema (2.3) bei I auf diese Gegenstände sowie auf z' und O_1 zutrifft.

(2.6) kann nun durch eine genauere Formulierung ersetzt werden:

(2.8) *Heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft.* Es gibt einen vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands, bei dem für wenigstens eine zulässige Interpretation I der Relationsnamen in Schema (2.3) gilt: z' ist ein kognitiver Zustand von O_1 genau dann, wenn z' ein abstrakter Zustand von O_1 bei I ist.

Selbstverständlich kann sich O_1 in verschiedenen abstrakten Zuständen und damit in verschiedenen kognitiven Zuständen gleichzeitig befinden; dies folgt einfach daraus, daß es

in dem Gehirn oder Computer O_2 von O_1 gleichzeitig unterschiedliche abstrakte Mechanismen geben kann.

Solche Mechanismen könnten sich in allen Komponenten unterscheiden und trotzdem funktional aufeinander bezogen sein: Sie könnten als sog. *Module* in einem Mechanismenverbund auftreten, der einer einzelnen mentalen Fähigkeit entspricht. Die heuristische Grundannahme ist also neutral gegenüber dem Postulat einer 'Modularität des Geistigen' (*modularity of the mind*; vgl. bes. Fodor 1983; zu Fodors Ansatz von 'Sprachmodulen' teilweise kritisch Chomsky 1986: Anm. 6).

Obwohl sich die Annahme (2.8) in dieser Formulierung in der Literatur nicht findet, gibt sie den zentralen Punkt der Konzeptionen richtig wieder, die man für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft entwickelt hat.

In diesen Rahmen ordnet sich die kognitive Linguistik, besonders in ihrer Form bei Chomsky, ein.

2.5 Kognitive Linguistik

Man vergleiche wiederum Schema (2.3). Im Bereich des Sprachlichen kann man als abstrakte Mechanismen M' im Sinne des Schemas erwägen:

- (2.9) a. Synthese- oder Produktionsmechanismen, d.h. Mechanismen, deren Zustände (oder Endzustände) mit Repräsentationen verbunden sind, die Äußerungsereignissen zugrunde liegen.
- b. Analyse- oder Rezeptionsmechanismen, d.h. Mechanismen, deren Zustände (oder Endzustände) mit Repräsentationen verbunden sind, die Verstehensereignissen zugrunde liegen (im Computerbereich als Parser bekannt).
- c. Erwerbsmechanismen, d.h. Mechanismen, deren Zustände (oder Endzustände) mit Repräsentationen verbunden sind, für die gilt: Sie sind selber Mechanismen (oder Bestandteile von Mechanismen, etwa Algorithmen), die zu Synthese- und Analysemechanismen in festen Beziehungen stehen.

Aufgrund zahlreicher metatheoretischer Äußerungen Chomskys, die weitgehend bekannt sind und deshalb nur mit wenigen Zitaten belegt zu werden brauchen, darf man feststellen:

- (2.10) Seit über 20 Jahren vertritt Chomsky die folgenden Thesen, wenn auch mit anderen Formulierungen:

- a. Gegenstand der Sprachwissenschaft sind abstrakte Erwerbsmechanismen im Sinne von (2.9c), ihre Zustände und die mit diesen verbundenen Repräsentationen, *i n n e r e G r a m m a t i k e n* oder neuerdings (Chomsky 1986) *i n n e r e S p r a c h e n (I-languages)* genannt.
- b. Eine korrekte sprachwissenschaftliche Grammatik beschreibt eine innere Grammatik – oder schwächer: entspricht einer inneren Grammatik.
- c. Die Sprachwissenschaft, richtig verstanden, ist eine kognitive Wissenschaft, d.h. die Sprachwissenschaftler sollten bei ihrer Arbeit von der heuristischen Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft – (2.6) oder (2.8) – ausgehen.

Daß Chomsky die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft vertritt, zeigt sich besonders drastisch in Chomsky 1980b: 11, wo er *two missile systems* betrachtet, *each of which is designed to send a rocket to the moon*; das zweite ist "a system that incorporates an explicit theory of the motions of the heavenly bodies and information about its initial position and velocity and that carries out measurements and computations using its internalized theory to adjust its course as it proceeds".

Chomsky behauptet:

In the second case [...] inquiry might lead us to attribute to the missile something like a "mental state"

sowie

the second [case] – the cognizing missile – shares properties with human knowledge.

(Die Einschränkung "something like" ist unwesentlich, da die Rakete jedenfalls 'kognisiert', was nach Chomsky 1980b: 9 für einen kognitiven Zustand ausreichen dürfte.)

(2.10) entspricht der Gesamtposition, die in Chomsky 1986 vertreten wird. (Fodors Charakterisierung des *Neocartesianism* (1983: 3 – 10) scheint mir Chomskys Position nur teilweise zu treffen.) Bei Chomsky (1986: 56) heißt es insbesondere von einer psychologischen Theorie über einen einzelnen hypothetischen Sprecher: "This theory provides an account of the current state of the person as incorporating a particular I-language L_1 ", und später (S. 56f):

(2.11) [...] the account of "competence" is descriptive: it deals with the configuration and structure of the mind/brain and takes one element of it to be an instantiation of a certain program (machine), namely the component L_1 .

(Vgl. (2.9c).)

Andererseits scheinen Stellen wie Chomsky 1980a: 122f (s.o. (1.14)) zunächst dafür zu sprechen, daß Chomsky im Hinblick auf (2.10c) neuerdings schwankt (vgl. auch Chomsky 1986: 30). Wie das Zitat (1.14) zeigt, stellt er aber allenfalls die Rolle von 'deterministischen' sowie von 'rein syntaxbezogenen' Algorithmen in Frage; wir haben jedoch im Anschluß an Pylyshyn bei (2.8) auch Heuristiken als algorithmisch zugelassen (s.o. § 2.3) und brauchen uns keineswegs auf 'syntaxbezogene' Algorithmen einzuschränken. In der Tat lassen sich Stellen wie (1.14) wegen Chomskys Festhalten an 'Repräsentationen' nur widerspruchsfrei interpretieren, wenn man unterstellt, daß Chomsky zur Konstruktion der 'Repräsentationen' auch weiterhin Algorithmen im weiten Sinn ansetzt; bis zu welchem Grade diese die Form einer generativ-transformationellen Grammatik 'klassischer' oder 'moderner' Art aufweisen, ist dabei von untergeordneter Bedeutung (eine Auffassung, der Chomsky nicht so fern zu stehen scheint: vgl. Chomsky 1986: 30).

Aus Bresnan und Kaplan (1982) geht deutlich hervor, daß sie sich die Thesen (2.10a) bis (2.10c) für die Lexikalisch-funktionale Grammatik ebenfalls zu eigen machen. Dagegen lehnen Gazdar u.a. (1985: 5) solche Thesen für ihren eigenen Ansatz ab. Offensichtlich wird (2.10c) auch von Schnelle und seinen Mitarbeitern akzeptiert, die ich der generativen Grammatik im weiteren Sinne zurechnen möchte (Schnelle u.a. 1981/83/84). (Allerdings ist Schnelle inzwischen als einer der Mitverfasser von Bertelson u.a. (Hrsg.) 1986 hervorgetreten, wo nur noch das Programm einer eingeschränkten kognitiven Wissenschaft, also These (2.10c) in abgeschwächter Form, vertreten wird; insoweit scheint Schnelle von (2.10c) gegenwärtig wieder abzurücken.)

(2.10a) und (2.10b) werden durch (2.10c) motiviert: Sobald man als Sprachwissenschaftler die Grundannahme für eine kognitive Wissenschaft akzeptiert, verliert die Gegenstandsbestimmung in (2.10a) und (2.10b) wenigstens teilweise den Charakter einer willkürlichen Setzung.

Daß die Gegenstandsbestimmung der Sprachwissenschaft bei Chomsky ohne das kognitivistische Programm *w i l l k ü r l i c h* ist, tritt überdeutlich bei Chomsky 1986 hervor. Nachdem Chomsky die Unterscheidung zwischen 'äußerer Sprache' und 'innerer Sprache' (*I-language*: innere Grammatik im Sprecher) getroffen hat, erörtert er die Frage, wofür "L" in dem Ausdruck "P knows language L" stehe, ob für 'äußere' oder 'innere Sprachen'; mit der Antwort wird über den Gegenstand der Sprachwissenschaft entschieden. Chomsky wählt *i n n e r e* Sprachen, mit der folgenden Begründung (1986: 9):

(2.12) It is natural to take L to be I-language [...]

Ende der Begründung. (Diese Art der Nichtbegründung – statt zu argumentieren, wird Selbstverständlichkeit behauptet – war für Chomsky schon immer typisch; vgl. die Belege bei Hagège 1976: 38.)

Innere Grammatiken sind nach Chomsky mit Zuständen von Erwerbsmechanismen verbunden. Hierzu sind einige Erläuterungen angebracht.

2.6 Spracherwerbsmechanismen

Ein Erwerbsmechanismus ist ein abstrakter Mechanismus M' . Er hat also insbesondere eine funktionale Architektur. Nehmen wir an, daß sie bei den Erwerbsmechanismen sämtlicher (idealer) Sprecher gleich ist, dann könnten wir erwägen, die Universale Grammatik im Sinne Chomskys mit der gemeinsamen funktionalen Architektur aller Erwerbsmechanismen gleichzusetzen. Chomsky selber betrachtet die Universale Grammatik als gemeinsamen Anfangszustand aller Erwerbsmechanismen (1981: 7), vgl. auch (1986). Ob zwischen beiden Auffassungen wirklich ein Unterschied besteht, läßt sich bei der Vagheit der Begriffe 'funktionale Architektur' und 'Universale Grammatik' nicht sicher entscheiden. In (1986: 30) jedenfalls erscheint der Begriff der Universalen Grammatik dem der Funktionalen Architektur stark angenähert.

Außer dem gemeinsamen Anfangszustand der Erwerbsmechanismen faßt Chomsky meist nur noch die Endzustände und die mit ihnen verbundenen Repräsentationen ins Auge, auf die er den Begriff der inneren Grammatik gewöhnlich beschränkt. Ein Modell auf GB-Basis mit Zwischenzuständen findet sich jedoch bei Berwick und Weinberg (1984: Kap. 6).

Eine Repräsentation, die mit einem Zustand eines Erwerbsmechanismus verbunden ist – eine innere Grammatik –, muß nach (2.9c) zu Synthese- und Analysemechanismen in festen Beziehungen stehen. Es ist für die generative Grammatik nach wie vor ein theoretisches und praktisches Hauptproblem, diese Beziehungen in irgendeiner Form zu konkretisieren.

Traditionell wurde eine innere Grammatik G als 'deterministischer' Algorithmus konzipiert. Es sei nun M' ein Produktionsmechanismus und A der Algorithmus von M' . Im einfachsten Fall wäre $A = G$. Ist M' andererseits ein Analysemechanismus, so ist der Algorithmus A von M' im einfachsten Fall die 'Umkehrung' der inneren Grammatik G . In beiden Fällen sind die innere Grammatik und der Algorithmus von M' isomorph, d.h. zwischen ihren Regeln besteht eine umkehrbar eindeutige Zuordnung.

Einfache Annahmen dieser Art führten in den sechziger Jahren zu zahlreichen psychologischen Experimenten, in denen Hypothesen über Sprachverarbeitungsmechanismen unter

Bezug auf generativ-transformationelle Grammatiken geprüft wurden. Diese Experimente, zusammengefaßt unter dem Schlagwort *Derivational Theory of Complexity* (DTC), verliefen so negativ, daß Fodor, Bever und Garrett (1974) zu der Auffassung gelangten, Sprachverarbeitungsmechanismen enthielten keine Algorithmen im engen Sinn ("guaranteed to produce some particular desired result", Pylyshyn 1984: 88 Anm. 1), sondern bloße Heuristiken.

Bresnan und ihre Mitarbeiter (Bresnan (Hrsg.) 1982) sehen stattdessen die seinerzeitige Grammatikauffassung als inadäquat an und glauben, daß die von ihnen selber angenommenen inneren Grammatiken in der Tat mit 'deterministischen' Algorithmen in Sprachverarbeitungsmechanismen isomorph sein können. Demgegenüber argumentieren Berwick und Weinberg (1984) zugunsten der scheinbar widerlegten Grammatikauffassung: Man könne den negativen Ergebnissen der DTC-Experimente auch Rechnung tragen, indem man nicht die Annahmen über die Grammatiken ändere, sondern die Annahmen über die Sprachverarbeitungsmechanismen (die man durchaus als algorithmisch im engen Sinne verstehen könne). Ferner sei eine 'moderne' TG-Grammatik vom GB-Typ kein reiner Algorithmus mehr; deshalb sei es unzureichend, sie lediglich mit dem Algorithmus in einem Sprachverarbeitungsmechanismus zu vergleichen. (Dies Argument ist nicht stichhaltig; s.o. unsere Bemerkungen nach (2.11).)

Bei Chomsky selber findet sich seit dem überholten Modell von Chomsky und Miller (1963) keine konkrete Antwort mehr auf die Frage, um die es hier geht: den Zusammenhang zwischen innerer Grammatik und Sprachverarbeitungsmechanismen (einige Spekulationen in Chomsky 1986: 32). Das trägt zur Vagheit des gesamten Ansatzes erheblich bei.

Von einem ernsthaften kognitiven Linguisten sollte man erwarten, daß er die abstrakten Mechanismen nicht völlig ohne Bezug auf die konkreten bestimmt, auf denen sie beruhen – es könnte sich ja zeigen, daß die abstrakten Mechanismen den konkreten viel näher stehen, als zu erwarten war (vgl. Stabler 1983 und die anschließende Diskussion). Auf sprachwissenschaftlicher Seite scheinen bisher nur Schnelle und seine Mitarbeiter den Versuch zu unternehmen, abstrakte Sprachverarbeitungsmechanismen in ständigem Hinblick auf die konkreten neurophysiologischen Mechanismen zu konzipieren, auf denen sie beruhen müßten.

Das Programm einer kognitiven Linguistik wird – zunächst unter dem Schlagwort "Mentalismus" – von Chomsky seit über zwei Jahrzehnten vertreten, und noch immer fehlt jede Konkretisierung über das zugrunde liegende Schema hinaus.

Wir brauchen uns daran jedoch nicht zu stören. Die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft ist nämlich falsch.

3 Der Zusammenbruch des Kognitivismus

3.1 Widerlegung der heuristischen Grundannahme

Die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft (2.8) ist eine Existenzvermutung: Es g i b t einen vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands, und es g i b t eine Interpretation von Schema (2.3), so daß es für einen kognitiven Zustand notwendig und hinreichend ist, ein abstrakter Zustand gemäß Schema (2.3) zu sein. Dies wird jedoch ausgeschlossen durch die folgende, beweisbare Gegenthese:

(3.1) Bei einem vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands reicht es für einen kognitiven Zustand n i c h t aus, ein abstrakter Zustand gemäß Schema (2.3) zu sein.

Genauer:

(3.2) *Gegenthese zur heuristischen Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft.* Es gibt keinen vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands, bei dem für wenigstens eine zulässige Interpretation I der Relationsnamen in Schema (2.3) gilt: Ist z ' ein abstrakter Zustand von O_1 bei I, so ist z ' ein kognitiver Zustand von O_1 .

Die Gegenthese läßt sich beweisen, wenn man erstens für kognitive Zustände fordert, daß sie i n t e n t i o n a l sein müssen, und zweitens für Intentionalität die 'Searlesche Hauptthese' akzeptiert:

(3.3) *Forderung der Intentionalität.* Ein Begriff des kognitiven Zustands ist nur dann vernünftig, wenn nach ihm jeder kognitive Zustand i n t e n t i o n a l, d.h. a u f e t w a s g e r i c h t e t ist in einem Sinne, der für die Beschreibung von mentalen Zuständen des Menschen angemessen ist.

Informell am Beispiel erläutert: Ich kann nicht glauben, ohne etwas Bestimmtes zu glauben; wenn ich mich in einem Zustand des Glaubens befinde, so hat dieser Zustand einen I n h a l t, und der Zustand r i c h t e t s i c h a u f genau das, was dem Inhalt genügt.

In *Minds, brains, and programs* vertritt Searle nun mit durchschlagenden Argumenten die folgende These zu Intentionalität (1980: 424; vgl. auch Searle 1984: Kap. 1 und 2):

(3.4) Searlesche Hauptthese

- a. [...] the brain's causal capacity to produce intentionality cannot consist in its instantiating a computer program, since for any program you like it is possible for something to instantiate that program and still not have any mental states. Whatever it is that the brain does to produce intentionality, it cannot consist in instantiating a program since no program, by itself, is sufficient for intentionality.
- b. (Kurzform, Fassung von Lieb) Instantiating a computer program is not sufficient for intentionality.

Aus der Searleschen Hauptthese und der Forderung der Intentionalität folgt die Gegenthese zur heuristischen Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft.

Beweis der Gegenthese

A. Angenommen,

- (i) I ist eine zulässige Interpretation zu (2.3),
- (ii) z' ist ein abstrakter Zustand von Q bei I.

Schema (2.3) gibt wieder, was Searle *instantiating a computer program* nennt. Aufgrund von (3.4) gilt daher: Aus (i) und (ii) folgt **n i c h t** :

- (iii) z' ist intentional,

d.h. also, es folgt nicht:

- (iv) es gibt etwas, auf das z' im Sinne von (3.3) gerichtet ist.

(Dies ist vereinbar mit der Tatsache, daß z' mit dem Konstrukt K verbunden ist, das E a b b i l d e t : Abbilden im Sinne von (2.5) ist eine rein formale Entsprechungsrelation und somit kein Sich-Richten-auf im Sinne von (3.3). S. auch u. § 3.2.)

B. Es sei nun b ein Begriff des kognitiven Zustands, bei dem für wenigstens eine zulässige Interpretation I_1 zu Schema (2.3) gilt:

- (v) Ist z' ein abstrakter Zustand von O_1 bei I_1 , so ist z' ein kognitiver Zustand von O_1 .

Angenommen, b ist **v e r n ü n f t i g**. Aufgrund von (3.3) und (v) folgt dann aus

- (vi) z' ist ein abstrakter Zustand von O_1 bei I_1 ,

daß

- (vii) z' ist intentional,

im Widerspruch zu A, wonach dies nicht folgt. Also ist b **n i c h t** vernünftig.

Somit gibt es keinen vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands, bei dem für wenigstens eine zulässige Interpretation I_1 zu Schema (2.3) (v) gilt; d.h. (3.2) trifft zu. Q.E.D.

3.2 Diskussion

Die Gegenthese (3.2) zur heuristischen Grundannahme (2.8) ergibt sich nur, wenn man sowohl die Forderung der Intentionalität als auch die Searlesche Hauptthese voraussetzt.

Angenommen, man verlangt nicht mehr, daß jeder kognitive Zustand intentional ist. Hier scheiden sich die Geister. Wie sich am Beispiel von Stich 1983 zeigt, ließe sich auch gegen (3.3) noch intelligent argumentieren. Für mich wäre die Verwendung von "kognitiv" ohne die Intentionalitätsforderung Etikettenschwindel. Aus der Sprachwissenschaft jedenfalls würde man mit einer entsprechend verstandenen 'kognitiven Linguistik' endgültig austreten. Anhand ihrer Zielsetzungen stellt Searle (1984: 84) für die Sprachwissenschaft richtig fest:

(3.5) [...] the important thing to note is that it is once again an applied science of intentionality. It is not in the least like chemistry or geology. It is concerned with specifying those historically-determined intentional contents in the minds of speakers of the various languages that are actually responsible for human linguistic competence. As with economics, the glue that binds linguistics together is human intentionality.

Die Intentionalitätsforderung kann also nicht aufgegeben werden. Aber vielleicht läßt sich die Searlesche These (3.4) widerlegen, indem man die Tatsache ausnutzt, daß gemäß Schema (2.3) ein abstrakter Zustand z' stets mit einem Konstrukt K aus Symbolen 'verbunden' ist (Relation 8 in (2.3)).

Angenommen, wir definieren wie folgt:

(3.6) *Definition.* Ist M' ein abstrakter Mechanismus und z' ein Zustand von M' , so ist $z' M' - \text{intern auf } K \text{ gerichtet}$ genau dann, wenn gilt: K ist ein Konstrukt aus Symbolen des Symbolsystems von M' , und K ist mit z' verbunden.

Es möge ferner gelten:

(3.7) *Annahme.* Ist $z' M' - \text{intern auf } K \text{ gerichtet}$ (unter den Voraussetzungen von (3.6)), so ist z' auf K gerichtet in einem Sinne, der für die Beschreibung von mentalen Zuständen des Menschen angemessen ist.

Unter diesen Umständen gilt offensichtlich (vgl. (3.3)):

(3.8) instantiating a computer program is sufficient for intentionality,

d.h. die Searlesche These wäre falsch und die Gegenthese zur heuristischen Grundannahme hinfällig.

In der Tat ist mit (3.6) und (3.7) ein Gedanke Chomskys verallgemeinert. Nach Chomsky 'kognisiert' (*cognizes*) ein Sprecher eine innere Grammatik; eine Sprache 'kennen' ist demgegenüber eine abgeleitete Beziehung (z.B. 1980b: 9). Nach (2.9c) und (2.10c) ist eine innere Grammatik mit einem Zustand z' eines (abstrakten) Erwerbsmechanismus M' verbunden; die Grammatik ist ein Konstrukt K aus Symbolen des Symbolsystems von M' . Somit ist $z' M'$ -intern auf die innere Grammatik gerichtet. z' ist eben der Zustand des 'Kognisierens' der Grammatik. Falls Annahme (3.7) zutrifft, ist z' intentional, vgl. (3.3). U.a. dieser Sachverhalt scheint Chomskys Auffassung zu motivieren, das 'Kennen' einer Sprache lasse sich gefahrlos durch das 'Kognisieren' einer Grammatik ersetzen. (Chomsky entwickelt diese Auffassung aufs neue relativ ausführlich in Chomsky 1986, wo innere Grammatiken als 'innere Sprachen' - *I-Languages* - bezeichnet werden und an die Stelle von "cognize" wieder "know" tritt; dies ist jedoch reine Terminologie.)

Tatsächlich ist Annahme (3.7) unhaltbar, und zwar aus eben den Gründen, die Searle für seine Hauptthese beibringt: Wenn M' ein abstrakter Mechanismus in Organismus O_1 ist und wenn sich M' im Zustand z' befindet und K mit z' verbunden ist, so liegt allein das vor, was Searle *instantiating a computer program* nennt. Um Annahme (3.7) akzeptieren zu können, müßte man zunächst die Gründe für Searles These wenigstens für den Spezialfall (3.7) widerlegen; solange dies nicht geschehen ist, kann (3.7) nicht in einem Widerlegungsversuch von Searles These verwendet werden.

Die heuristische Grundannahme (2.8) ist also falsch, da man die Forderung der Intentionalität nicht aufgeben kann und da um Searles Hauptthese kein Weg herumführt (vgl. auch Searles überzeugende Antworten an seine Kritiker in Searle 1980b, 1982b, 1985). Damit fällt das Programm einer uneingeschränkten kognitiven Wissenschaft für Psychologie und Künstliche Intelligenz in sich zusammen, wie es der Stoßrichtung von Searle (1980a) entspricht: Das Programm impliziert die 'starke These zur künstlichen Intelligenz' (s.o. (2.1)), die nur dann gilt, wenn die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft (2.8) zutrifft - was nicht der Fall ist.

Die Linguistik ist jedoch genauso betroffen, und das wurde bisher nicht beachtet.

3.3 Uneingeschränkte kognitive Linguistik – eine Chimäre

Wie in § 2.5 dargestellt, akzeptieren Chomsky und seine Anhänger – ebenso wie Bresnan und ihre Mitarbeiter – auch für die Sprachwissenschaft die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft; eben darin besteht das Kognitive an ihrer 'kognitiven Linguistik'. Wie sich nun herausgestellt hat, ist diese Linguistik eine Chimäre. (Natürlich könnte man "kognitiv" auch anders verstehen, als dies etwa bei Chomsky geschieht; d.h. nicht jede denkbare 'kognitive' Linguistik wird durch meine Argumentation getroffen. Wie weit z.B. Langacker die heuristische Grundannahme (2.8) akzeptieren würde, bleibt wegen der Vagheit seiner einschlägigen Ausführungen in 1983a,b unklar.)

Die Searlesche These ist tödlich für die 'kognitive Linguistik', wenn sie nicht widerlegt wird. Ich kenne jedoch innerhalb der kognitiven Linguistik seit 1980 keine einzige Arbeit, in der sie auch nur erwähnt würde. (In Chomsky 1980c: 54 – 56 geht Chomsky auf Searle 1980c ein, wo aber die Searlesche Hauptthese noch nicht deutlich zu erkennen ist. Chomsky 1986: 56f – s.o. (2.11) – formuliert so, als hätte Searle nie geschrieben.) Da Searles These sicher nicht völlig unbekannt ist, kann der Verdacht aufkommen, daß man in der kognitiven Linguistik an der heuristischen Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft wider besseres Wissen festhält: Da Argumente gegen die Searlesche These fehlen, wird die These verschwiegen.

Ob ein solcher Verdacht zutrifft, ist jedoch nicht entscheidend. Wissenschaftspolitisch ist die heuristische Grundannahme für die 'kognitiven Linguisten' von außerordentlichem Wert: Für die uneingeweihte Öffentlichkeit überträgt sich das enorme Prestige des gesamten Computerbereichs auf die 'kognitiv' verstandene Linguistik; und wenn etwa für den Gesamtbereich der *cognitive science* 190 Millionen Dollar gefordert werden (s.o. § 2.1), dann wäre auch die 'kognitive Linguistik' reichlich bedacht.

Längerfristig zieht für die Sprachwissenschaft als ganze mit dieser Art von Linguistik allerdings eine schwere Gefahr herauf: Die heuristische Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft ist falsch, die kognitive Linguistik daher schon vor Förderungsbeginn gescheitert. Aufgrund falscher Relevanzvermutungen werden verfügbare Gelder zunächst an Forschungsprojekte gebunden, deren Zielsetzungen unreal oder sprachwissenschaftlich unerheblich sind; anschließend schlägt der unvermeidliche Mißerfolg dieser Forschungen auf die Sprachwissenschaft als ganze zurück.

Aber vielleicht ist es möglich, die heuristische Grundannahme so abzuschwächen, daß man den Konsequenzen der Searleschen These entgeht und trotzdem wesentliche Teile des Kognitivismus-Programms beibehält. Diesem Gedanken werde ich nun nachgehen.

3.4 Eingeschränkte kognitive Linguistik – ein chancenloses Programm

Es gibt genau eine Möglichkeit, die heuristische Grundannahme (2.8) wenigstens teilweise beizubehalten, ohne die Forderung der Intentionalität (3.3) oder die Searlesche Hauptthese (3.4) aufzugeben: Man schwächt die Grundannahme (2.8) ab zu

(3.9) *Heuristische Grundannahme für eine eingeschränkte kognitive Wissenschaft.* Es gibt einen vernünftigen Begriff des kognitiven Zustands, bei dem für wenigstens eine zulässige Interpretation I der Relationsnamen in Schema (2.3) gilt: z' ist ein kognitiver Zustand von O_1 nur dann, wenn z' ein abstrakter Zustand von O_1 bei I ist.

Die Abschwächung besteht darin, daß in (3.9) "nur dann, wenn" an die Stelle von "genau dann, wenn" in (2.8) tritt. Mit andern Worten: Es ist notwendig, aber nicht schon hinreichend für einen kognitiven Zustand, daß er ein abstrakter Zustand gemäß Schema (2.3) ist. Die Searlesche Hauptthese wendet sich dagegen, daß es für einen kognitiven Zustand hinreichend sei, ein abstrakter Zustand zu sein; sie läßt *Notwendigkeit* immer noch zu. Es ist daher nicht möglich, aus der Intentionalitätsforderung (3.3) und der Searleschen These (3.4) eine Gegenthese zu der neuen heuristischen Grundannahme (3.9) herzuleiten, die der Gegenthese (3.2) entsprechen würde. Insbesondere impliziert die heuristische Grundannahme (3.9) nicht mehr die starke These zur künstlichen Intelligenz (2.1); die schwache These zur künstlichen Intelligenz (2.2) ist durch sie vielleicht nicht impliziert, sicher aber motiviert.

In der Tat läßt sich das europäische Memorandum für eine kognitive Wissenschaft (Bertelson u.a. (Hrsgg.) 1986) in seiner Tendenz nur so verstehen, daß es – anders als das amerikanische – die heuristische Grundannahme für eine *eingeschränkte* kognitive Wissenschaft zugrunde legt. Wie vernünftig ist die schwächere heuristische Grundannahme (3.9)?

Faktisch wird gerade diese Frage von Searle in (1984: Kap. 3 "Cognitive Science") ausführlich erörtert, mit dem folgenden Ergebnis (1984: 55 – die Erörterung ist informell und geht nicht von einer Formulierung wie (3.9) aus):

(3.10) To conclude, then, where are we in our assessment of the cognitivist research program? Well I have certainly not demonstrated that it is false. It might turn out to be true. I think its chances of success are about as great as the chances of success of behaviourism fifty years ago. That is to say, I think its chances of success are virtually nil.

Allerdings muß man kritisch gegen Searle anmerken, daß ein verfehlter Ansatz wissenschaftspolitisch durchaus erfolgreich sein kann, wie grade die Geschichte des Behaviorismus zeigt.

In der Sache – Erreichbarkeit der selbstgesteckten Ziele – schließe ich mich Searles Einschätzung an, und zwar aus den von Searle (1984: 55) genannten Gründen: a. Den zugrunde liegenden Annahmen, mit denen sich (3.9) motivieren läßt, fehlt bei genauerer Analyse jede Plausibilität. b. Gegenwärtig gibt es keine zureichenden empirischen Gründe dafür, daß diese Annahmen wahr sein könnten. c. Um die Beziehungen zwischen Gehirn und Geist zu verstehen, braucht man abstrakte Mechanismen wie in (2.3) nicht anzunehmen; Searle etwa skizziert

(3.11) a view that does not require us to postulate any intermediate level of algorithmic computational processes mediating between the neurophysiology of the brain and the intentionality of the mind. The feature of that picture which is important for this discussion is that in addition to a level of mental states, such as beliefs and desires, and a level of neurophysiology, there is no other level, no gap filler is needed between the mind and the brain, because there is no gap to fill.

Ich halte also mit Searle eine eingeschränkte kognitive Wissenschaft – und damit eine eingeschränkte kognitive Linguistik – für möglich, teile jedoch seine Einschätzung, daß ihre Chancen – und damit die Chancen einer entsprechenden Linguistik – gleich Null sind. Damit verfällt auch die eingeschränkte kognitive Linguistik forschungspolitisch demselben Urteil wie die uneingeschränkte; Forschungsprogramme zur Entwicklung eines chancenlosen Ansatzes sind von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Allerdings möchte ich abschließend eine Einschränkung machen, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen: Selbstverständlich sind neurolinguistische Forschungen – also die Erforschung konkreter Gehirnmechanismen mit sprachwissenschaftlicher Fragestellung – ein legitimer Bestandteil sprachwissenschaftlicher Tätigkeit, und es wäre mehr als töricht, wollte man als Linguist darauf verzichten, den Computer in jeder Weise und bis zum letzten als Werkzeug auszunutzen. Erst recht muß es zu neuen Fragestellungen führen – die den Namen "kognitiv" wirklich verdienen –, wenn das Phänomen der Intentionalität in den Mittelpunkt gerückt wird. Es mag durchaus sein, daß man interdisziplinäre Forschungen auf bestimmten Gebieten für eine gewisse Zeit forcieren sollte, wovon die beiden Memoranden ausgehen. Abzulehnen bleibt dagegen die gesamte kognitivistische Ideologie, weil sie keine reale Grundlage besitzt, das Bild der Sprachwissenschaft verzerrt, die Sprachwissenschaftler in ihrem Selbstverständnis verunsichert und damit die praktische Arbeit innerhalb der Sprachwissenschaft behindert.

In der einen oder anderen Form geht es in der Sprachwissenschaft um die Erfassung von Intentionalität. Sie tritt auf insbesondere beim Sprechen und beim Wahrnehmen von Gesprochenem. Hierauf gehe ich nun (§ 4) genauer ein. Es wird sich dabei herausstellen, daß die 'kognitive Linguistik' selbst dann sprachwissenschaftlich irrelevant wäre, wenn ihre intendierten Gegenstände existieren: Sie versagt vor der Intentionalität von Sprechen und Verstehen.

4 Sprechen als Handeln

4.1 Handlungstheorie und Sprechhandlungstheorie

Sprechen ist Handeln: das ist ein Gemeinplatz, auf dem viele Sprachtheoretiker ihre Theorien gern errichtet hätten. Noch ist er leer.

Searle will seine einflußreiche und gut entwickelte Sprechakttheorie (1969) zwar als Teil einer Handlungstheorie verstanden wissen (1969: 17), das bleibt aber folgenlose Rhetorik. Die russische 'Theorie der sprachlichen Tätigkeit' (Leont'ev u.a. 1984) isoliert wichtige Gesichtspunkte für eine Theorie des sprachlichen Handelns, kann jedoch selber noch nicht als eine solche Theorie gelten; die Hauptbeiträge sind von einer exzessiven terminologischen Vagheit. Rehbein (1977), der verschiedentlich auf der Theorie der sprachlichen Tätigkeit aufbaut, verharrt im wesentlichen im nicht-sprachlichen Bereich; in der Anwendung seines Handlungsbegriffs (183f) auf Sprechakte im Sinne Searles (Rehbein 1977: Kap. 13) kann ich keinen Fortschritt gegenüber Searle erkennen. Heringers 'praktische Semantik' (1974, 1978) leidet handlungstheoretisch daran, daß der Zentralbegriff des 'Handlungsmusters' weitgehend ungeklärt bleibt und wegen seiner Bindung an einen 'Regel'-Begriff (1974: 40) offenkundig zu eng ist; sprachtheoretisch ist der Ansatz auf eine pragmatisch und handlungspraktisch verstandene Semantik eingeschränkt, gibt also für Aspekte der sprachlichen Form nichts her.

Andererseits fehlt es nicht an guten Ansätzen zu allgemeinen Handlungstheorien, ja Handlungslogiken (vgl. die sechsbändige Sammlung von Lenk (Hrsg.) 1977 - 1984), die jedoch für eine Theorie des Sprechens noch kaum nutzbar gemacht sind. Dies gilt trotz Meggle (1981), der logische Arbeiten von Kutschera, u.a. Kutschera (1980), zur Entwicklung eines allgemeinen Kommunikationsbegriffs heranzieht, der vor allem Grice (1957), (1968) weiterführt. Meggle läßt alle für das Sprechen spezifischen Fragen noch unbeantwortet. Harras (1983) versucht eine einführende "Darstellung analytischer anglo-amerikanischer Handlungsphilosophien" (1983: 7) und erörtert, darauf aufbauend, 'Theorien des sprachlichen Handelns' im Umkreis von Austin, Searle, Grice u.a. - jedoch findet sich gerade in diesen Arbeiten noch keine ernsthafte Handlungstheorie.

Nach meiner Einschätzung ist eine befriedigende Theorie des sprachlichen Handelns erst aufgrund der jüngsten Arbeiten von Searle (1983; informeller 1984: Kap. 5) möglich geworden. Hier entwickelt Searle einen allgemeinen Handlungsbegriff, der sich voll in seine Konzeption von Intentionalität – das Hauptthema von Searle 1983 – einfügt. (Dreyfus (1982) zeigt unter Bezug auf Searle 1982a, daß zahlreiche Parallelen zwischen Searles Auffassung von Intentionalität und dem jungen Husserl bestehen, wohingegen der spätere Husserl den Kognitivismus etwa bei Fodor 1980 vorwegnimmt.) Searle benutzt seinen Handlungsbegriff u.a., um die handlungstheoretischen Leerstellen seiner Sprechakttheorie auszufüllen. Allerdings scheint mir, daß Searle die sprachtheoretischen Möglichkeiten seines Begriffs bei weitem nicht ausschöpft.

Nach Searle besteht eine (körperliche) Handlung aus einer Absicht (*intention*) und einer physischen Komponente, die normalerweise eine Körperbewegung ist oder enthält. (Mit "normalerweise" lasse ich – durchaus im Sinne Searles – zunächst offen, ob und wie 'das Unterlassen einer Handlung' als Handlung betrachtet werden kann, ein bekanntes Problem. Der Zusatz "oder enthält" trägt der Tatsache Rechnung, daß Searle nicht überall klar macht, wie weit beabsichtigte Folgen der Körperbewegung zur physischen Komponente der Handlung gehören sollen.) Den entscheidenden Fortschritt bei Searle sehe ich insbesondere in den folgenden Punkten:

- a. Statt einer Fülle von Handlungskomponenten gibt es genau zwei.
- b. Die Absicht wird als ein mentaler Zustand aufgefaßt, der intentional, d.h. aufgrund seines Inhalts auf etwas gerichtet ist; damit ist Searles ausgearbeitete Theorie der Intentionalität auf Handlungen voll anwendbar.
- c. Die Absicht wird als *intention-in-action* konzipiert, als 'Absicht beim Ausführen der Handlung'. Im Unterschied zu einer 'vorausgehenden Absicht' (*prior intention*), die es nicht zu geben braucht, ist die 'Absicht beim Handeln' – für die übrigens Bewußtheit nicht verlangt wird – ein unverzichtbarer Bestandteil jeder Handlung.

Bei dieser Konzeption von Handlungen ergibt sich für die verwirrende Vielheit von Faktoren, die man traditionell bei Handlungen unterscheidet, eine natürliche Ordnung; zugleich bleiben Handlungen selber relativ einfach strukturierte Gebilde, was ihre systematische Behandlung wesentlich erleichtert.

Sprechhandlungen in einem allgemeinen Sinne – also nicht im Sinne irgendeines etablierten 'Sprechakt'-Begriffs – können nun neu konzipiert werden, indem man von der Searleschen Handlungstheorie ausgeht. Zunächst seien einige Grundgedanken Searles (1983: bes. Kap. 1 – 4; 1984: Kap. 4) in etwas präziserer Form (und mit bestimmten, gekenn-

zeichneten Abweichungen) wiederholt. Für die Präzisierung einschließlich des Gebrauchs der Variablen bin ich verantwortlich (ausführlicher Lieb i.V.).

4.2 Grundbegriffe der Searleschen Handlungstheorie

Wenn man sich auf körperliche (also nicht-mentale) Handlungen beschränkt und die Möglichkeit, das Unterlassen einer Handlung als Handlung zu verstehen, zunächst nicht berücksichtigt, dann läßt sich jede Handlung auffassen als ein Paar, bestehend aus einer Absicht und einer durch die Absicht verursachten, beliebig komplexen Bewegung; d.h. es soll gelten:

(4.1) Jede Handlung von V ist ein Paar $\langle z, e \rangle$, bei dem z eine Absicht von V ist und e eine durch z verursachte Bewegung von V.

"V", " V_1 " usw. stehen für beliebige Organismen, verstanden als raumzeitliche Objekte, und "e", " e_1 " usw. stehen für beliebige raumzeitliche Ereignisse. (In meinen bisherigen Arbeiten habe ich Objekte und Ereignisse als Gegenstände desselben Typs betrachtet und daher dieselben Variablen – "V", " V_1 " usw. – für sie verwendet. Dies erscheint mir aufgrund von Brand 1984: Kap. 3 inzwischen fragwürdig.) "z" steht für beliebige mentale Zustände (ab § 4.4 (H) auch für mentale Ereignisse), wobei der ontologische Status dieser Zustände zu klären bliebe. (Im Sinne Searles würde es sich um 'Eigenschaften des Gehirns' auf einer 'höheren Ebene' als der neurophysiologischen handeln. Offensichtlich liegen hier schwierige Probleme vor, auf die ich nicht weiter eingehen kann. Mentale Zustände werden nach Searle durch neurophysiologische Zustände oder Ereignisse zugleich verursacht und 'realisiert'; es handelt sich bei den mentalen Zuständen nicht um Zustände abstrakter Mechanismen im Sinne des Kognitivismus.)

Die Absicht z ist eine *a k t u a l e H a n d l u n g s a b s i c h t* (*intention-in-action*), die während der Bewegung e besteht und diese zugleich verursacht (für "aktuale Handlungsabsicht" sage ich gewöhnlich einfach "Handlungsabsicht"). z ist ein kognitiver und damit intentionaler Zustand von V. Nach Searle muß man bei jedem intentionalen Zustand zwischen seinem *I n h a l t* (*content*) unterscheiden und dem *i n t e n t i o n a l e n O b j e k t*, auf das der Zustand aufgrund seines Inhalts gerichtet ist. Allerdings braucht es ein solches Objekt nicht zu geben; ich werde deshalb von der – möglicherweise leeren – *O b j e k t m e n g e* des Zustands sprechen.

Der Begriff des Inhalts bleibt bei Searle relativ unscharf. Bei Handlungsabsichten (und später bei Wahrnehmungsvorgängen) unterscheide ich anders als Searle, aber in Übereinstimmung mit seinen Intentionen zwischen 'Inhalt' in einem weiteren und 'Gehalt' in einem engeren Sinn; nur der zweite Begriff spielt im folgenden eine Rolle. Der *G e h a l t* einer

aktualen Handlungsabsicht z von V ist eine Menge von Eigenschaften von Bewegungen: V will, daß es ein Ereignis e_1 gibt, das ganz bestimmte Eigenschaften hat; insbesondere soll e_1 eine durch z verursachte Bewegung von V sein (dies entspricht der von Searle hervorgehobenen 'Reflexivität' - *self-referentiality* - der Handlungsabsicht). Die Menge dieser Eigenschaften ist der Gehalt von z bei V , die Objektmenge dementsprechend die Menge aller Bewegungen, die alle Eigenschaften im Gehalt haben.

(4.2) a. Zu jeder Handlungsabsicht z von V gibt es genau eine größte Menge von Eigenschaften von Ereignissen, so daß gilt:

- (i) Zu der Menge gehört die Eigenschaft, eine durch z verursachte Bewegung von V zu sein.
- (ii) V will, daß es ein e_1 gibt, das jede Eigenschaft in der Menge besitzt.

b. Für jede Handlungsabsicht z von V gilt:

- (i) Der Gehalt von z bei V = die Menge gemäß (a).
- (ii) Die Objektmenge von z bei V = die Menge der e_1 mit: e_1 hat jede der Eigenschaften im Gehalt von z bei V .

Wenn man will, kann man (i) und (ii) als bedingte - auf aktuelle Handlungsabsichten beschränkte - Definitionen von "Gehalt" und "Objektmenge" verstehen.

Man könnte vermuten, daß die - von (ai) in (4.2) verschiedenen - Eigenschaften im Gehalt einer Handlungsabsicht allein die Form der gewünschten Bewegung betreffen. Dies gilt jedoch nur im Ausnahmefall. Normalerweise gibt es auch Eigenschaften, welche eine Wirkung der gewünschten Bewegung festlegen; dabei kann die Wirkung mit der Bewegung durch eine beliebig lange Kette von Zwischengliedern - von kausal verbundenen Ereignissen - zusammenhängen. Darüberhinaus können auch Eigenschaften anderer Typen im Gehalt einer Handlungsabsicht auftreten.

Die Eigenschaft gemäß (ai) in (4.2) ist jedenfalls stets Element des Gehalts. Eine Bewegung ergänzt nun eine Absicht zur Handlung, wenn sie wenigstens diese Eigenschaft hat, und zur erfolgreichen Handlung, wenn sie jede der Eigenschaften im Gehalt aufweist, wenn sie also zur Objektmenge der Handlungsabsicht gehört:

(4.3) Definitionen

a. $\langle z, e \rangle$ ist eine Handlung von V g.d.w.g.

- (i) z ist eine Handlungsabsicht von V .
- (ii) e ist eine durch z verursachte Bewegung von V .

b. <z, e> ist eine erfolgreiche Handlung von V g.d.w.g.

(i) z ist eine Handlungsabsicht von V.

(ii) e ist Element der Objektmenge von z bei V.

In diesen allgemeinen Rahmen ordnen sich Sprechhandlungen – *speech actions*, nicht *speech acts* – folgendermaßen ein. (Im nächsten Abschnitt charakterisiere ich nicht mehr Searle, sondern meine eigene, im Anschluß an Searle entwickelte Theorie: Lieb i.V.)

4.3 Die Intentionalität des Sprechens

Bei einer Sprechhandlung (einer mündlichen Redehandlung) ist die Absicht auf eine komplexe Artikulationsbewegung gerichtet; der Gehalt der Absicht ist also eine Menge von Eigenschaften von Artikulationsbewegungen.

Eine zentrale Eigenschaft in dieser Menge ist eine formorientierte *Wirkungseigenschaft*. Der Sprecher will eine Artikulationsbewegung machen, die ein Schallereignis verursacht, das eine bestimmte 'lautlich-syntaktische Form' hat:

(4.4) *Wirkungseigenschaft*: die Eigenschaft, eine Artikulationsbewegung e des Sprechers V zu sein, für die gilt: Es gibt ein Schallereignis e_1 , das von e verursacht wird und eine ganz bestimmte 'lautlich-syntaktische Form' hat.

Die Form zu haben ist eine Eigenschaft nicht der Artikulationsbewegung, sondern ihres gewünschten Resultats, des Schallereignisses. Normalerweise – d.h. mit Ausnahme von Sprechübungen – tritt im Inhalt von Sprechhandlungsabsichten keine Formeigenschaft für die gewünschte Artikulationsbewegung selber auf: die Absicht des Sprechers ist nicht auf die Form der *Bewegung* gerichtet. Was von der Bewegung verlangt wird, ist nicht, daß sie eine bestimmte Form hat, sondern daß sie zu einem Schallereignis führt, das seinerseits eine bestimmte (lautlich-syntaktische) Form besitzt. Jedoch gilt dabei die folgende Beziehung: Ein Schallereignis, das durch eine Artikulationsbewegung hervorgebracht wird, besitzt die gewünschte lautlich-syntaktische Form nur dann, wenn die Artikulationsbewegung ihrerseits eine ganz bestimmte Form besitzt. Insofern 'impliziert' die Form des gewünschten Schallereignisses die Form der Artikulationsbewegung, die auf diese Weise *automatisch* – ohne im Inhalt der Sprechhandlungsabsicht repräsentiert zu sein – determiniert wird. Eben hierin besteht die teilweise Automatisierung des Artikulationsvorgangs – er wird durch den Gehalt der Handlungsabsicht nicht direkt, sondern nur indirekt gesteuert. Um diese Art von Steuerung zu ermöglichen, müssen entsprechende neurophysiologische Mechanismen aufgebaut werden. Man kann in diesem Zusammenhang zwei verschiedene, aber gleich schwere Fehler machen: Entweder wird die Teilautomatisierung der Artikulationsbewegung vernachlässigt (Searle z.B. verliert hierüber kaum

ein Wort), oder man erkennt, daß die Form der Bewegung weiterhin durch den Gehalt von Handlungsabsichten gesteuert wird, daß also die Teilautomatisierung der Artikulation die Intentionalität des Sprechens unberührt läßt (Kognitivismus).

Man beachte auch, daß nach meiner Darstellung das Resultat der Artikulationsbewegung eine bestimmte *lautlich - syntaktische* Form haben muß, nicht eine lautliche und getrennt davon eine syntaktische Form. Die lautliche und die syntaktische Form sind jeweils 'impliziert'; sie sind nicht getrennt in Eigenschaften verankert, die im Inhalt der Sprechhandlungsabsicht auftreten.

Die Wirkungseigenschaft (4.4) besteht also darin, eine Artikulationsbewegung zu sein, die ein Schallereignis mit bestimmter lautlich-syntaktischer Form verursacht.

Im Gehalt einer Sprechhandlungsabsicht treten normalerweise drei weitere, hörerbezo-
gene (allgemeiner: adressatenbezogene) Eigenschaften von Artikulationsbewegungen auf. Bei ihnen handelt es sich nicht um Wirkungseigenschaften, d.h. sie bestehen nicht darin, ein Artikulationsereignis zu sein, für das ein von ihm verursachtes Schallereignis bestimmter Art *e x i s t i e r t*. Die drei Eigenschaften bauen in bestimmter Reihenfolge aufeinander auf. Es handelt sich (i) um die 'Festlegung der Resultat-Form für den Hörer', (ii) die 'Festlegung der intendierten Resultat-Bedeutung' und (iii) die 'Festlegung der intendierten Resultat-Signifikanz', wo sich "Resultat" jeweils auf Schallereignisse bezieht, die durch die Artikulationsbewegung verursacht werden.

Eigenschaft (i) ist folgendermaßen bestimmt:

(4.5) *Die Festlegung der Resultat-Form für den Hörer*: die Eigenschaft, eine Artikulationsbewegung *e* des Sprechers *V* zu sein, für die gilt: Ist e_1 ein Schallereignis, das von *e* verursacht und von *V* an die Person V_1 gerichtet wird, so nimmt $V_1 e_1$ mit einer ganz bestimmten 'lautlich-syntaktischen Form' wahr.

Normalerweise ist die Form eben die, welche mit der Wirkungseigenschaft gegeben ist.

Eigenschaft (ii) setzt die 'lautlich-syntaktische Form' voraus, die mit Eigenschaft (i) gegeben ist:

(4.6) *Die Festlegung der intendierten Resultat-Bedeutung*: die Eigenschaft, eine Artikulationsbewegung *e* des Sprechers *V* zu sein, für die gilt: Ist e_1 ein Schallereignis, das von *e* verursacht und von *V* an die Person V_1 gerichtet wird, und nimmt $V_1 e_1$ mit

der 'Resultat-Form für den Hörer' wahr, so nimmt $V_1 e_1$ auch mit einer ganz bestimmten 'Bedeutung' wahr, d.h. V_1 glaubt aufgrund von e_1 , daß V will, daß V_1 ganz bestimmte Dinge glauben soll, tun soll o.ä.

Ebenso wie die Eigenschaft (ii) auf der 'Resultat-Form für den Hörer' aufbaut, greift Eigenschaft (iii), die *Festlegung der intendierten Resultat-Signifikanz*, auf die 'Resultat-Bedeutung' zurück, um den 'pragmatischen Sinn' der produzierten Schallereignisse zu bestimmen.

Zusammen mit einigen anderen treten diese vier Eigenschaften – die Wirkungseigenschaft und die drei Festlegungen – bei jeder typischen Sprechhandlung im Gehalt der Handlungsabsicht auf, der natürlich auch noch weitere Eigenschaften enthalten kann.

Diese gedrängte, skizzenhafte Darstellung kann lediglich einen ersten Eindruck davon vermitteln, wie ich – ausgehend von der Searleschen Handlungstheorie – den Gehalt von Sprechhandlungsabsichten konzipiere. Ein Verständnis der Einzelheiten würde eine weit ausführlichere Darstellung erfordern.

In § 3 habe ich in allgemeiner Form gezeigt, daß die kognitive Linguistik vor dem Problem der Intentionalität versagt. Vor dem Hintergrund einer Sprechhandlungstheorie läßt sich im einzelnen zeigen, wie sie scheitert: Was immer sie untersucht, die Untersuchung ist sprachwissenschaftlich schon deshalb irrelevant, weil sie die Intentionalität des Sprechens – und Sprachverstehens – nicht zu erfassen erlaubt. Dies wird jedoch erst einleuchtend, wenn man von dem Gehalt einer Sprechhandlungsabsicht eine genauere Vorstellung hat, wie sie durch die Skizze in diesem Abschnitt wenigstens ansatzweise vermittelt wird.

4.4 Die Irrelevanz der 'kognitiven Linguistik'

Ich zeige mit einer Kette von elf Feststellungen A bis J, daß jede 'kognitive Linguistik' – auch in eingeschränkter Form – sprachwissenschaftlich irrelevant ist, sofern man eine Reihe von vernünftigen Relevanzbedingungen akzeptiert.

- A. Der Gehalt einer Sprechhandlungsabsicht besteht aus Eigenschaften sprecherexterner Objekte, nämlich Eigenschaften komplexer Bewegungen (Artikulationsbewegungen) des Sprechers.

Dies folgt aus § 4.3.

- B. Der Gehalt einer Sprechhandlungsabsicht kann nicht mit einer mentalen Repräsentation im Sinne des Kognitivismus (s.o. (2.5)) gleichgesetzt werden.

Dies folgt aus A und (2.5).

C. Eine mentale Repräsentation im Sinne des Kognitivismus kann nicht zur Objektmenge einer Sprechhandlungsabsicht gehören.

Dies folgt aus A, (2.5) und (4.2); eine mentale Repräsentation ist selbstverständlich keine Körperbewegung.

D. Mentale Repräsentationen sind für die Intentionalität einer Sprechhandlung irrelevant.

Dies folgt aus B, C und der folgenden vernünftigen Annahme: Eine mentale Repräsentation ist für die Intentionalität einer Sprechhandlung nur dann relevant, wenn sie mit dem Gehalt der Handlungsabsicht identisch ist oder zu deren Objektmenge gehört.

E. Eine Untersuchung mentaler Repräsentationen ist für die Untersuchung der Intentionalität einer Sprechhandlung irrelevant.

Begründung von E:

Ich mache die folgende vernünftige Annahme: Eine Untersuchung einer Repräsentation kann für die Untersuchung der Intentionalität nur direkt oder indirekt relevant sein: Sie ist *d i r e k t* relevant, wenn die Repräsentation für die Intentionalität relevant ist; *i n d i r e k t* relevant, wenn es eine Menge E' von Formeigenschaften der Repräsentation gibt, für die gilt: (i) Es gibt eine 1-zu-1-Entsprechung (eine Korrelation) zwischen den Elementen von E' und dem Gehalt der Sprechhandlungsabsicht (damit bildet die Repräsentation den Gehalt ab, im Sinne von (2.5)), und (ii) die Korrelation ist für den Sprecher beim Ausführen der Sprechhandlung introspektiv zugänglich und kann durch die Untersuchung ermittelt werden. (Man beachte, daß im folgenden nirgendwo von der Voraussetzung Gebrauch gemacht wird, daß eine *K o r r e l a t i o n* vorliegt; jede andere binäre Relation würde für die Argumentation genügen.)

Direkte Relevanz ist nach D ausgeschlossen. Angenommen, die Untersuchung ist indirekt relevant. Dann muß (ii) gelten, insbesondere: die Korrelation zwischen der Menge E' und dem Gehalt ist für den Sprecher zugänglich. Dazu ist es notwendig, daß E' für den Sprecher zugänglich ist. Nun stimmen die Autoren im Kognitivismus darin überein, daß Repräsentationen für die Introspektion unzugänglich sind. Bei vernünftigen Annahmen über Zugänglichkeit folgt, daß auch E' unzugänglich ist. Hypothesen über E' durch Dritte sind denkbar, beseitigen aber nicht die Unzugänglichkeit für den Sprecher. Also ist die Untersuchung der Repräsentation auch nicht indirekt relevant.

F. Eine Untersuchung mentaler Repräsentationen ist für die Untersuchung von Sprechhandlungen irrelevant.

Dies folgt aus E und der vernünftigen Annahme, daß die Untersuchung von Repräsentationen

tionen bei Sprechhandlungen höchstens für die Untersuchung von Intentionalität relevant ist. Die Untersuchung von mentalen Repräsentationen, falls es sie gibt, könnte natürlich für andere Zwecke als die Untersuchung von Sprechhandlungen relevant sein.

G. Eine Untersuchung abstrakter Synthesemechanismen ist für die Untersuchung von Sprechhandlungen irrelevant.

Dies folgt aus F und der vernünftigen Annahme, daß die Untersuchung der Mechanismen nur dann für die Untersuchung von Sprechhandlungen relevant ist, wenn dies für die Untersuchung der zugehörigen Repräsentationen gilt.

Die Untersuchung solcher Mechanismen, falls es sie gibt, könnte natürlich für andere Zwecke – etwa die Verbesserung von Computerhardware oder -software – durchaus relevant sein.

H. Die Feststellungen A bis G bleiben gültig, wenn man sie auf sprachliches Verstehen bezieht, d.h. wenn man in A bis G bestimmte Ausdrücke wie folgt ersetzt:

- (i) "Sprechhandlung" durch "Redewahrnehmung"
- (ii) "Absicht" und "Handlungsabsicht" durch "Wahrnehmen"
- (iii) "Sprechhandlungsabsicht" durch "Redewahrnehmen"
- (iv) "sprecherextern" durch "hörerextern"
- (v) "Körperbewegung" und "körperliche Bewegung (Artikulationsbewegung) des Sprechers" durch "Schallereignis"
- (vi) "Synthesemechanismus" durch "Analysemechanismus"

Feststellung H ergibt sich wie folgt:

Bereits Searle entwickelt eine zu seiner Handlungstheorie weitgehend analoge Wahrnehmungstheorie (1983: Kap. 2). Ihre Grundbegriffe lassen sich leicht in eine Form bringen, bei der sie zu den handlungstheoretischen Grundbegriffen in § 4.2 analog sind (vgl. Lieb 1980a; 1983: Kap. 13; i.V.). Insbesondere ist dabei eine Wahrnehmung durch eine Person V ein Paar $\langle z, e \rangle$, bei dem e ein 'sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand' ist, der in V das mentale Ereignis z – ein Wahrnehmen – verursacht. z entspricht der Absicht einer Sprechhandlung und ist ebenfalls intentional, d.h. der Begriff des Gehalts ist bei z anwendbar in einem zu (4.2) genau analogen Sinn; der Gehalt von z bei V ist eine Menge von Eigenschaften von 'sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen'. Die Objektmenge ist wiederum (vgl. (4.2)) die Menge der Gegenstände, denen alle Eigenschaften im Gehalt zukommen. Ein (auditives) Redewahrnehmen ist demgemäß ein Wahrnehmen z , dessen Gehalt aus Eigenschaften von Schallereignissen besteht, die durch die

Artikulationsbewegungen von Sprechhandlungen verursacht werden. Eine (auditive) Redewahrnehmung durch V ist ein Paar <z, e>, bei dem z ein Redewahrnehmen ist, das durch das Schallereignis e verursacht wird.

Wie ich in Lieb i.V. zeige, läßt sich sprachliches Verstehen als Redewahrnehmen rekonstruieren.

Feststellung H ergibt sich nun, indem man auch in den informellen Beweisen von B bis G die Ersetzungen (i) bis (vi) durchführt; man erhält dann einen informellen Gesamtbeweis für H.

I. Die Untersuchung von abstrakten Synthesemechanismen und von abstrakten Analysemechanismen ist für die Sprachwissenschaft irrelevant.

Dies folgt aus G, H und der vernünftigen Annahme, daß die Untersuchung von Synthesemechanismen für die Sprachwissenschaft nur dann relevant ist, wenn sie für die Untersuchung von Sprechhandlungen relevant ist, und daß Entsprechendes für Analysemechanismen und Redewahrnehmungen gilt.

J. Die Untersuchung von abstrakten Erwerbsmechanismen ist für die Sprachwissenschaft irrelevant.

Dies ergibt sich aus I, (2.9c) und der folgenden vernünftigen Annahme: Die Untersuchung eines Erwerbsmechanismus ist für die Sprachwissenschaft nur dann relevant, wenn für jeden seiner Zustände (bzw. seinen Endzustand) gilt: Die mit ihm verbundene Repräsentation ist ein abstrakter Mechanismus, der zu einem Analyse- oder Synthesemechanismus (oder einem Bestandteil eines solchen), dessen Untersuchung sprachwissenschaftlich relevant ist, in einer festen Beziehung steht (zur Formulierung vgl. (2.9c)). Nach I gibt es keine derartigen Analyse- oder Synthesemechanismen. Also ist die Untersuchung von Erwerbsmechanismen für die Sprachwissenschaft irrelevant.

Somit ist jede Untersuchung, die man in der 'kognitiven Linguistik' vornehmen könnte, für die Sprachwissenschaft irrelevant, und damit auch die kognitive Linguistik als ganze; sie ist irrelevant auch dann, wenn ihre Untersuchungsgegenstände existieren sollten, was – anders als bei natürlichen Sprachen – zweifelhaft ist.

5 Sprachen als Gegenstände der Sprachwissenschaft

5.1 Grundbedingungen für einen praxisnahen Sprachbegriff

Mit dem Zusammenbruch der kognitiven Linguistik fallen auch ihre Sprachbegriffe; es gibt zunächst keinen Grund mehr, die menschliche Sprachfähigkeit oder hypothetische innere Grammatiken zum Gegenstand der Sprachwissenschaft zu erklären. Damit rückt

statt der Auffassung A (1.10), wie sie Chomsky vertritt, die Auffassung B (1.11) wieder voll ins Blickfeld, also die Umkehrung von A. Ich beginne die Erörterung von B mit einigen informellen Überlegungen (§§ 5.1f).

Die Auffassung B sei zunächst ausformuliert wiederholt:

(5.1) *Auffassung B.* Ein Sprachbegriff der Sprachwissenschaft ist in dieser Wissenschaft genau dann grundlegend, wenn er dem Begriff

b_1 ' = 'etwas, was gesprochen werden kann und nicht Teil ist von etwas, was gesprochen werden kann'

in Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich ist sowie alle weiteren vernünftigen Adäquatheitsbedingungen erfüllt. Wenn dagegen ein Sprachbegriff der Sprachwissenschaft dem Begriff

b_1 = 'Fähigkeit des Menschen zu sprechen'

in Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich ist, so ist dieser Begriff sekundär und wird am besten als Begriff aus der Sprachwissenschaft ausgeschlossen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Auffassungen A und B besteht in ihren ontologischen Konsequenzen.

Wer die Auffassung A vertritt, sieht die Gegenstände der Sprachwissenschaft in einer psychischen oder biologischen Fähigkeit des Menschen und in ihren unterschiedlichen Ausprägungen; die Gegenstände gehören also in den ontologischen Bereich des Psychischen und allgemein des Biologischen, wenn man wie Chomsky alles Psychische als biologisch auffaßt (vgl. neuerdings wiederum Chomsky 1986: 11). Damit wird die Sprachwissenschaft zu einem Zweig der Psychologie und letzten Endes der Biologie, wie es Chomsky denn auch folgerichtig immer wieder behauptet.

Man wird dagegen mit Recht feststellen dürfen: Für die überwältigende Mehrheit aller bisherigen einzelsprachlichen Forschungen, generative eingeschlossen, ist es eine folgenlose Umbenennung, wenn man sie als psychologische oder gar biologische interpretiert; irgendwelche neuen Erkenntnisse sind damit nicht gewonnen. Es spricht gegen die Auffassung A, daß sie die Praxis der Sprachwissenschaft einfach nicht erfaßt, mag sie dem Selbstverständnis einiger Sprachwissenschaftler auch noch so sehr entgegenkommen. Und im übrigen: Wie viele dieser Wissenschaftler sind tatsächlich bereit, die Konsequenz zu ziehen und von sich zu behaupten: In Wirklichkeit bin ich Psychologe – oder gar: Biologe?

Geht man von der Praxis der Sprachwissenschaft aus, so sind es unweigerlich Begriffe wie b_1 , die als grundlegend erscheinen: Sprachwissenschaftler untersuchen natürliche Sprachen als 'etwas, was gesprochen werden kann'. Für die Sprachtheorie stellen sich damit die folgenden Fragen:

(5.2) a. Welche Art von Gegenstand ist eine 'natürliche Sprache'?

b. Was sind die charakteristischen Eigenschaften von natürlichen Sprachen?

Hierbei formuliert (a) das eigentliche ontologische Problem, das im vorliegenden § 5 teilweise geklärt werden soll. Ein Stuhl etwa ist ein physisches Objekt, die Zahl 1 sicher nicht. Wohin sollen die Sprachen gehören?

Eine Sprache muß etwas sein, 'was gesprochen werden kann'. Diese Minimalbedingung reicht bereits aus, um Sprachen von den psychischen Objekten im Sinne Chomskys auszuschließen, d.h. die ontologischen Konsequenzen von Auffassung A und B sind unvereinbar: Ich spreche keine innere Grammatik und auch keine Menge geistiger Repräsentationen, ich spreche schlicht und einfach Deutsch.

Was immer eine Sprache wie das Deutsche sein mag, sie muß jedenfalls so beschaffen sein, daß zwischen einem Menschen und ihr Relationen wie 'spricht', 'kann', oder 'versteht' bestehen können. Damit sind psychische Objekte ausgeschlossen, wie insbesondere Katz (1981, 1984) hervorhebt. (Gegen Sprachen als psychische Objekte argumentiert auch Soames (1984), wobei er eine 'mentalistische' Psychologie durchaus zuläßt.)

Ebensowenig können Sprachen als Mengen konkreter Äußerungsereignisse aufgefaßt werden, wozu manche amerikanischen Strukturalisten neigten: Ich kann Deutsch, offensichtlich; die Menge aller deutschen Äußerungsereignisse, die kann ich nicht. Sprachen sind nicht konkrete Objekte, auch nicht Mengen solcher Objekte; sie sind *a b s t r a k t e* Gegenstände: dies ist ein Hauptthema bei Katz (1981). Allerdings halte ich die Konzeption dieser Gegenstände bei Katz noch nicht für gelungen.

5.2 Die Abstraktheit von Sprachen

Bekanntlich war Katz in den sechziger Jahren ein Vorkämpfer des sog. Mentalismus in der Sprachwissenschaft (bes. Katz 1964), also der seinerzeitigen Version des Kognitivismus. Katz (1981, 1984) stellt eine extreme Abwendung von seinen früheren Auffassungen dar: Sprachen sind abstrakte Gegenstände in demselben Sinne, wie dies für die natürlichen Zahlen gilt. Der Sprachwissenschaftler hat Zugang zu ihnen durch eine menschliche Grundfähigkeit, die Intuition, verstanden als Fähigkeit zur Erkenntnis abstrakter Gegenstände,

die gleichberechtigt neben Perzeption und Introspektion steht. Wie Mathematik und Logik ist die Sprachwissenschaft eine nicht-empirische Wissenschaft. Katz verwirft Chomskys Kognitivismus oder, wie er ihn nennt, Konzeptualismus zugunsten dieser neuen Auffassung, die er selber als **P l a t o n i s m u s** bezeichnet.

Damit rückt Katz die Einzelsprachen wieder in den Mittelpunkt der Sprachwissenschaft, die natürlich auch universalistisch untersucht werden können. Jedoch erweist sich sein 'platonistischer' Sprachbegriff gegenüber der sprachwissenschaftlichen Praxis als inadäquat: Wesensschau durch Sprachwissenschaftler ist keine Sprachwissenschaft. Sprachen als abstrakte Objekte sowie das Verhältnis des Sprechers zu seiner Sprache müssen in wichtigen Punkten anders als bei Katz konzipiert werden. Sprachen sind **a b s t r a k t** in wenigstens dreifacher Hinsicht.

Ein allgemeiner Begriff der Einzelsprache gemäß **b₁** kann nur in einer Sprachtheorie expliziert werden, und zwar als theoretischer Begriff. Einzelsprachen sind **e r s t e n s** in dem folgenden Sinne **a b s t r a k t**: Sie sind theoretische Entitäten, Objekte, die in den Umfang theoretischer Begriffe fallen. In jeder anständigen Theorie bedeutet dies zugleich, daß sie auf nicht-theoretische Entitäten bezogen sind.

Inhaltlich muß eine Einzelsprache bestimmt werden als 'etwas, was gesprochen werden kann'. Hiermit ist implizit ein Bezug auf reale Sprecher und Sprechereignisse gegeben: Nur reale Personen sprechen Deutsch, und daß sie Deutsch sprechen heißt, daß sie imstande sind, Sprechereignisse oder Schriftobjekte bestimmter Art hervorzubringen und zu verstehen.

Es handelt sich dabei um Ereignisse und Objekte in Raum und Zeit. Für Sprachen selber wäre diese Auffassung absurd. Sprachen sind **a b s t r a k t** noch in einem **z w e i t e n** Sinne: Sie sind keine raumzeitlichen Objekte oder Ereignisse, stehen jedoch zu solchen Objekten und Ereignissen in festen, ontologisch und systematisch zu klärenden Beziehungen.

Eine Sprache soll etwas sein, 'was gesprochen werden kann und nicht Teil ist von etwas, was gesprochen werden kann'. Nun sprechen wir zwar alle Deutsch, aber jeder spricht sein eigenes Deutsch, und das ist nur ein Teil des Deutschen, also keine Sprache. Eine Sprache ist daher **a b s t r a k t** noch in einem **d r i t t e n** Sinne: Bei ihr wird abstrahiert von den Unterschieden zwischen den Sprachausprägungen einzelner Sprecher.

Unter Beachtung dieser Vorgaben können nun Sprachbegriffe sprachtheoretisch expliziert werden, die der Auffassung **B** entsprechen, also etwa Begriffe der historischen Einzelsprache in ihrer gesamten zeitlichen Erstreckung. Im Rahmen einer entsprechenden Theo-

rie ließe sich dann auch ein Begriff der menschlichen Sprachfähigkeit leicht definieren, etwa als 'Fähigkeit zum Erwerb einer Sprache', ein Begriff, der sekundär ist nach Bedeutung und definitorischem Status.

Allerdings wäre es ein Fehler, die Schwierigkeiten zu unterschätzen, vor denen man bei der sprachtheoretischen Explikation von Sprachbegriffen gemäß B steht. Besonders die Abstraktheit im dritten Sinn, also das Verhältnis von Sprache und individueller Sprachausprägung, wirft erhebliche Probleme auf. Hudson z.B. hält sie grundsätzlich für unlösbar und gelangt ebenso wie Chomsky, wenn auch aus andern Gründen, zu der Auffassung, Begriffe der Einzelsprache seien überhaupt zu verwerfen (1980: § 2.2, 1984: 31ff). Für das Abstraktionsproblem in seinem eigenen Ansatz hat Chomsky seit (1965: 3) nur eine Scheinlösung anzubieten, nämlich den berüchtigten 'idealen Sprecher in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft', über den ich hier kein Wort mehr verlieren möchte.

Alle in diesem Abschnitt genannten Probleme sind jedoch lösbar. Dies ist einfach dadurch nachgewiesen, daß von Lieb (1970), (1983) eine Sprachtheorie vorgelegt wurde, in der sie gelöst sind (vgl. ferner Heger 1976, 1982). Die Einzelheiten der Lösung brauchen hier nicht erörtert zu werden (die Grundgedanken sind dargestellt in Lieb 1982 sowie 1983: Teil A), und sicher sind auch andere Lösungen als bei Lieb denkbar. Jedenfalls liegt ein ausgearbeiteter Vorschlag für einen sprachwissenschaftlichen Sprachbegriff gemäß B vor. Es bleibt festzuhalten, daß Hudson und Chomsky die einschlägigen Arbeiten in ihrem Fach ignorieren; Chomsky wiederholt noch 1986 (S. 5f) seine Behauptung von 1982 (s.o. (1.13)):

- (5.3) [...] the common sense notion of language has a crucial socio-political dimension, as when we speak of German, Dutch, Chinese, English, etc., as "languages". It is doubtful that any coherent account can be given of "language" in this sense; surely none has been offered or even seriously attempted. Rather, all scientific approaches have simply abandoned these elements of what is called "language" in common usage.

Auch wenn bei Lieb und Heger 'die politische Dimension' (im Gegensatz zur sozialen) mit Vorbedacht nicht rekonstruiert wird, liegen in ihren Arbeiten detaillierte sprachwissenschaftliche Explikationen von "*language*" in *common usage* vor, die es erlauben, Sprachen als historische Einzelsprachen zu erfassen.

Sprachen sind abstrakte, extramentale Objekte. Ihr extramentaler Charakter geht im wesentlichen auf die Intentionalität des Sprechens und Verstehens zurück, bei der abstrakte, extramentale Formen von Schallereignissen eine besondere Rolle spielen. In den folgenden §§ 5.3 bis 5.5 gehe ich diesen Zusammenhängen im einzelnen nach.

5.3 Lautlich-syntaktische Formen

Nach der Analyse in 4.3 ("Die Intentionalität des Sprechens") tritt bei einer Sprechhandlung im Gehalt der Handlungsabsicht zentral eine formbezogene Wirkungseigenschaft auf:

(5.4) = (4.4)

Wirkungseigenschaft: die Eigenschaft, eine Artikulationsbewegung e des Sprechers V zu sein, für die gilt: Es gibt ein Schallereignis e_1 , das von e verursacht wird und eine bestimmte 'lautlich-syntaktische Form' hat.

Die Form der Artikulationsbewegung ist durch die lautlich-syntaktische Form des Schallereignisses, das von der Artikulationsbewegung verursacht werden soll, 'impliziert' (§ 4.3). Der Kognitivist muß die Form des Schallereignisses als eine mentale Repräsentation auffassen. Ich beweise in diesem Abschnitt (§ 5.3), daß eine solche Auffassung unhaltbar ist. Daraus ergibt sich dann (§ 5.4), daß die Formen von Schallereignissen extramental sind, ein wesentlicher Schritt bei dem Nachweis, daß Sprachen als ganze extramentale, abstrakte Objekte sind (§ 5.5).

Die Buchstaben " F ", " F_1 ", ... mögen für lautlich-syntaktische Formen von Schallereignissen stehen. Die Formen sind zunächst ontologische Unbekannte (der Bereich der Variablen ist nicht bestimmt), deren Status wenigstens teilweise geklärt werden soll. " V ", " V_1 ", ... mögen für beliebige Menschen mit normaler biologischer Ausstattung stehen. " e ", " e_1 ", ... gebrauchen wir weiterhin für beliebige raumzeitliche Ereignisse, und " z ", " z_1 ", ... für mentale Zustände oder Ereignisse.

Zur genaueren Beschreibung von Wirkungseigenschaften seien die folgenden beiden Begriffe eingeführt:

(5.5) *Definitionen*

- a. Die *F*-Eigenschaft = die Eigenschaft, ein Schallereignis zu sein, dessen lautlich-syntaktische Form F ist.
- b. Die *Wirkungseigenschaft zu F und V* = die Eigenschaft, eine Artikulationsbewegung von V zu sein, die ein Schallereignis mit der F -Eigenschaft verursacht (ein Schallereignis also, dessen lautlich-syntaktische Form F ist).

Bei einer Sprechhandlung gibt es normalerweise ein F , so daß die Wirkungseigenschaft zu F im Gehalt der Handlungsabsicht auftritt. Allerdings ist hierbei die Beziehung zwischen der lautlich-syntaktischen Form F und der Handlungsabsicht relativ indirekt – vgl. (5.5) –, und es ist daher umständlich, aufgrund dieser Beziehung auf die Natur von F zu schließen.

Ich werde deshalb einen anderen grundlegenden Sachverhalt ausnutzen: Bei einer Sprechhandlung kann der Sprecher das Schallereignis, das durch seine Artikulationsbewegung verursacht wird, selber perzipieren, und zwar mit der betreffenden lautlich-syntaktischen Form; es ist diese Grundtatsache, die ihn zur Kontrolle der Artikulationsbewegung befähigt: Die Bewegung wird im Hinblick auf die Eigenschaften kontrolliert, die das Bewegungsergebnis – das Schallereignis – aufweist.

Ich setze den Wahrnehmungsbegriff voraus, der in § 4.4 unter H charakterisiert wurde, und expliziere "perzipierbar" wie folgt:

(5.6) *Definition.* e_1 ist durch V mit F perzipierbar genau dann, wenn gilt: Es ist nicht durch F ausgeschlossen, daß V e_1 mit F wahrnimmt, d.h. daß es ein z_1 gibt, so daß gilt:

- a. $\langle z_1, e_1 \rangle$ ist eine Wahrnehmung durch V;
- b. die F-Eigenschaft (die Eigenschaft, ein Schallereignis zu sein, dessen lautlich-syntaktische Form F ist) ist ein Element des Gehalts von z_1 bei V.

Es kann durch alle möglichen weiteren Umstände ausgeschlossen sein, daß V e_1 tatsächlich mit F wahrnimmt, aber jedenfalls nicht durch F. (Zu einer solchen Explikation klassischer 'Dispositionsbegriffe' vgl. allgemein Lieb 1983: Kap. 14.)

Unsere Annahme über Perzipierbarkeit läßt sich nunmehr genauer formulieren:

(5.7) *Annahme.* Es gelte

- a. $\langle z, e \rangle$ ist eine erfolgreiche Sprechhandlung von V;
- b. die Wirkungseigenschaft zu F und V ist ein Element des Gehalts von z bei V;
- c. e_1 ist ein Schallereignis;
- d. e verursacht e_1 .

Dann gilt

- e. e_1 ist durch V mit F perzipierbar.

Aus dieser unbestreitbaren Annahme ergibt sich insbesondere: Lautlich-syntaktische Formen von Schallereignissen, die aus Sprechhandlungen resultieren, sind keine sprecherinternen mentalen Repräsentationen. Genauer:

(5.8) Es seien z, e, V, F und e_1 wie in (5.7), und F sei die lautlich-syntaktische Form von

e_1 .

Dann ist F keine 'mentale Repräsentation in V zur Zeit von e_1 ', d.h. keine Repräsentation, die mit einem während e_1 andauernden Zustand eines abstrakten Mechanismus in V verbunden ist.

Dies ergibt sich wie folgt.

Wir betrachten zunächst eine Einschränkung (5.8 ') von (5.8), nämlich (5.8) mit der zusätzlichen Voraussetzung

(i) e und e_1 seien früher als 1986.

Angenommen, (5.8 ') gilt nicht. Dann gibt es ein z^* , e^* , V^* , e_1^* und F^* , so daß gilt: A. Sie genügen dem Vordersatz von (5.8 '), und B. F^* ist eine mentale Repräsentation in V^* zur Zeit von e_1^* . Ich zeige, daß dies bei Annahme von (5.7) zu einem Widerspruch führt.

Zunächst folgt aus (A) und (5.7):

(ii) e_1^* ist durch V^* mit F^* perzipierbar.

Nun folgt aus (B) und (2.5): F^* ist ein Konstrukt aus Symbolen eines abstrakten Mechanismus in V^* , und F^* ist mit einem bei e_1^* andauernden Zustand des Mechanismus verbunden (vgl. (2.3)); nach § 2.3, Punkt 2, sind die Symbole rein formale Objekte, unter Ausschluß aller Bedeutungsaspekte. Bisher – und sicher bis zum Jahre 1986 – sind diese Objekte bei allen Mechanismen, die für lautlich-syntaktische Formen in Frage kommen, vollkommen unbekannt. Damit ist auch F^* allgemein, und insbesondere für V^* , unbekannt. Bei jeder vernünftigen Explikation von "bekannt" und von "Wahrnehmung" (vgl. etwa § 4.4, zu H) folgt hieraus: Es gibt kein z_1 , so daß gilt: $\langle z_1, e_1^* \rangle$ ist eine Wahrnehmung durch V^* , und die F^* -Eigenschaft – die Eigenschaft, ein Schallereignis mit der lautlich-syntaktischen Form F^* zu sein – ist ein Element des Gehalts von z_1 bei V^* (was ich nicht kenne, das kann ich auch nicht an etwas wahrnehmen). Die Existenz eines solchen z_1 ist durch F^* selber, nämlich durch Voraussetzung (B) zu F^* , ausgeschlossen. Somit folgt aus (5.6):

(iii) e_1^* ist durch V^* nicht mit F^* perzipierbar,

im Widerspruch zu (ii). Also gilt (5.8 ').

Bei diesem Beweis habe ich von Voraussetzung (i) Gebrauch gemacht. Nun wäre es sprachtheoretisch unsinnig zuzulassen, daß die lautlich-syntaktische Form eines e_1 nach 1986 eine mentale Repräsentation ist, die Form eines e_1 vor 1986 jedoch nicht. Wir erheben daher eine entsprechende Einheitlichkeitsforderung. Es folgt dann (5.8) aus (5.8 ').

Q.E.D.

In § 4.3 "Die Intentionalität des Sprechens" habe ich außer der Wirkungseigenschaft drei weitere, Hörerbezogene Eigenschaften im Gehalt einer Sprechhandlungsabsicht angesetzt: die Festlegung der 'Resultatform für den Hörer', der 'Bedeutung' und der 'Signifikanz'. Auch diese Eigenschaften hätten zum Ausgangspunkt für Theoreme genommen werden können, die (5.8) entsprechen.

Insbesondere hätte man (5.8) selber auch aufgrund der folgenden, unbestreitbaren Annahme beweisen können:

(5.9) *Annahme*. Es gelte

a. bis d. = (5.7a) bis (5.7d).

Dann gilt

e. für alle V_1 , richtet $V e_1$ an V_1 , so ist e_1 durch V_1 mit F perzipierbar.

Mit andern Worten, auch der Hörer (der Adressat) des Schallereignisses muß das Ereignis mit der lautlich-syntaktischen Form F wahrnehmen können. Hieraus folgt (5.8) wie eben.

Nun sind mentale Repräsentationen die einzigen überhaupt plausiblen Kandidaten, die im Kognitivismus zur 'Strukturierung' von Schallereignissen angeboten werden. Wir haben somit gezeigt, daß der Kognitivismus auch auf diesem sprachwissenschaftlich zentralen Gebiet eine Fehlentwicklung darstellt: Er ist mit elementaren Annahmen über die Intentionalität von Sprechen und Sprachverstehen – wie (5.7) und (5.9) – nachweislich unvereinbar.

Wesentliche Punkte der §§ 4.3 und 5.3 lassen sich abkürzend so zusammenfassen:

(5.10) Jede Sprechhandlung zielt auf ein Schallereignis, bei dem Form, Bedeutung und Signifikanz öffentlich zugänglich sind.

Hiermit ist eine *Adäquatheitsbedingung* formuliert, welcher der Sprachtheoretiker bei seiner Konzeption von Form, Bedeutung und Signifikanz genügen muß. Unter den Vorgaben des Kognitivismus ist dies prinzipiell unmöglich.

5.4 Der ontologische Status von Formen und Bedeutungen

Mit Hilfe von (5.8) zeige ich allgemein:

(5.11) Sind z , e , V , F und e_1 wie in (5.8), so ist F extramental.

Dies ergibt sich wie folgt.

Ein beliebiger Gegenstand x heiße *extramental*, wenn es keinen abstrakten Mechanismus M' im Gehirn irgendeiner Person gibt, so daß x der Mechanismus ist oder eine seiner Komponenten oder einer seiner Zustände oder eine Repräsentation in M' , die mit einem Zustand von M' verbunden ist.

Im Kontext von (5.11) wird man *vernünftigerweise voraussetzen*: F ist extramental oder F ist eine 'mentale Repräsentation in V zur Zeit von e_1 ' (vgl. (5.8) zu diesem Begriff). Erfüllen nun z , e , V , F und e_1 die Voraussetzungen von (5.8), so ist F keine mentale Repräsentation in V zur Zeit von e_1 , nach (5.8). Also ist F extramental. Q.E.D.

Zusätzlich mache ich die folgende *Annahme*:

(5.12) Sind z , e , V , F und e_1 wie in (5.8), so ist F *abstrakt* in dem folgenden Sinn:

- a. F ist kein raumzeitliches Objekt oder Ereignis;
- b. für beliebige Schallereignisse e_2 , F ist auf e_2 ontologisch beziehbar.

Ich betrachte diese Annahme als eine *Adäquatheitsforderung* für jede Explikation des Begriffs der lautlich-syntaktischen Form. Teil (a) der Forderung ist Gemeingut der Sprachwissenschaft; sie kann allenfalls von extremen Nominalisten verworfen werden, und extremer Nominalismus ist in der Sprachwissenschaft keine ernstzunehmende Position.

Teil (b) der Forderung ist unaufgebbar, wenn man die Sprachwissenschaft für eine empirische Wissenschaft hält. In dieser umstrittenen Frage (vgl. z.B. Katz 1981 als eine Gegenposition) plädiere ich mit Nachdruck für den grundsätzlich empirischen Charakter der Sprachwissenschaft, worin mir die Kognitivisten zustimmen müßten. Aus Gründen, die unten (§ 6.3) deutlich werden, halte ich es allerdings für gänzlich verfehlt, die Linguistik als Naturwissenschaft aufzufassen, wozu sich ein Chomsky-Anhänger gezwungen sieht. (Für Chomsky ist die Linguistik ein Zweig der Biologie. Die Biologie ist eine Naturwissenschaft. Jeder Zweig einer Naturwissenschaft ist selbstverständlich wieder eine Naturwissenschaft. Also ist die Linguistik eine Naturwissenschaft.)

Lautlich-syntaktische Formen von Schallereignissen sind *extramental*: dies folgt letztlich aus der Intentionalität des Sprechens. Sie sind keine raumzeitlichen Objekte oder Ereignisse, stehen jedoch zu Schallereignissen in ontologisch klaren Beziehungen. Schließlich bilden lautlich-syntaktische Formen *Systeme*:

(5.13) Ein sprachwissenschaftlicher Begriff der lautlich-syntaktischen Form von Schallereignissen ist nur dann *adäquat*, wenn nach ihm jede Form auf ein System relativiert ist, das ein System von lautlich-syntaktischen Formen ist oder einschließt.

Annahmen dieses Inhalts werden in der Sprachwissenschaft universell akzeptiert, bei stark variierender Auffassung der Systeme. Die Gründe hierfür sind derart durchschlagend, daß ich sie hier nicht zu diskutieren brauche.

Es möge "S" für beliebige Systeme gemäß (5.13) stehen (die Werte der Variablen werden also zunächst nicht weiter bestimmt). Nach (5.13) müssen wir Formbegriffe der folgenden Art zugrunde legen:

(5.14) F ist eine lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S.

Der Ausdruck "lautlich-syntaktische Form", den ich bisher gebraucht habe, ist nachträglich gemäß (5.14) zu interpretieren. (Der Einfachheit halber bin ich überall davon ausgegangen, daß es zu jedem e_1 und S g e n a u e i n e lautlich-syntaktische Form F gibt, womit ich von d e r lautlich-syntaktischen Form von e_1 bezüglich S sprechen konnte; diese Annahme ist jedoch für die Argumentation überall unwesentlich.)

In § 4.3 "Die Intentionalität des Sprechens" habe ich nicht nur die Form, sondern implizit auch die 'Bedeutung' und die 'Signifikanz' von Schallereignissen behandelt. Bei genauerer Explikation dieser Begriffe, die jedoch weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde (vgl. Lieb i.V.), ließe sich zeigen:

(5.15) Sind z, e, V und e_1 wie in (5.7), so gilt:

- a. Jede Bedeutung von e_1 und jede Signifikanz von e_1 ist extramental und abstrakt aus Gründen, die den Gründen für (5.11) und (5.12) entsprechen.
- b. Nach einem angemessenen Begriff der Bedeutung von Schallereignissen sind Bedeutungen auf Systeme relativiert, wobei es sich um Systeme von lautlich-syntaktischen Formen u n d Bedeutungen handeln muß. Analoges braucht für angemessene Begriffe der Signifikanz von Schallereignissen nicht zu gelten.

Mit den - unterschiedlich begründeten - Feststellungen (5.11) bis (5.13) sind kognitivistische Auffassungen von Form, Bedeutung und Signifikanz endgültig ausgeschlossen. Zugleich ergeben sich Konsequenzen für mögliche Auffassungen von Systemen S und von Sprachen.

5.5 Der ontologische Status von Sprachen

Ich mache die folgende A n n a h m e :

(5.16) Ein System von extramentalen und abstrakten Objekten ist extramental und abstrakt.

Dies folgt aus einer Standardauffassung von "System", nach der ein System von Objekten im einfachsten Falle ein n -tupel von Mengen ist, das aus der Menge der Objekte und Relationen in dieser Menge besteht. Die Beziehung zwischen System und Objekt kann natürlich komplexer sein, was jedoch die Gültigkeit von (5.16) unberührt läßt. Aus (5.11) bis (5.16) folgt nun:

(5.17) Sind z , e , V , F und e_1 wie in (5.7) und ist F eine lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S , so ist S extramental und abstrakt.

Nach (5.15b) ist S nämlich ein System von lautlich-syntaktischen Formen und Bedeutungen, und diese sind extramental und abstrakt nach (5.11), (5.12) und (5.15a). Also gilt (5.17), wegen (5.16).

Allerdings haben wir bisher von Formen und Bedeutungen von Schallereignissen gesprochen, und hierzu ist eine Korrektur erforderlich, die ich jetzt für lautlich-syntaktische Formen vornehme (für Bedeutungen ist sie analog).

Aus bekannten Gründen darf man nicht annehmen, daß jede lautlich-syntaktische Form F auch 'realisiert' ist, d.h. daß es ein Schallereignis e_1 gibt, so daß F eine lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S ist. Um dies einwandfrei formulieren zu können, benötigen wir zusätzlich zu (5.14) einen zweiten Begriff der Form:

(5.18) F ist eine mögliche lautlich-syntaktische Form bezüglich S .

In (5.15b) ist demnach die Rede von möglichen Formen, die nicht notwendig realisiert sein müssen: S ist ein System von möglichen Formen und (möglichen) Bedeutungen bezüglich S . Selbstverständlich nehmen wir an:

(5.19) *Annahme.* Jede lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S ist eine mögliche lautlich-syntaktische Form bezüglich S .

Werden die beiden Formbegriffe definiert, so folgt (5.19) aus den Definitionen.

Ein System S kann selber keine Sprache sein: Ist F eine mögliche Form bezüglich S , so muß bei einer passenden Person V die Wirkungseigenschaft zu F und V im Gehalt von Sprechhandlungsabsichten auftreten können, und Schallereignisse e_1 müssen durch V mit F perzipierbar sein. S ist also – anders als eine Sprache – auf eine Einzelperson beschränkt; man wird daher S als System eines 'Idiolekts' auffassen müssen, in einem vertretbaren Sinn von "Idiolekt" (im einzelnen vgl. hierzu Lieb 1983: Kap. 2). Auch wenn man Idiolekte und Idiolektsysteme nicht identifiziert, wird man annehmen dürfen, daß Idiolekte extramental und abstrakt sind, da dies für ihre Systeme gilt.

Nach jedem vernünftigen Sprachbegriff sind Sprachen gegenüber Idiolekten und ihren Systemen abstrakt (§ 5.2); genauer:

(5.20) Ein Begriff der Einzelsprache (der also b_1 ' in (5.1) in Inhalt oder Umfang hinreichend ähnlich ist) kann nur dann als adäquat gelten, wenn nach ihm zwischen einer Sprache und der Menge der relevanten Idiolekte oder der Menge der relevanten Idiolektsysteme eine Abstraktionsbeziehung besteht.

Wie immer man diese Beziehung im einzelnen auffaßt, Abstraktionsbeziehungen sollten jedenfalls allgemein der folgenden Bedingung genügen:

(5.21) Steht ein Objekt zu einer Menge von extramentalen, abstrakten Objekten in einer Abstraktionsbeziehung, so ist das Objekt extramental und abstrakt.

Damit ist nun auch der ontologische Status von Sprachen geklärt. Es folgt nämlich:

(5.22) *Ontologischer Status von Sprachen*: Ein Begriff der Einzelsprache kann nur dann als adäquat gelten, wenn nach ihm eine Sprache extramental und abstrakt ist, d.h. wenn für sie gilt:

- a. Es gibt keinen abstrakten Mechanismus M' im Gehirn irgendeiner Person, so daß die Sprache der Mechanismus ist oder eine seiner Komponenten oder einer seiner Zustände oder eine Repräsentation in M' , die mit einem Zustand von M' verbunden ist.
- b. Die Sprache ist kein raumzeitliches Objekt oder Ereignis, und sie ist auf beliebige Schallereignisse ontologisch beziehbar.

Dies ergibt sich folgendermaßen.

Nach (5.20) steht eine Sprache bei einem adäquaten Sprachbegriff zu der Menge der relevanten Idiolekte bzw. Idiolektsysteme in einer Abstraktionsbeziehung. Nach der Bemerkung zum Idiolektbegriff (im Anschluß an (5.19)) sind Idiolekte extramental und abstrakt, und nach (5.17) ist jedes Idiolektsystem extramental und abstrakt (wir nehmen an, daß es zu jedem Idiolektsystem S ein z , e , V , F und e_1 gemäß (5.17) gibt). Aus (5.21) folgt nun (5.22), wenn man "extramental" und "abstrakt" entsprechend ihren Definitionen (im Anschluß an (5.11) bzw. implizit in (5.12)) ersetzt. Q.E.D.

Es sind im wesentlichen zwei Gründe, aus denen Sprachen extramental und abstrakt sind: Einmal erfordert die Intentionalität des Sprechens für Formen und Bedeutungen den Status extramentaler und abstrakter Objekte, was für Idiolekte und ihre Systeme denselben Status bedingt.

Zweitens kann die innere Variabilität von Sprachen nur erfaßt werden, wenn man zwischen Sprachen und Idiolekten oder Idiolektsystemen eine Abstraktionsbeziehung annimmt; damit überträgt sich der ontologische Status der Idiolekte und ihrer Systeme auf die Sprachen selbst. Da die kognitive Linguistik Chomskyscher Prägung vor der Intentionalität des Sprechens die Augen verschließt und das Abstraktionsproblem bei Sprachen leugnet, kommt sie zwangsläufig zu unangemessenen Sprachbegriffen.

Die Abstraktheit von Sprachen schließt ein, daß sie auf beliebige Schallereignisse ontologisch beziehbar sind. Dies erlaubt es, die Rolle von Sprachen bei Sprechhandlungen zu klären. Allgemein sind Sprecher mit Sprachen durch eine doppelte Beziehung verbunden: Sie können ihre Sprachen, und sie kennen sie.

6 Sprecher und Sprachen

6.1 Eine Sprache können

Eine Sprache ist etwas, was 'gesprochen' werden kann. Für "sprechen" hatten wir zwei Bedeutungen zugelassen (Bemerkung 1 zu (1.6)), deren zweite hier relevant ist: Sprechen als Fähigkeit, Sprechhandlungen auszuführen und zu verstehen. In Übereinstimmung mit einer umgangssprachlichen Verwendung von "können" werde ich "sprechen" in diesem Sinne künftig durch "können" ersetzen ("eine Sprache können").

Sprachen sind gegenüber Idiolekten und ihren Systemen abstrakt. Die Fähigkeit, Sprechhandlungen auszuführen und zu verstehen, sollte deshalb zunächst auf Idiolekte und ihre Systeme bezogen werden. Ein entsprechender Begriff des Könnens kann dann als Grundlage für einen *s p r a c h* bezogenen Begriff des Könnens dienen, bei dem die Abstraktionsbeziehung zwischen Sprachen und Mengen von relevanten Idiolekten (Idiolektsystemen) ausgenutzt wird. Wie also könnte ein Begriff des Könnens bei Idiolektsystemen aussehen? (Strenggenommen sollte man eher von Idiolekten als von Idiolektsystemen ausgehen, falls nicht beide identifiziert werden; diesen ersten Schritt lasse ich hier aus.)

Mit der folgenden notwendigen Bedingung ist eine wesentliche Forderung formuliert, die man an das Können eines Idiolektsystems *S* richten sollte:

(6.1) Wenn *V* *S* kann, so gilt:

- a. Jede mögliche lautlich-syntaktische Form bezüglich *S* ist für *V* grundsätzlich realisierbar.
- b. Jedes Schallereignis ist für *V* mit seiner lautlich syntaktischen Form bezüglich *S* perzipierbar.

Mit (a) und (b) ist gefordert, daß die Fähigkeit sowohl aktiv als auch passiv sein soll.

Für eine genauere Fassung von (6.1) mögen zunächst "realisiert" und "grundsätzlich realisierbar" definiert werden:

(6.2) Definitionen

a. V realisiert F in S g.d.w. es ein z , e und e_1 gibt, so daß gilt:

- (i) $\langle z, e \rangle$ ist eine Sprechhandlung von V;
- (ii) die Wirkungseigenschaft zu F und V ist ein Element des Gehalts von z bei V;
- (iii) e_1 ist ein Schallereignis;
- (iv) e verursacht e_1 ;
- (v) F ist die lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S.

b. Es sei F eine mögliche lautlich-syntaktische Form bezüglich S. F in S ist durch V grundsätzlich realisierbar g.d.w. gilt: Es ist nicht durch F ausgeschlossen, daß V F in S realisiert.

(Aus (av) folgt nach (5.19), daß F eine mögliche lautlich-syntaktische Form bezüglich S ist.) Mit "realisierbar" in (6.2b) und "perzipierbar" in (5.6) präzisieren wir (6.1) wie folgt:

(6.3) Wenn V S kann, so gilt:

- a. Für jede mögliche lautlich-syntaktische Form F in S gilt: F in S ist durch V grundsätzlich realisierbar.
- b. Für jedes Schallereignis e_1 und jedes F gilt: Ist F die lautlich-syntaktische Form von e_1 bezüglich S, so ist e_1 durch V mit F perzipierbar.

Diese Formulierung läßt sich zu einer Definition von "kann" ausbauen, indem man mögliche Bedeutungen auf geeignete Weise einbezieht und den Begriff des Könnens passend auf Zeitabschnitte relativiert: V kann S während einer bestimmten Zeit. Da die Grundidee klar ist, will ich auf ihre technische Durchführung hier verzichten.

Der Begriff des Könnens kann nun als Grundlage für einen analogen Begriff genommen werden, der auf Sprachen L als extramentale, abstrakte Gegenstände (5.22) bezogen ist:

(6.4) Definitionsidee. V kann L genau dann, wenn es ein S gibt, für das gilt:

- a. S ist 'mit L verbunden';
- b. V kann S.

Dabei richtet sich der Sinn von "mit L verbunden" nach der Explikation des Sprachbegriffs, insbesondere nach der genaueren Fassung der Abstraktionsbeziehung (5.20), und "V kann L" ist auf einen Zeitabschnitt zu relativieren, sobald dies bei "V kann S" geschehen ist.

Eine Sprache oder ein System können ist eine Fähigkeit, nicht ein mentaler Zustand des Sprechers, es sei denn, wir setzen Fähigkeiten mit Zuständen gleich, was kaum vertretbar scheint. Es erhebt sich jedoch die Frage, ob ein Sprecher nicht auch aufgrund von mentalen Zuständen zu Sprachen in Beziehung treten kann: Wir sagen etwa, jemand habe Kenntniss in einer Sprache, und im Englischen tritt *to know a language* an die Stelle von *eine Sprache können*. Ich will – gegen die Umgangssprache – den Ausdruck "eine Sprache kennen" in diesem Zusammenhang zulassen. Was heißt es dann, eine Sprache zu kennen, und wie hängen das Können und das Kennen einer Sprache zusammen?

6.2 Eine Sprache kennen

Chomsky (1986: 43) beantwortet die Frage

(i) what constitutes knowledge of language [...]?

indem er 'innere Grammatiken' in 'I-Sprachen' umbenennt und formuliert:

(6.5) The proposed answer to (i) is that to know an I-language is to be in a certain state of the mind/brain described by a core grammar consisting of principles of UG with values of parameters fixed in one of the permissible ways and a periphery of marked exceptions, this description being given at a level of abstraction from (largely unknown) mechanisms which we believe, rightly or wrongly, to be appropriate in the sense that it enables us to discover and express explanatory principles of some significance and that it will guide the search for mechanisms.

Diese Antwort ist leer. Ich habe nachgewiesen, daß die Intentionalität des Sprechens unter unaufgebbaren Voraussetzungen verlangt, Sprachen als extramentale, abstrakte Objekte zu konzipieren. Unermüdlich beteuert Chomsky, I-Sprachen seien besonders real. Nimmt man Searles Argumente gegen den Kognitivismus ernst, so haben I-Sprachen in der Tat einen besonderen Realitätsstatus: Sie sind Phantasieprodukte.

Aber selbst wenn sie existieren sollten in einem respektableren Sinn, Sprachkenntnis (*knowledge of language*) wäre nach (6.5) immer noch das Kennen einer inneren Grammatik, die ohne willkürliche Neuinterpretation von "Kennen" (als "cognize", vgl. § 3.2) gar nicht gekannt werden kann. (Nach Stich (1978) wäre der *state of the mind/brain* in (6.5) 'subdoxastisch'; und damit gälte für den Sprecher, daß er 'keinen Zugang zu ihm hat': 1978: 505.)

Chomskys Formulierung scheint mir jedoch in einem Punkte korrekt: Eine Sprache kennen ("to know an I-language") ist nicht unbedingt selber ein mentaler Zustand, sondern u.U. nur gleichwertig mit der Existenz eines solchen Zustands ("is to be in a certain state ..."). Dieser Zustand muß allerdings – anders als bei Chomsky – ein i n t e n t i o n a l e r sein, wenn "Kennen" einen vertretbaren Sinn haben soll. Ferner müssen Sprachen als extramentale, abstrakte Objekte gefaßt werden. Dies führt zunächst auf ein Explikationsschema der folgenden Form:

(6.6) V k e n n t L genau dann, wenn es ein z gibt, so daß gilt:

a. z ist ein intentionaler Zustand von V ;

b. ... zVL ...

Hierbei steht "... zVL ..." für eine Satzformel, deren freie Variablen " z ", " V " und " L " sind; d.h. für eine Bedingung zu z , V und L .

Hiermit ließe sich insbesondere Katz 1981 erfassen, wo Sprachen als extramentale, nicht-raumzeitliche Objekte konzipiert sind, die ein Sprecher aufgrund einer besonderen geistigen Fähigkeit der 'Anschauung' (*intuition*) kennt (*know*). Dies entspricht einer Vervollständigung von Schema (6.6) durch

(6.7) b. Die Objektmenge von z bei $V = \{L\}$.

(Ich nehme hier und im folgenden an, daß die Begriffe des Gehalts und damit der Objektmenge auf z in (6.6) anwendbar sind. z könnte etwa den Status einer 'Konzeption' im Sinne von Lieb 1983: 207f haben.)

Eine solche Auffassung ist in hohem Maße inplausibel. Bei (6.7) müßte der Gehalt von z aus Eigenschaften von Sprachen bestehen; Reflexion auf die eigene Sprache darf man dem normalen Sprecher aber kaum unterstellen. Katzens 'Anschauung' erscheint mir als Spekulation.

Es empfiehlt sich, " V kennt L " in Analogie zum Könnensbegriff zu explizieren. Wir definieren also den Kennensbegriff nicht – wie in Schema (6.6) – sogleich für Sprachen als ganze, sondern führen das Kennen von Sprachen zurück auf das Kennen von Idiolektsystemen (analog zu (6.4)). Bei dem zweiten Begriff orientieren wir uns an einem (6.6) entsprechenden Schema, sehen jedoch eine zu (6.7) analoge Präzisierung nicht vor – auch eine Reflexion auf die eigenen Idiolektsysteme sollte man dem Sprecher nicht unterstellen:

(6.8) *Vorläufige Definition.* V k e n n t S genau dann, wenn es ein z gibt, für das gilt:

a. z ist ein intentionaler Zustand von V ;

- b. der Gehalt von z bei V = die Menge der durch S festgelegten Eigenschaften von Schallereignissen.

Der Sinn von "festgelegt" läßt sich vernünftig klären. Die Definition ist vorläufig, da der notwendige Zeitbezug noch fehlt – V kennt S während einer bestimmten Zeit.

Nach (6.8b) ist die Objektmenge von z bei V die Menge aller Schallereignisse, die alle durch das System festgelegten Eigenschaften haben; diese bilden den Gehalt des intentionalen Zustands z . Das Kennen des Systems S besteht also im Haben eines intentionalen Zustands, der über S -determinierte Eigenschaften von Schallereignissen die zu S gehörige 'Rede' bestimmt. Der Sprecher braucht sich des Systems in keiner Weise bewußt zu sein, und es ist unwesentlich, wie weit er sich der Eigenschaften bewußt ist. Er kann jedoch im allgemeinen mit großer Sicherheit feststellen, welche Eigenschaften einem Schallereignis fehlen, wenn es nicht zur Objektmenge des intentionalen Zustands gehört (auch wenn er mit der Benennung der Eigenschaften Schwierigkeiten haben mag); die Eigenschaften sind ihm somit zugänglich.

Eine Sprache kennen wird definiert wie eine Sprache können (6.4):

(6.9) *Definitions-idee.* V k e n n t L genau dann, wenn es ein S gibt, für das gilt:

- a. S ist 'mit L verbunden';
- b. V kennt S .

Wiederum bleibt die zeitliche Relativierung nachzutragen.

Ein Idiolektsystem können ist eine Fähigkeit; es kennen ist das Haben eines intentionalen Zustandes. Es handelt sich um ganz Verschiedenes, das sich jedoch wechselseitig be-
dingt:

(6.10) *Annahme.* V kann S genau dann, wenn V S kennt.

Aus (6.4), (6.9) und (6.10) f o l g t dann für Sprachen als ganze:

(6.11) V kann L genau dann, wenn V L kennt.

Dieses Ergebnis steht im Einklang mit der Auffassung von Sprachwissenschaft bei Searle (1984: 84), die ich schon früher (3.5) zitiert habe:

(6.12) [linguistics] is concerned with specifying those historically-determined intentional contents in the minds of speakers of the various languages that are actually responsible for human linguistic competence.

Statt "intentional contents" lesen wir natürlich "contents of intentional states" – die Zustände sind mental, ihre Gehalte extramental.

6.3 Ausblick auf eine neue Sprachwissenschaft

Eine Sprache ist nichts Gewußtes, sie ist etwas Gekonntes und Gekanntes. Ein Sprecher hat nicht dadurch Zugang zu einer Sprache, daß er sich in einem intentionalen Zustand befindet, der unmittelbar auf die Sprache gerichtet ist. Ein Sprecher *k a n n* seine Sprache: Er hat die Fähigkeit, Formen und Bedeutungen eines mit der Sprache verbundenen Idiolektsystems redend (sprechend oder schreibend) zu realisieren und hörend oder lesend wahrzunehmen. Ein Sprecher *k e n n t* seine Sprache: Er befindet sich in einem intentionalen Zustand, dessen Gehalt die Menge der Eigenschaften ist, die von einem mit der Sprache verbundenen Idiolektsystem festgelegt werden. Die Eigenschaften sind Eigenschaften von Redegegenständen (Schallereignissen oder Schriftobjekten), und die Objektmenge – die Menge der Redegegenstände mit allen diesen Eigenschaften – ist die zu dem System gehörende Rede. Aufgrund des intentionalen Zustandes, in dem sich der Sprecher befindet, ist er urteilsfähig im Hinblick auf Redegegenstände, er kann grundsätzlich beurteilen, ob sie die erforderlichen Eigenschaften haben oder nicht.

Ein Sprecher *k e n n t* seine Sprache: das ist kein intentionaler Zustand, impliziert aber die Existenz eines solchen. Ein Sprecher *k a n n* seine Sprache: auch das ist kein intentionaler Zustand, es ist eine Fähigkeit. Das Kennen und das Können sind verschieden, aber äquivalent.

Der Sprachwissenschaftler stellt Hypothesen auf über die Sprache, zunächst also über Idiolektsysteme. Bei seinen Hypothesen über ein einzelnes Idiolektsystem ist der Sprachwissenschaftler durch Intentionalität doppelt gebunden:

Das System muß so beschaffen sein, daß es die *r i c h t i g e n F o r m e n u n d B e d e u t u n g e n* liefert, d.h. solche möglichen Formen und Bedeutungen, die konstitutiv sind für Eigenschaften, welche bei systemgebundenen Redehandlungen des Sprechers (Sprech- oder Schreibhandlungen) sowie bei seinen Redewahrnehmungen im Gehalt auftreten. Der Sprecher *k a n n* das System – und damit die Sprache –, und das Können bringt die Intentionalität von Sprechen und Schreiben, von Hören und Lesen ins Spiel.

Das System muß aber auch so beschaffen sein, daß es die *r i c h t i g e n E i g e n s c h a f t e n v o n R e d e g e g e n s t ä n d e n* festlegt, d.h. die Eigenschaften, die

konstitutiv sind für die Kenntnis des Systems durch den Sprecher und nach denen er sich bei systemgebundenen Urteilen über Redegegenstände richtet. Der Sprecher *k e n n t* das System – und damit die Sprache –, und das Kennen bringt die Intentionalität doxastischer Zustände ins Spiel.

Intentionalität und nicht irgendein Mechanismus im Kopf des Sprechers, sei er abstrakt oder konkret, ist die eigentliche Prüfinstanz für alle Hypothesen über Systeme. (Hiermit leugne ich nicht, daß es untersuchenswerte Zusammenhänge zwischen konkreten Mechanismen und Idiolektsystemen geben kann und wahrscheinlich auch gibt.)

Hypothesen über die systemhaften Züge einer *S p r a c h e* werden überprüft, indem man auf die Idiolektsysteme zurückgreift, die mit der Sprache verbunden sind.

Die Sprachwissenschaft ist eine empirische Wissenschaft; ihre vornehmste Aufgabe besteht darin, die Intentionalität von Redehandlungen und Redewahrnehmungen sowie von kognitiven Zuständen zu erforschen, deren Gehalt aus Eigenschaften von Redegegenständen besteht. Idiolekte und ihre Systeme sowie Sprachen – und deren Systeme, auf die ich nicht eingegangen bin – sind theoretische Konstrukte zur Erfassung von Intentionalität.

Ich habe in der vorliegenden Arbeit nur einen allgemeinen Rahmen abgesteckt, in dem die Begriffe einer Sprache, eines Idiolekts, eines Idiolektsystems, einer möglichen lautlich-syntaktischen Form oder einer Bedeutung unterschiedlich geklärt werden können. Je nach Klärung ergibt sich eine andere Sprachtheorie. Immer jedoch nehmen systembildende, extramentale, abstrakte mögliche Formen und Bedeutungen eine zentrale Stellung ein. Formen dieser Art sind *S t r u k t u r e n*, nach einem vernünftigen Begriff von Struktur, und Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen sind ihre empirische Basis.

Ich rufe auf zur Entwicklung eines NEUEN, intentional begründeten STRUKTURALISMUS.

Literatur

- Abbott, Barbara (1986): [Rezension von Langendoen und Postal 1984], in: *Language*, Jg. 62, 1986, S. 154-157.
- Antilla, Raimo (1985): *Language, cognition, and linguistics*, in: Makkai, Adam/Alan K. Melby (Hrsg.), *Linguistics and philosophy. Essays in honor of Rulon S. Wells*, Amsterdam 1985 (= *CILT*, Bd. 42), S. 11-22.
- Bertelson, Paul/Michel Imbert/Ruth Kempson/Daniel Osherson/Helmut Schnelle/Norbert Streitz/Arnold Thomassen/Paolo Viviani (Hrsg.) unter Mitarbeit von Denis Chastenet (1986): *Cognitive science in Europe. Survey and analysis. Report on the state of cognitive science in Europe presented to Programme FAST of the Commission of the European Communities*. o.O. [Paris] 1986.

- Berwick, Robert C./Amy S. Weinberg (1984): The grammatical basis of linguistic performance. Language use and acquisition. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Current Studies in Linguistics Series, Nr. 11).
- Brand, Myles (1984): Intending and acting. Toward a naturalized action theory. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Bradford Books).
- Bresnan, Joan (Hrsg.) (1982): The mental representation of grammatical relations. Cambridge, Mass. usw. 1982 (MIT Press Series on Cognitive Theory and Mental Representation).
- Bresnan, Joan/Ronald M. Kaplan (1982): Introduction: Grammars as mental representations of language, in: Bresnan (Hrsg.) (1982), S. xvii-iii.
- Chomsky, Noam (1965): Aspects of the theory of syntax. Cambridge, Mass. 1965.
- Chomsky, Noam (1980a): Rules and representations. New York 1980.
- Chomsky, Noam (1980b): Rules and representations, in: The Behavioral and Brain Sciences, Jg. 3, 1980, S. 1-15.
- Chomsky, Noam (1980c): Author's Response: The new organology, in: The Behavioral and Brain Sciences, Jg. 3, 1980, S. 42-61.
- Chomsky, Noam (1981): Lectures on government and binding. Dordrecht usw. 1981 (= Studies in Generative Grammar, Bd. 9).
- Chomsky, Noam (1982): On the generative enterprise. A discussion with Riny Huybregts and Henk van Riemsdijk. [Hrsg. von R. Huybregts and H. van Riemsdijk]. Dordrecht usw. 1982.
- Chomsky, Noam (1986): Changing perspectives on knowledge and use of language, in: Leuvense Bijdragen, Jg. 75, 1986, S. 1-71.
- Chomsky, Noam/George A. Miller (1963): Finitary models of language users, in: R. Duncan Luce/Robert D. Bush/Eugene Galanter (Hrsg.), Handbook of mathematical psychology, New York 1963, Bd. 2, Kap. 13, S. 419-491.
- Churchland, Paul M. (1984): Matter and consciousness. A contemporary introduction to the philosophy of mind. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Bradford Books).
- Dennett, Daniel (1982): Recent work in philosophy of interest to AI, in: Artificial Intelligence, Jg. 19, 1982, S. 3-5.
- Dik, Simon C. (1978): Functional grammar. Amsterdam 1978 (= North Holland Linguistic Series 37).
- Dreyfus, Hubert L. (1982): Introduction, in Dreyfus (Hrsg.) (1982), S. 1-30.
- Dreyfus, Hubert L. (Hrsg.) (1982): Husserl, intentionality, and cognitive science. In Zusammenarbeit mit Harrison Hall, Cambridge, Mass., usw. 1982 (Bradford Books).
- DW 1981: Drosdowski, Günther (Hrsg.): Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden, Bd. 6: Sp - Z, Mannheim usw. 1981.
- Flanagan Jr., Owen J. (1984): The science of the mind. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Bradford Books).
- Fodor, Jerry A. (1975): The language of thought. New York 1975.
- Fodor, Jerry A. (1980): Methodological solipsism considered as a research strategy in cognitive psychology, in: The Behavioral and Brain Sciences, Jg. 3, 1980, S. 63-73. [Auch in Fodor 1981].
- Fodor, Jerry A. (1981): Representations. Philosophical essays on the foundations of cognitive science. Brighton, Suss. 1981.
- Fodor, Jerry A. (1983): The modularity of mind. An essay on faculty psychology. Cambridge, Mass., usw. 1983 (Bradford Books).
- Fodor, Jerry A. (1985): A presentation to the National Science Foundation Workshop on Information and Representation, in: Partee u.a. (Hrsg.) (1985), S. 106-117.
- Fodor, Jerry A./Thomas G. Bever/Merrill F. Garrett (1974): The psychology of language. An introduction to psycholinguistics and generative grammar. New York 1974.
- Gazdar, Gerald/Ewan Klein/Geoffrey Pullum/Ivan Sag (1985): Generalized phrase structure grammar. Oxford 1985.
- GDW 1905: Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Zehnten Bandes erste Abtheilung: Seeleben - sprechen, bearb. v. Moritz Heyne u.a., Leipzig 1905.

- Grice, H. Paul (1957): Meaning, in: *The Philosophical Review*, Jg. 66, 1957, S. 377-388.
- Grice, H. Paul (1968): Utterer's meaning, sentence-meaning and word-meaning, in: *Foundations of Language*, Jg. 4, 1968, S. 225-242.
- Hagège, Claude (1976): *La grammaire générative: Réflexions critiques*. [Paris] 1976 (Collection SUP, Section "Le Linguiste", Bd. 17).
- Harras, Gisela (1983): *Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die handlungstheoretischen Grundlagen*. Berlin usw. 1983 (= Sammlung Götschen 2222).
- Heger, Klaus (1976): *Monem, Wort, Satz und Text*. Tübingen 1976.
- Heger, Klaus (1982): Verhältnis von Theorie und Empirie in der Dialektologie, in: Besch, Werner/Ulrich Knoop/Wolfgang Putschke/Herbert E. Wiegand (Hrsg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 1. Halbbd., Berlin usw. 1982 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1/2), S. 424-440.
- Heringer, Hans Jürgen (1974): *Praktische Semantik*. Stuttgart 1974.
- Heringer, Hans Jürgen (1978): *Practical semantics. A study in the rules of speech and action*. Den Haag usw. 1978 (= Trends in Linguistics, Studies and Monographs, Bd. 3).
- Hudson, Richard A. (1980): *Sociolinguistics*. Cambridge usw. 1980 (Cambridge Text Books in Linguistics).
- Hudson, Richard A. (1984): *Word grammar*. Oxford 1984.
- Johnson, David Edward/Paul M. Postal (1981): *Arc pair grammar*. Princeton 1981.
- Katz, Jerrold J. (1964): Mentalism in linguistics, in: *Language*, Jg. 40, 1964, S. 124-137.
- Katz, Jerrold J. (1981): *Language and other abstract objects*. Oxford 1981.
- Katz, Jerrold J. (1984): An outline of Platonist Grammar, in: Thomas Bever/John M. Carroll/Lance A. Miller (Hrsg.) *Talking minds: the study of language in cognitive science*, Cambridge, Mass., 1984, S. 17-49.
- Kutschera, Franz von (1980): Grundbegriffe der Handlungslogik, in: Lenk, Hans (Hrsg.), *Handlungstheorien interdisziplinär*, Bd. 1: Handlungslogik, formale und sprachwissenschaftliche Handlungstheorien, München 1980, S. 67-106.
- Langacker, Ronald W. (1983a): *Foundations of Cognitive Grammar*, Bd. I. Trier 1983 (= L.A.U.T. Paper, Series A, Nr. 99).
- Langacker, Ronald W. (1983b): *Foundations of Cognitive Grammar*, Bd. II. Trier 1983 (= L.A.U.T. Paper, Series A, Nr. 100).
- Langendoen, D. Terence/Paul M. Postal (1984): *The vastness of natural languages*. Oxford 1984.
- Lenk, Hans (Hrsg.) (1977 - 1984): *Handlungstheorien interdisziplinär*. München 1977 - 1984. 6 Bde.
- Leont'ev, Aleksej Nikolaevič/Aleksej Alekseevič Leont'ev/E.G. Judin (1984): *Grundfragen einer Theorie der sprachlichen Tätigkeit*. Hrsg. v. Dieter Viehweger. Berlin 1984 (= Sprache und Gesellschaft, Bd. 13).
- Lieb, Hans-Heinrich (1968a): Zur Kritik von N. Chomskys Theorie der Ebenen, in: *Lingua*, Jg. 19, 1968, S. 341-385.
- Lieb, Hans-Heinrich (1968b): *Communication complexes and their stages. A contribution to a theory of the language stage*. Den Haag 1968 (= Janua Linguarum, series minor, Bd. 71).
- Lieb, Hans-Heinrich (1970): *Sprachstadium und Sprachsystem. Umriss einer Sprachtheorie*. Stuttgart 1970.
- Lieb, Hans-Heinrich (1974): Grammars as theories: the case for axiomatic grammar (Part I), in: *Theoretical Linguistics*, Jg. 1, S. 39-115.
- Lieb, Hans-Heinrich (1975): Universals of language: quandaries and prospects, in: *Foundations of Language*, Jg. 12, 1975, S. 471-511.
- Lieb, Hans-Heinrich (1976a): Zum Verhältnis von Sprachtheorien, Grammatiktheorien und Grammatiken, in: Dieter Wunderlich (Hrsg.), *Wissenschaftstheorie der Linguistik*, Kronberg 1976 (= Athenäum Taschenbücher Sprachwissenschaft), S. 200-214.
- Lieb, Hans-Heinrich (1976b): Reasons for abandoning generative grammar, in: *Language Sciences*, Jg. 39, 1976, S. 21f.

- Lieb, Hans-Heinrich (1980a): Wortbedeutung. Argumente für eine psychologische Konzeption, in: *Lingua*, Jg. 52, 1980, S. 151-182.
- Lieb, Hans-Heinrich (1980b): Words as syntactic paradigms, in: Brettschneider, Gunter/Christian Lehmann (Hrsg.), *Wege zur Universalienforschung. Sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler*, Tübingen 1980, S. 115-123.
- Lieb, Hans-Heinrich (1982): Language systems and the problem of abstraction, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, Jg. 1, 1982, S. 242-250.
- Lieb, Hans-Heinrich (1983): *Integrational Linguistics. Vol. I: General Outline*. Amsterdam 1983 (= CILT, Bd. 17).
- Lieb, Hans-Heinrich (i.V.): The intentionality of speech. A study in the semiotic foundations of linguistics.
- Marr, David (1982): *Vision. A computational investigation into the human representation of processing of visual information*. San Francisco 1982.
- Meggle, Georg (1981): *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin usw. 1981 (de Gruyter Studienbuch, Grundlagen der Kommunikation).
- Millikan, Ruth Garrett (1984): *Language, thought, and other biological categories. New foundations for realism*. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Bradford Books).
- Partee, Barbara/Stanley Peters/Richmond Thomason (1985): Overview and recommendations, in: Partee u.a. (Hrsg.) (1985), S. 1-13.
- Partee, Barbara/Stanley Peters/Richmond Thomason (Hrsg.) (1985): Report of workshop on information and representation, Washington, D.C., March 30 through April 1, 1985. o.O. [Department of Linguistics, Stanford University, Stanford] 1985.
- Pylshyn, Zenon W. (1980): Computation and cognition: issues in the foundations of cognitive science, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 3, 1980, S. 111-132.
- Pylshyn, Zenon W. (1984): *Computation and cognition. Toward a foundation for cognitive science*. Cambridge, Mass., usw. 1984 (Bradford Books).
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart 1977.
- Schnelle, Helmut (1981): Elements of theoretical net-linguistics, Part 1: Syntactical and morphological nets - neuro-linguistic interpretations, in: *Theoretical Linguistics*, Jg. 8, 1981, S. 67-100. [Teil 2: Schnelle/Job (1983), Teil 3: Schnelle/Rothacker (1984)].
- Schnelle, Helmut/D.M. Job (1983): Elements of theoretical net-linguistics, Part 2: Phonological nets, in: *Theoretical Linguistics*, Jg. 10, 1983, S. 179-203.
- Schnelle, Helmut/Edgar Rothacker (1984): Elements of theoretical net-linguistics, Part 3: Principles and fundamentals of dynamic nets for language processing, in: *Theoretical Linguistics*, Jg. 11, 1984, S. 87-116.
- Searle, John R. (1969): *Speech acts. An essay in the philosophy of language*. Cambridge 1969.
- Searle, John R. (1980a): Minds, brains, and programs, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 3, 1980, S. 417-424.
- Searle, John R. (1980b): Author's response: Intrinsic intentionality, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 3, 1980, S. 450-457.
- Searle, John R. (1980c): Rules and causation, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 3, 1980, S. 37f.
- Searle, John R. (1982a). What is an intentional state? In: Dreyfus (Hrsg.) (1982), S. 259-276.
- Searle, John R. (1982b): Author's Response: The Chinese Room revisited, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 5, 1982, S. 345-348.
- Searle, John R. (1983): *Intentionality. An essay in the philosophy of mind*. Cambridge usw. 1983.
- Searle, John [R.] (1984): *Minds, brains, and science*. Cambridge, Mass., 1984.
- Searle, John R. (1985): Author's response: Patterns, symbols, and understanding, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 8, 1985, S. 742 f.
- Soames, Scott (1984): Linguistics and psychology, in: *Linguistics and Philosophy*, Jg. 7, 1984, S. 155-179.
- Stabler, Jr., Edward P. (1983): How are grammars represented? in: *The Behavioral and Brain Sciences*, Jg. 6, 1983, S. 391-402.

- Stich, Stephen P. (1978): Beliefs and subdoxastic states, in: *Philosophy of Science*, Jg. 45, 1978, S. 499-518.
- Stich, Stephen P. (1983): *From folk psychology to cognitive science: the case against belief*. Cambridge, Mass., usw. 1983 (Bradford Books).
- Wanner, Eric (1985): The Sloan program in cognitive science, in: Partee u.a. (Hrsg.) (1985), S. 78 f.
- WDG (1976): Klappenbach, Ruth/Steinitz, Wolfgang & (Hrsg.): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, 5. Bd. Schinken - Vater-, Berlin (DDR), 1976.
- York, Carl M. (1985): A brief history of the System Development Foundation's program in computational linguistics and speech, in: Partee u.a. (Hrsg.) (1985), S. 79-82.

Nachtrag

Chomsky, Noam (1986a): *Knowledge of language: Its nature, origin and use*. New York usw. 1986 (Convergence).

Dieses Buch erschien erst nach Fertigstellung des vorstehenden Aufsatzes. In den einschlägigen Teilen enthält es eine stark erweiternde Bearbeitung von Chomsky 1986. Die Bearbeitung läßt die Ausführungen in meinem Aufsatz unberührt, d.h. auch Chomsky 1986a wird von meiner Kritik erfaßt. Im einzelnen ist Folgendes anzumerken.

1. Chomsky argumentiert nunmehr deutlicher für die Wahl von 'I-languages' als 'Sprachen' damit, daß sie gewisse Nachteile von 'E-Sprachen' nicht hätten (1986a: Kap. 2). Dies ist schon deshalb kein stichhaltiges Argument, weil nach der 'Definition' von "E-language" (pp. 19f) eine E-Sprache ein Konstrukt ist, für das gilt: Es ist "understood independently of the properties of the mind/brain". Hiernach kann es Sprachen geben, die extramentale Objekte, aber keine E-Sprachen sind. Dies trifft auf Sprachen im Sinne von Lieb (1970, 1983) zu, allgemein auf Sprachen im Sinne von § 5.5. Somit ist die Wahl von 'I-languages' weiterhin unbegründet. (Aus vergleichbaren Gründen ist Chomskys Kritik (1986a: 33-36) an Katz 1981 und Soames 1984 für meinen Aufsatz irrelevant.)
2. Chomskys Kritik an "knowledge of language as a practical ability to speak and understand" (1986a: 10; 10-13) trifft nicht meinen Begriff des Sprachkönnens (s.o. § 6.1), da dieser gerade eine von Chomsky akzeptierte *ability*₂ erfaßt (gemäß deutsch können statt englisch know).
3. Chomsky siedelt die Universalgrammatik und I-Sprachen nunmehr - unter Bezug auf Unterscheidungen Pylyshyns (1984) - auf einer 'symbolischen (oder syntaktischen) Ebene' an, nicht auf der 'semantischen (oder intentionalen)' (1986a: 262). Damit rückt Chomsky jedoch nicht von der heuristischen Grundannahme für eine uneingeschränkte kognitive Wissenschaft (s.o. (2.8)) ab: Er setzt mentale Zustände mit 'rules and representations' auf beiden Ebenen an (p. 263; 264, Anm. 21), und diese Zustände sollen - wegen "representations" - offensichtlich auch auf der symbolischen Ebene kognitiv sein (vgl. auch 1986a: § 4.3). Selbst wenn dieser Anspruch nicht mehr erhoben würde, blieben A. bis J. in unserem § 4.4 voll anwendbar, d.h. die vorgeschlagene Linguistik, ob 'kognitiv' oder nicht, wäre für die Sprachwissenschaft irrelevant.

Moderne Sprachtheorien aus philosophischer Sicht

Philosophen und Wissenschaftler sind gleichermaßen beflissen, zu beweisen, daß es weitreichende Unterschiede zwischen Schein und Wirklichkeit gibt. Es besteht die Vorstellung, daß die Dinge überhaupt nicht so sind, wie sie zu sein scheinen, was eine Motivation für Forschung liefert, und die Entdeckung von verborgenen Tiefen ist es, die den Forschungsergebnissen Bedeutung verleiht. Erkenntnisfortschritt wird bezeichnenderweise gesehen als die allmähliche Enthüllung von unerwarteten Systemen und Mechanismen unter den scheinbar chaotischen und zufälligen Phänomenen.

Eine bemerkenswerte geistige Entwicklung in diesem Jahrhundert war eine Explosion des Interesses, Sprache in diesem wissenschaftlichen Geist zu untersuchen. Philosophen hatten der Sprache schon früher einige Aufmerksamkeit gewidmet, aber mit vorwiegend negativen Zielen. Sie warnten vor der Gefahr, Merkmale von Symbolen auf das Symbolisierte zu übertragen, und sie empfahlen, durch die Wörter hindurchzuschauen und die bezeichneten Gegenstände genau zu untersuchen. Linguisten hatten Sprachen früher als sich entwickelnde Organismen angesehen, die es mittels historischer Methoden und durch einen Strukturvergleich zu untersuchen galt. An beiden Fronten leiteten die ersten Jahre dieses Jahrhunderts grundlegende Veränderungen ein. In der Philosophie erfand Hilbert die formale Syntax oder Beweistheorie, eine Untersuchung der Geometrie der Symbolik der Mathematik und formalen Logik. Wittgenstein verkündete, daß eine angemessene Philosophie der Logik auf einer logischen Theorie der Symbolik gründen müsse; die wesentliche Natur von wissenschaftlichen Aussagen zu klären ist der Schlüssel zur Erschließung der Tatsache, daß die Aussagen der Logik Symbole mit einer besonderen logischen Eigenschaft sind (nämlich: sie sind tautologisch). Und Russell eröffnete die Perspektive der logischen Analyse von Sprache mit seiner Theorie der definiten Kennzeichnungen. Der Strom des philosophischen Nachdenkens über Sprache ist ständig angewachsen, und man glaubt jetzt weithin, daß die Sprachphilosophie die Erkenntnistheorie und die Metaphysik als Schwerpunkt der Philosophie ersetzt hat. In der Linguistik brachte Saussure einen gleichermaßen dramatischen Wandel hervor. Er erarbeitete das ehrwürdige Bild des Sprechens als eines Mediums für die Übermittlung von Gedanken von Geist zu Geist. Der Linguistik gab er die Aufgabe, die Prinzipien zu entdecken, nach denen Nachrichten durch Sprecher in Äußerungen enkodiert und dann durch Hörer dekodiert werden. Er verlagerte die Aufmerksamkeit von diachronischen auf synchronische Untersuchungen und von der *parole* zur *langue* (das heißt vom tatsächlichen Sprechen zu einem zugrundeliegenden mentalen Mechanismus, der die Sprachkompetenz erklärt). Seit seiner Revolution hat sich die Ansicht immer wei-

ter verfestigt, daß es das grundlegende Problem der Linguistik ist, zu erklären, wie es möglich ist, neue Äußerungen zu erzeugen und zu verstehen (oder zu interpretieren).

Philosophen und Linguisten sind in dem Glauben vereint, daß es in der Sprache eine Kluft zwischen Erscheinung und Wirklichkeit gibt. Diese Vorstellung kann auf verschiedene Art und Weise entwickelt werden. Im *Tractatus* suchte Wittgenstein eine unverdächtige metaphysische Dimension von Symbolen zu entdecken; insbesondere behauptete er, daß ein bedeutungsvoller Satz kein komplexer Gegenstand ist, sondern vielmehr ein symbolisierendes *F a k t u m*. Russell verfolgte eine erkenntnistheoretische Untersuchung der Grundlagen bedeutungsvoller Rede; er behauptete, daß jeder Satz logisch in Namen analysiert werden könne, die Gegenstände der *d i r e k t e n W a h r n e h m u n g* bezeichnen. Aber die moderne Tendenz ist nüchterner und wissenschaftlicher, stärker empirisch oder wenigstens weniger offensichtlich *a p r i o r i* und philosophisch. Sie schmückt sich mit der Vorstellung, daß eine Sprache zu sprechen heißt: einen Kalkül von Regeln zu handhaben. Obwohl oberflächlich desorganisiert, ist das Sprechen in der Tiefe systematisch. In der Tat wird allgemein angenommen, daß eine Sprache im Wesentlichen ein System von Systemen von Regeln ist und daß erfolgreiche Kommunikation die Beherrschung dieser verschiedenen Regelsysteme voraussetzt. Regelkalküle sind die Wirklichkeit, die jetzt bei der Untersuchung von Sprache mit der Erscheinung kontrastiert wird. Verborgene Regeln verschiedener Art sind der eigentliche Untersuchungsgegenstand der Wissenschaft von der Sprache, wie sie von Philosophen und Linguisten in diesem Jahrhundert betrieben wird.

Die sprachlichen Regeln, die von diesen Theoretikern ins Auge gefaßt werden, sind mannigfaltig in ihrer Art und Funktion. Dieser Punkt ist am klarsten bei Theoretikern, die das Verstehen einer Äußerung als einen Prozeß ansehen, der in eine Folge von untergeordneten Prozessen zerlegt werden kann. Es wird dann behauptet, daß gesonderte Mengen von Regeln jeden untergeordneten Prozeß steuern, das heißt jede Verstehensebene charakterisieren. Dieses Bild von vielschichtigen Regeln der Sprache kann verdeutlicht werden, wenn man eine exemplarische Analyse des Verstehens einer einfachen Äußerung betrachtet. Angenommen jemand spricht mich mit den Lauten 'Hast Du Hunger?' an. Gemäß dieser Auffassung muß ich diese Lautfolge zuerst als ein Fallbeispiel des deutschen Satztyps 'Hast Du Hunger?' erkennen. Als nächstes muß ich aus diesem Fragesatz den Aussagegehalt herleiten, das heißt was diese Frage von der Frage unterscheidet, ob es regnet oder ob der Angesprochene müde ist. Dies wird oft als eine Angelegenheit der Herausarbeitung der Wahrheitsbedingungen eines Satzes (oder Satzradikals) auf der Grundlage seiner Struktur und der Bedeutungen seiner Teile angesehen. Drittens muß ich aus der Bedeutung von 'Du' und der Präsens-Verbform 'hast' – zusammen mit meiner Kenntnis der Umstände, in denen die Äußerung gemacht wurde – herausarbeiten, daß *i c h* es bin,

dessen Hunger in Frage steht, und daß es mein gegenwärtiger Zustand ist, auf den Bezug genommen wird. Schließlich muß ich von der Wortstellung und von der Intonationskurve her schließen, daß der Sprecher fragt, ob ich hungrig bin und nicht feststellt, daß ich hungrig bin. Dies wird normalerweise als Beispiel für ein Verfahren angesehen, aus einigen sprechakt-anzeigenden Merkmalen der Äußerung den Sprechakt herauszuarbeiten, der von einem Sprecher ausgeführt wird. Die Regeln, von denen angenommen wird, daß sie dieser komplexen Informationsverarbeitung zugrundeliegen, sind offensichtlich weit davon entfernt, einheitlich zu sein. Die Regeln der dritten und vierten Stufe werden gewöhnlich der Pragmatik zugewiesen, und die Regeln der zweiten Stufe werden zwischen Syntax und Semantik aufgeteilt. Von jeder einzelnen Menge von Regeln wird angenommen, daß sie sich einfügt in einen eng integrierten Kalkül, und zusammen sollen diese Regelsysteme das Geheimnis der Kreativität von Sprache durchdringen.

Die Wissenschaft von der Sprache kennt viele verschiedene Strömungen. Die Sprachtheoretiker sind in einer ausgedehnten Industrie vereint, obwohl sie oft an verschiedenen Montagebändern arbeiten und verschiedene Produkte hervorbringen. Ihre Aktivitäten sind ein geeigneter Gegenstand für philosophische Untersuchungen. Man könnte spezielle Programme kritisieren und auch deren Durchführung im einzelnen. Es gibt Grund zu glauben, daß die Unterscheidung zwischen Sinn und Sprechakt-Kraft/Illokution inkohärent ist. Es gibt triftige Gründe dafür, den Begriff der Wahrheitsbedingungen entweder für leer oder für unverständlich zu halten. Es gibt Gründe zu bezweifeln, daß Satzbedeutungen von den Umständen isoliert werden können, in denen Äußerungen gemacht werden. Und so weiter. Diese Fragen sind interessant, und es ist von großer Bedeutung, ob derartige Kritik gestützt werden kann. Aber ich kann in diesem Vortrag dieses weite Gebiet der Argumentation nicht einmal skizzieren. So werde ich meine Aufmerksamkeit auf die eine Frage beschränken, die auf dem Grund all dieser modernen Sprachtheorien liegt und die den tiefsten philosophischen Zweifel entstehen läßt. Nämlich: Ist es sinnvoll, irgendeinen Aspekt von Sprache durch Bezug auf Kalküle verborgener Regeln zu charakterisieren? Ist es zum Beispiel sinnvoll, die Fähigkeit, zwischen grammatischen und ungrammatischen Äußerungen zu unterscheiden, auf die Kenntnis der Regeln der generativ-transformativen Grammatik zu gründen? Oder das Verstehen affirmativer Rede auf die Kenntnis einer Wahrheitstheorie zurückzuführen? Sogar diese allgemeine Frage ist zu weitgefaßt, als daß ich hoffen könnte, sie hier endgültig zu klären. Was ich bestenfalls erreichen kann, ist: ernsthafte Zweifel daran zu erheben, ob die sogenannte, unter der Erscheinung der Sprache verborgene Wirklichkeit nicht selbst eine Illusion ist.

1. Sprachtheorien

Der Gedanke, daß eine Sprache im wesentlichen eine Menge von Systemen von Regeln ist, steht im Zusammenhang mit zwei Gemeinplätzen, und diese Zusammenhänge verleihen modernen Sprachtheorien eine trügerische Plausibilität.

Erstens ist es ein Gemeinplatz, daß eine Sprache zu sprechen in vielerlei Hinsicht eine regelgeleitete Tätigkeit ist. Kindern wird gelehrt, wie man buchstabiert und interpunktiert; Wörter und grammatische Konstruktionen werden ihnen erklärt; Vokabelfehler und Fehler in der Flexion und Syntax werden markiert und verbessert; ihnen wird beigebracht, Aussagen in Fragen umzuwandeln und direkte Rede in indirekte Rede, usw. Auf einer fortgeschritteneren Stufe werden Konventionen für Register gelehrt, beispielsweise Anredeformen, der Gebrauch von 'Du' im Unterschied zu 'Sie' und die Angemessenheit oder Unangemessenheit von archaischen oder poetischen Wörtern oder Konstruktionen. In all diesen Fällen werden bekannte Regeln zitiert. Man korrigiert die Flexion mit einem Ausdruck wie 'Das Adjektiv muß in Numerus, Genus, Kasus mit dem Substantiv übereinstimmen'. Man kann erklären 'Das ist kein vollständiger Satz; er hat kein Hauptverb'. Man kann sagen 'Es ist Unsinn, zu sagen, daß diese Töne auf der Posaune blau sind; Laute können keine Farben haben'. Man kann bemerken, ' "Klärung", nicht "Aufklärung", ist das Wort, das hier gebraucht werden muß; die beiden sind nicht synonym'. Und so weiter.

Zweitens: Es ist ein ergänzender Gemeinplatz, daß Urteile darüber, ob Sätze grammatisch sind oder nicht, ob sie bedeutungsvoll sind oder unsinnig, ob sie angemessen sind oder anstößig im Ton, usw., alles *n o r m a t i v e* Urteile sind. Grammatisch zu sprechen heißt *k o r r e k t* zu sprechen im Hinblick auf die Syntax und die Flexionslehre. Bedeutungslos oder unsinnig zu sprechen heißt *i n k o r r e k t* zu sprechen im Hinblick auf die Syntax oder Erklärungen der Bedeutung. Solche Urteile über das, was korrekt oder inkorrekt ist, sind sinnvoll nur vor einem Hintergrund von *R e g e l n*, denen beim Sprechen entsprochen wird oder gegen die verstoßen wird. Es wäre unverständlich, eine Äußerung in irgendeiner Hinsicht als inkorrekt zu kritisieren, wenn sie nicht eine Regel verletzt, genau so wie ein Zug im Schachspiel nicht unerlaubt sein kann, wenn er nicht gegen eine anerkannte Schachregel verstößt. So setzt eine Kritik die Fähigkeit voraus, zu erklären, warum etwas falsch ist, selbst wenn diese Erklärung nicht allgemein ist und aus der Feststellung besteht, welches Merkmal falsch ist und welches an seiner Stelle richtig wäre. Ohne bestimmte Standards der Richtigkeit hätten Urteile über das, was korrekt und inkorrekt ist, überhaupt keinen Inhalt. Es sind die alltäglichen grammatischen Regeln, Bedeutungserklärungen, Stilprinzipien, usw., die den Urteilen, daß bestimmte Äußerungen ungrammatisch, unsinnig oder unangemessen sind, *S u b s t a n z* geben.

Der Gedanke, daß eine Sprache zu sprechen eine regelgeleitete Tätigkeit ist, kann auseinandergenommen werden unter Bezug auf Regeln, die insgesamt alltäglich und unmysteriös sind. Es scheint nichts problematisch zu sein an der Existenz dieser verschiedenen Arten von Regeln oder an der Praxis, ihnen konform zu sprechen. Sie sind Teil des taglichen Lebens von Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern, Zeitungsredakteuren und Autoren. Natürlich sind diese Regeln sehr heterogen. Einige Regeln der Rechtschreibung und der Grammatik sind sehr speziell, andere sehr allgemein. Erklärungen der Bedeutungen von Wörtern haben viele verschiedene Formen; in einem Fall kann ein Begriff *per genus et differentiam* definiert werden, in einem anderen durch Ostension, in noch einem anderen durch eine Liste von Paradigmen, und so weiter. Die bekannten Regeln, die mit dem Sprechen einer Sprache verknüpft sind, sind nicht in einheitliche und reglementierte Systeme zusammengefügt. Sie haben keine Ähnlichkeit mit formalen Kalkülen. Sie sind ein bunt es G e m i s c h .

Eine Sprache sprechen zu lernen heißt die Beherrschung dieser Regeln zu erreichen, und fließend und verständlich zu sprechen ist eine Tätigkeit, durch die die Beherrschung dieser Regeln gezeigt wird. Diese Punkte sind keine neuerlichen Entdeckungen, sondern Gemeinplätze über das Sprechen einer Sprache. Denn durch diese vertrauten Regeln beurteilt man, ob die Äußerungen anderer grammatisch, bedeutungsvoll, angemessen im Register sind, usw. Daß wir Menschen die geistige Potenz haben, eine Sprache zu sprechen, und die Potenz, diese Fähigkeit mit wenigen Lebensjahren zu erreichen, ist wunderbar, aber nicht m y s t e r i ö s / g e h e i m n i s v o l l . Es ist genauso wunderbar, in der Tat Dinge zu zeichnen, die wir vorher noch nie gesehen haben, oder sogar Dinge, die noch nie gesehen wurden. Tatsächlich kennen wir nicht die neuralen Voraussetzungen für den Erwerb oder den Besitz der Sprachbeherrschung oder der Techniken zum Zeichnen. Aber weder die Fähigkeiten noch deren Anwendung sind geheimnisvoll.

In den letzten Jahrzehnten jedoch haben theoretische Linguisten und Sprachphilosophen das Erstaunliche in das Geheimnisvolle/Mysteriöse verwandelt. Theoretische Linguisten haben – Saussures und Chomskys Beispiel folgend – argumentiert, daß die natürliche Sprache ein zugrundeliegendes System von syntaktischen Regeln einschließt, von dem Sprecher einer Sprache beherrscht wird. Diese Regeln jedoch sind nicht die gewöhnliche Gebräuchlichkeit von täglichen pädagogischen Tätigkeiten des Lehrens, des Abrichtens, des Erklärens und Korrigierens von Sprachverwendungen. Sie werden vielmehr für Elemente einer grammatischen T h e o r i e gehalten, die jeder Sprecher stillschweigend kennt oder 'kogniziert'. Nach dieser Auffassung schließt das Lernen einer Sprache – mittels Induktion von den beobachteten Äußerungen – die Konstruktion einer grammatischen Theorie für diese Sprache ein, eines Systems also von Regeln und Elementen zur 'Gene-

rierung' der Sätze der Sprache. Die Belege, die dem Kind beim Erlernen seiner ersten Sprache zur Verfügung stehen, werden für hoffnungslos fragmentarisch gehalten. Die Theorie, die es zu konstruieren hat, ist durch diese Belege unterbestimmt. In der Tat kann der denkende Kopf auf der Grundlage solcher Belege keine adäquate Theorie konstruieren. Aber es ist ein Faktum, daß Individuen in einer Sprechergemeinschaft alle im wesentlichen dieselbe Sprache erwerben. So scheint es folgerichtig, daß alle dieselbe Grammatiktheorie entwickeln. Und das kann nur aufgrund der Annahme erklärt werden, daß sie hochgradig restriktive Prinzipien anwenden, die sie bei der Konstruktion der Theorie leiten, während alternative Hypothesen ausgeschlossen werden. So scheint es, daß wir mit einer eingeborenen Kenntnis von Regeln einer universalen Grammatik versehen sind. Diese müssen Teil der biologischen Ausstattung der Art sein, und sie müssen eine 'mentale Repräsentation' haben. Sie sind der Introspektion jedoch nicht zugänglich. Dadurch daß das Kind diese Regeln unbewußt anwendet, konstruiert es seine grammatische Theorie. Die Theorie, die so konstruiert wird, liegt selbst auch jenseits der Reichweite des Bewußtseins oder der Introspektion. Aber der Besitz einer gemeinsamen Grammatiktheorie ist wesentlich für die Kenntnis einer Sprache. Er ist Teil des m e n t a l e n (aber unbewußten) Zustands, aus dem die Sprachkenntnis besteht. Dieser Zustand bedeutet, eine bestimmte mentale Struktur zu haben, die aus einem System von Regeln und Prinzipien besteht, die mentale Repräsentationen von Formen und Bedeutungen generieren und miteinander verbinden. Allein diese Konzeption, so argumentierte Chomsky¹, kann die Tatsache erklären, daß unsere sprachlichen Äußerungen im allgemeinen verschiedenen - vielfach bisher unbekannten - grammatischen Regeln entsprechen, deren allmähliche 'Entdeckung' die bedeutende Leistung der gegenwärtigen Linguisten sei. 'Ich kenne keine andere bisher vorgeschlagene Erklärung für das Faktum, daß unsere Urteile und unser Verhalten mit bestimmten Regelsystemen übereinstimmen, als die Annahme, daß die Berechnungen, die solche Regeln und die von ihnen hervorgebrachten Repräsentationen beinhalten, im menschlichen Geist stattfinden'.²

Viele bemerkenswerte Annahmen sind mit diesem Bild vom Spracherwerb und von der Sprachbeherrschung verknüpft:

- (i) Eine Sprache besteht aus einer unendlichen Menge von Sätzen, die der Output einer Grammatik (einer endlichen Folge von Regeln) und eines Lexikons sind. Eine vollständige Theorie einer Sprache muß jeden einzelnen Satz der Sprache 'generieren' und ihn mit einer Aufzählung seiner Bedeutungsmerkmale verbinden.
- (ii) Eine Sprache zu verstehen heißt: sich in einem fortdauernden mentalen Zustand zu befinden, der eine (mentale) Struktur eines Systems von Regeln und Prinzipien hat, die mentale Repräsentationen verschiedener Art generieren und miteinander verbinden.

(iii) Um eine Sprache zu lernen, muß man bereits eine universale Grammatik, die ein Teil des 'Genotyps' ist, der 'einen Erfahrungsgang' auf eine besondere Grammatik abbildet, kennen, kognizieren oder besitzen.³

(iv) Eine Sprache gelernt zu haben, heißt: eine grammatische Theorie dieser Sprache konstruiert zu haben. Die Theorie ist im wesentlichen unbewußt, der Introspektion unzugänglich.

(v) Eine bestimmte Äußerung zu verstehen schließt eine unbewußte Berechnung der Bedeutung der Äußerung ein, und zwar auf der Grundlage der stillschweigend gekannten grammatischen Theorie und des Lexikons, zusammen mit einer weiteren reichen Menge von Regeln und Prinzipien der Semantik und Pragmatik.

Ein paralleles Bild wird von Philosophen gezeichnet, die sich mit der Konstruktion einer Bedeutungsphilosophie für eine natürliche Sprache beschäftigen. Eine Theorie der Bedeutung wird als eine Theorie des Verstehens vorgestellt. Sie ist gedacht als eine Darstellung von dem, was jemand weiß, wenn er eine gegebene Sprache kennt, und was andererseits als Kenntnis der Bedeutungen der Ausdrücke und Sätze der Sprache angesehen wird.⁴ Es ist offensichtlich, daß ein Sprecher unbestimmt viele Sätze einer Sprache verstehen kann, einschließlich unbestimmt vieler, die er vorher nie gehört oder geäußert hat. Dieses Faktum 'kann kaum anders erklärt werden als durch die Annahme, daß jeder Sprecher einen impliziten Zugriff auf eine Anzahl von allgemeinen Prinzipien hat, die den Gebrauch von Sätzen aus Wörtern der Sprache leiten'.⁵ Eine Bedeutungstheorie ist eine Aussage zu solchen Regeln und allgemeinen Prinzipien, die stillschweigend von den Sprechern gekannt werden. Sie ist charakteristischerweise verbunden mit der Identifizierung der Bedeutung eines Satzes mit dessen Wahrheitsbedingungen. Sie trägt der Bedeutung eines Satzes durch die Weise Rechnung, in der - in Übereinstimmung mit Definitionen (Axiomen) und Formationsregeln - seine Wahrheitsbedingungen bestimmt sind. 'Wenn wir die Bedeutung eines jeden Satzes als eine Funktion einer endlichen Menge von Merkmalen des Satzes ansehen, haben wir einen Einblick nicht nur in das, was gelernt werden muß, sondern wir verstehen auch, wie eine unendliche Fähigkeit durch endliche Fertigkeiten erfaßt werden kann'.⁶ Eine solche Theorie wird für eine theoretische Repräsentation der Sprachfähigkeit einer Person gehalten. Bedeutungstheoretiker haben kaum Zweifel, daß ein Ableitungsprozeß von irgendeiner Art mit dem Verstehen eines Satzes verknüpft ist. Nach einer Konzeption ist sich mittels Sprache verständigen eine Sache der Interpretation: Jemand, der eine Sprache versteht, muß in der Lage sein, Äußerungen zu interpretieren, sowohl seine eigenen wie auch die von anderen, und zwar auf der Grundlage der semantischen Eigenschaften der im Satz enthaltenen Wörter und der grammatischen Kompositionsweise der Äußerung. 'Jedes Verstehen der Rede eines anderen schließt eine radikale

Interpretation ein'.⁷ Sich verständigen – so scheint es dann – muß eine Sache der gemeinsamen Methode oder des gemeinsamen Systems der Interpretation sein. Dies ist genau das, was angeblich durch eine Bedeutungstheorie geliefert wird, denn sie soll eine rekursive Charakterisierung der Wahrheitsbedingungen von allen möglichen Äußerungen bereitstellen und dadurch gewissermaßen ein abstraktes Programm für eine Maschine, die eine bestimmte Interpretation (bezogen auf einen Kontext) für jede beliebige Äußerung produziert, die ihr eingegeben wird.

Obwohl es eine solche Bedeutungstheorie noch nicht gibt, wird eine Theorie dieser Art weithin für das einzig befriedigende Mittel gehalten, die Sprachkompetenz eines Sprechers zu charakterisieren. Denn nur so können wir seine 'unendliche Leistungsfähigkeit' charakterisieren, die sein Verstehen einer Sprache ausmacht. Natürlich hat kein Sprecher explizite Kenntnis von solch einer Theorie. Sie ist ein 'Modell' der Fähigkeit eines Sprechers oder eines 'Interpreten', eine 'Beschreibung' dessen, was er machen kann, nicht dessen, was er explizit weiß. Auf diese Weise sind Philosophen charakteristischerweise zurückhaltender als Linguisten. Von Amts wegen enthalten sie sich, Feststellungen über die mentalen Mechanismen im einzelnen zu treffen, durch die die Satzbedeutungen von den Bedeutungen der im Satz enthaltenen Wörter abgeleitet werden. Philosophen überlassen der Psychologie die Beschreibung der tatsächlichen Interpretationsmethode, die ein Sprecher des Deutschen oder Englischen anwendet. Sie neigen auch dazu, Hypothesen über den Geist oder das Gehirn zu vermeiden. Sie verstehen sich selbst so, daß sie die **M ö g l i c h k e i t** des Verstehens eines Satzes einer Sprache klären, nicht die tatsächlichen mentalen Prozesse, die mit dem Verstehen verknüpft sind.

Trotz dieses methodologischen Unterschieds sind Philosophen und Linguisten in ähnlicher Weise der Auffassung verpflichtet, daß die Tätigkeiten des Sprachgebrauchs (in entscheidenden Hinsichten) regelgeleitet sind, daß diese Regeln und Prinzipien – obwohl dem normalen Sprecher nicht explizit bewußt – irgendwie mit seinem Sprechen und 'Interpretieren' verknüpft sind. Daraus folgt, daß es **s i n n v o l l** ist, daß es Regeln einer Sprache gibt, die nie in dieser Sprache ausgedrückt werden und in einigen Fällen nicht ausgedrückt werden **k ö n n e n**. Es muß auch sinnvoll sein, davon zu sprechen, daß Menschen Regeln **f o l g e n** (nicht nur in Übereinstimmung mit Regeln handeln), die sie nicht verstehen und **n i c h t** verstehen **k ö n n e n**. Die Theoretiker behaupten, zu **e n t d e c k e n**, welchen Regeln Menschen – ihnen selbst unbekannt – in ihren täglichen Sprachhandlungen folgen. Diese vermuteten Regeln haben **k e i n e** normative Kraft in den menschlichen Tätigkeiten des Lehrens, Erklärens, Berichtigens und Klärens von dem, was Menschen sagen und was ihre Äußerungen bedeuten. Trotzdem muß es einen Sinn haben zu rechtfertigen, daß wir bestimmte Zeichengebräuche mit Bezug auf diese unbewußten Regeln korrekt oder

inkorrekt nennen. Schließlich muß es sinnvoll sein, daß junge Kinder Theorien über die Grammatik der Sprache konstruieren, deren Äußerungen sie ausgesetzt sind.

Obwohl das meiste von diesem unter Linguisten und Philosophen weithin gelten gelassen wird und sogar als Weisheit durchgeht, ergibt doch nichts von alldem irgendeinen Sinn. Diese Konzeption einer Sprache, der Kenntnis oder Beherrschung einer Sprache, des Verstehens und Sprechens im Einklang mit den Regeln einer Sprache ist nicht tatsächlich falsch. Sie ist reiner Unsinn; sie verletzt die Grenzen der Vernunft. Es ist schwierig, dies klar zu erkennen, weil die Regelkalküle des Theoretikers im Prinzip nicht anders zu sein scheinen als die vertrauten Regeln der Grammatik und Bedeutung, und seine Vorstellung von einer Sprache als dem Output eines Systems von Regeln scheint sich nur graduell zu unterscheiden von der schlichten Behauptung, daß das Sprechen einer Sprache eine regelgeleitete Tätigkeit ist. Um diese Illusion zu zerstören, braucht man einen sicheren Zugriff auf den Regelbegriff. So wende ich mich jetzt der Aufgabe zu, eine Skizze dessen zu geben, was eine Regel ist.⁸ Damit gewappnet, können wir später zur Untersuchung der Sprachtheorien zurückkehren, die von Philosophen und Linguisten angeboten werden.

2. Regeln und ihr Gebrauch

Menschen sind regel-folgende, regel-schaffende Wesen. Wir fahren zur Arbeit, indem wir den Straßenverkehrsregeln folgen. Wir erfüllen die Pflichten und Auflagen, die mit unseren Ämtern, Posten oder sozialen Rollen bei der Arbeit verbunden sind und die ordnungsgemäß durch Regeln, Verordnungen und Konventionen niedergelegt sind. Beim Essen entsprechen wir den Regeln der Etikette, unterhalten uns mit unseren Begleitern entsprechend den Normen höflicher Unterhaltung. Wir leben unter dem Gesetz des Landes, und so weiter. Unser persönliches, soziales und moralisches Leben ist erfüllt und durchdrungen von Regeln – Verhaltensstandards, die uns in unseren alltäglichen Aktivitäten leiten und Normen der Korrektheit liefern, gemäß denen unser Verhalten als korrekt oder inkorrekt, legal oder illegal, angemessen oder unangemessen beurteilt wird.

Regeln werden genauso wenig in der Natur vorgefunden wie Aussagen. Sie sind menschliche Schöpfungen oder Artefakte. Einige Regeln werden durch willkürliche regel-schaffende Akte hervorgebracht, so wie die Legislative ein Gesetz erläßt. Andere Regeln entwickeln sich durch komplexe soziale Interaktion, so wie Regeln und Konventionen der Kleidung, der gesellschaftlichen Etikette und Moral.

Regeln werden in einer Sprache ausgedrückt oder formuliert. Aber genauso wie Aussagen nicht mit den Sätzen, die sie ausdrücken, gleichgesetzt werden dürfen, so dürfen auch Regeln nicht mit ihren Formulierungen gleichgesetzt werden. Ein und dieselbe Regel kann in

Englisch oder in Französisch formuliert werden; kann unzählige Male niedergeschrieben werden, ohne daß die Regel selbst vervielfacht wird. Man berücksichtigt Regeln, folgt ihnen oder verletzt sie, nicht die Sätze, die sie formulieren. Man kann eine Regelformulierung ausradieren oder umdrehen, ohne die Regel zu tilgen oder umzustoßen, die sie ausdrückt. Trotzdem sind Regeln genauso wenig platonische Ideen wie Aussagen und Zahlen. Zu klären, was Regeln sind, heißt nicht, sich in ontologische Untersuchungen über einen 'dritten Bereich' von abstrakten Entitäten einzulassen, sondern zu klären, was es heißt, eine Regel auszudrücken oder ein Symbol als Ausdruck einer Regel zu gebrauchen, was es heißt, einer Regel zu folgen oder für eine Handlung, in Übereinstimmung mit einer Regel zu sein.

Regelformulierungen sind nicht Beschreibungen des menschlichen Verhaltens. Sie beschreiben nicht, was tatsächlich getan wird, sondern schreiben vor oder setzen fest, was getan werden soll. Sie bestimmen Muster, Paradigmen oder Normen, die unter entsprechenden Umständen im Handeln befolgt werden müssen. Die Regel, die durch eine Regelformulierung ausgedrückt wird, kann als nützlich oder unnützlich, als gerecht oder ungerecht, als klug oder dumm, aber nicht als wahr oder falsch bewertet werden. Aber die Feststellung, daß das und das eine Regel ist, die ein bestimmtes Verhalten leitet, kann wahr oder falsch sein. Ihre Wahrheit kann eingeschätzt werden durch die Untersuchung vertrauter Grundlagen, die von einem Typ sozialen Verhaltens zu einem anderen variieren. Man kann die Wahrheit solch einer Aussage dadurch feststellen, daß man eine autorisierte Kodifizierung der Regeln eines gegebenen Typs (zum Beispiel von Gesetzen) nachschlägt, oder dadurch, daß man qualifizierte Experten konsultiert oder Teilnehmer einer etablierten Praxis (zum Beispiel eines Brauchs) befragt.

Regelgeleitetes Verhalten ist regulär. Aber eine bloße Regularität ist nicht ausreichend dafür, daß ein Verhalten regelgeleitet ist, denn das Faktum, daß Menschen etwas regelmäßig tun, impliziert nicht, daß das, was sie tun, in Übereinstimmung mit einer Regel ist, ganz zu schweigen davon, daß sie einer Regel folgen. Um einer Regel zu folgen, muß jemand in Übereinstimmung mit den Regeln handeln und beabsichtigen, daß seine Handlung mit ihr übereinstimmt. Deshalb muß er eine Formulierung der Regel verfügbar haben, mit Bezug auf die er beurteilen kann, ob seine Handlung mit der Regel übereinstimmt. Einer Regel zu folgen ist eine Art intentionalen Verhaltens, bei dem jemandes Handlung zu einem Korrektheitsmaßstab paßt und auch als solche gedacht ist.

Wenn man einer Regel folgt, braucht man die betreffende Regel nicht vor Augen zu haben, genauso wenig wie man beim intentionalen Handeln die Intention für sich selbst zu formulieren braucht. Je geübter man beispielsweise im Spielen eines Spiels ist, desto we-

niger ist man geneigt, in einem Regelbuch nachzuschlagen, und desto weniger wahrscheinlich ist es, daß man die Regel für sich selbst formuliert. Nichtsdestoweniger folgt der Schachspieler oder Bridge-Spieler den Regeln des Schach oder den Bridge-Regeln beim Rochieren oder Reizen. Denn seine Handlungen stimmen nicht nur mit den Spielregeln überein, sondern – danach gefragt, zu erklären und zu rechtfertigen, warum er so und so gehandelt hat – würde er auf die Regeln Bezug nehmen. Sie machen einen Teil seiner Begründung aus, eine Figur in einer bestimmten Weise zu ziehen oder eine bestimmte Karte zu spielen. Damit ein Verhalten als das Befolgen einer Regel gelten kann, braucht die Regelformulierung in der Vorbereitung der Handlung weder physisch (durch Nachschlagen oder Konsultierung) noch mental (durch Daran-Denken) eine Rolle zu spielen. Aber eine Erklärung oder Rechtfertigung einer Handlung, die ein Handelnder geben würde, wenn er gefragt würde, warum das, was er getan hat, richtig ist, muß mit einem Bezug auf die Regel verknüpft sein. Sonst ist die Handlung nur ein Fall einer Übereinstimmung mit einer Regel.

Aber auch dies ist nicht eine Sache der bloßen Regelmäßigkeit. Denn es ist nur sinnvoll, davon zu sprechen, daß eine Handlung mit einer Regel übereinstimmt (unbekannterweise für den Handelnden), wenn es eine Regel gibt, mit der sie übereinstimmt. Und damit es eine Regel gibt, mit der die Handlung übereinstimmt (ob der Handelnde ihr folgt oder nicht), muß es normalerweise eine Praxis geben, die als in Übereinstimmung mit der Regel angesehen wird. Die Regelmäßigkeit des Verhaltens muß als **R e g e l m ä ß i g k e i t i n Ü b e r e i n s t i m m u n g m i t d e r R e g e l** aufgefaßt werden. Und das erfordert, daß die Regel – in dieser oder jener Weise formuliert – als Maßstab für die Korrektheit funktioniert. So ist es kein Zufall, daß bei allem regelgeleiteten Verhalten **R e g e l n** in die normativen Aktivitäten Eingang finden, die den Standardhintergrund des Verhaltens ausmachen.

Diese normativen Aktivitäten manifestieren sich in sechs typischen Aspekten von regelgeleitetem Verhalten. Erstens spielen Regeln eine Rolle bei der Instruktion von Lernern, wie sie sich auf die relevanten Aktivitäten einzulassen haben. Anfängern wird antrainiert oder sie werden gelehrt, wie sie sich unter bestimmten Umständen zu verhalten haben: **S o** zu handeln ist korrekt, sagen wir ihnen, und anders zu handeln ist inkorrekt, verletzt die Regel. Zweitens erfüllen Regeln eine Funktion bei der expliziten Steuerung von Handlungen, denn in bestimmten Fällen konsultiert man eine Regel oder schlägt sie nach, um herauszufinden, wie man handeln muß. Drittens erfüllen Regeln eine rechtfertigende Rolle, charakteristischerweise *ex post actu*, indem man einen Grund angibt, warum man so und nicht anders gehandelt hat. Von daher haben Regeln viertens eine erklärende Rolle, indem sie die Handlung eines Handelnden verständlich machen. Denn das, was vom Gesichtspunkt des Handelnden aus seine Handlung rechtfertigt (und als eine Rechtfertigung

angeführt wird), liefert vom Zuschauer-Gesichtspunkt aus eine Erklärung seiner Handlung. Fünftens bilden Regeln Standards für die Bewertung einer Handlung als korrekt oder inkorrekt, legal oder illegal, richtig oder falsch. Wir 'messen' Handlungen nach dem Maßstab einer Regel, um zu beurteilen, ob sie mit ihr übereinstimmen oder nicht. Von daher – sechstens – definieren Regeln Handlungen. Die Schachregeln definieren, was als Rochieren, als Schachmattsetzen oder eine Figur *en passant* Nehmen gilt, und auch, was es heißt, Schach zu spielen (und von daher auch, was es heißt, zu beabsichtigen, zu versuchen oder abzulehnen, Schach zu spielen). Regeln des Gesetzes definieren, was es heißt, einen Vertrag oder ein Testament gültig zu machen, zu kaufen oder zu verkaufen, sich zu verheiraten oder sich scheiden zu lassen.

Es ist deshalb ein wesentliches Merkmal regelgeleiteten Verhaltens, daß die normativen Aktivitäten des Lehrens und Abrichtens, des Steuerns von Verhalten durch Bezug auf Regeln, der Rechtfertigung, des Erklärens und des Bewertens (manchmal gegen die Tatsachen) Teil des Standardkontexts des Verhaltens sind. Bei diesen normativen Tätigkeiten werden Regeln zitiert, formuliert, wird auf sie Bezug genommen oder wird auf sie angepielt. Sie werden als Standards des Handelns *gebraucht*, als Führer für das Verhalten und als Normen für seine Bewertung. Es gibt keine Regel, die nicht eine solche Rolle spielt, *a fortiori* keine Regel, die nicht eine solche Regel *spielen* könnte. Denn etwas drückt nur insoweit eine Regel aus, als sie auf diese Art und Weise in einer regelgeleiteten Praxis verwendet wird. Die Tatsache, daß eine Wortform oder ein Zeichen der Ausdruck einer Regel ist, ist kein *inneres* Merkmal des Zeichens, sondern ein Merkmal seiner Anwendung in einer komplexen Tätigkeit (genauso wie ein Lineal zu sein, ein Wegweiser zu sein oder ein Modell zu sein kein inneres Merkmal eines Gegenstands ist, sondern ein Merkmal seines Gebrauchs). Genauso wie Töne oder Markierungen auf Papier, Schiefer oder Sand keine Symbole konstituieren und keine Ausdrücke von Aussagen sind, wenn solche Töne oder Markierungen nicht einen ständigen *Gebrauch* in der Lebensform von symbolverwendenden Wesen haben, so kann auch nicht von etwas gesagt werden, daß es Ausdruck einer Regel ist, wenn es nicht als eine Regel gebraucht wird.

Etwas als Ausdruck einer Regel verwenden heißt: es als Leitfaden zum Handeln verwenden, als Teil eines Grundes, sich so und nicht anders zu verhalten; es heißt, es als eine Norm oder einen Standard verwenden, um Verhalten als korrekt oder inkorrekt einzuschätzen, es zu zitieren oder in der einen oder anderen Form zu verwenden, um einen Lerner zu lehren, wie er sich in einer Tätigkeit zu verhalten hat, die von der Regel bestimmt wird, es anzuführen beim Rechtfertigen und Erklären von Verhalten. Es gibt überhaupt keine Regel, der die dauernde Möglichkeit ermangelt, in diesen kennzeichnenden normativen Tätigkeiten eine Rolle zu spielen.

Eine Regel zu verstehen heißt zu wissen, was als Handeln in Übereinstimmung mit der Regel gilt und was als ihre Verletzung zählt. Es gibt nicht so etwas wie eine Regel verstehen und nicht wissen, welche Handlungen sie als korrekt bestimmt. Denn eine Regel und die Handlungen, die mit ihr in Einklang stehen, sind begrifflich miteinander verbunden. Es ist ein wesentliches, logisches Merkmal der Regel, daß Kraftfahrer an roten Verkehrsampeln anhalten müssen, daß sie von Kraftfahrern erfüllt wird, die an roten Verkehrsampeln anhalten, und durch ihr Nicht-Anhalten verletzt wird. Diese Verkehrsregel zu verstehen heißt, daß man dies für eine Erfüllung hält. Ob jemand eine Regel kennt und versteht, ist manifest durch das, was er tut und sagt, insbesondere durch seine Übereinstimmung mit ihr bei geeigneten Gelegenheiten und durch seine Rechtfertigung der Handlung mit Bezug auf sie. Und natürlich auch durch sein Zitieren der Regel, wenn er einem anderen erklärt, was er in bestimmten Umständen tun muß.

Wenn diese Klärung des Begriffs einer Regel richtig ist, dann ergeben sich daraus wichtige negative Konsequenzen:

(i) Nichts kann als ein Ausdruck oder eine 'Repräsentation' einer Regel angesehen werden, wenn es nicht von Menschen als Ausdruck einer Regel benutzt wird (oder auch gleichbedeutend mit einer Formulierung einer Regel ist, die so gebraucht wird).

(ii) Es gibt nicht so etwas wie eine Befolgung von Regeln durch Menschen, die ihnen unbekannt sind, oder so etwas wie Regeln, deren einziger Ausdruck oder deren 'Repräsentation' für sie nicht verstehbar ist. Man kann nicht einer Regel folgen, die man nicht versteht, denn sie nicht zu verstehen heißt: nicht wissen, was (allgemein) als Handlung in Übereinstimmung mit ihr gilt, und dies ist unvereinbar damit, etwas mit der Intention zu tun, in Übereinstimmung mit der Regel zu handeln.

(iii) Obwohl man in Übereinstimmung mit einer Regel handeln kann, die man nicht kennt oder nicht versteht, gibt es nicht so etwas wie eine Regel in Abwesenheit jeden verstehbaren Ausdrucks der Regel, die mit ihrer Befolungspraxis verknüpft ist, und von daher gibt es unter solchen Umständen kein Handeln in Übereinstimmung mit einer Regel.

(iv) Es gibt nicht so etwas wie das Entdecken von Regeln. Man kann nicht entdecken, daß man unwissentlich einer bisher unbekannten Regel gefolgt ist, sondern nur, daß man in Übereinstimmung mit einer Regel gehandelt hat, die man nicht kannte. Aber diese Entdeckung setzt voraus, daß es eine solche Regel gibt, die in der Praxis von anderen etabliert ist.

(v) Man kann entdecken, daß eine bestimmte Gemeinschaft bestimmten Regeln folgt. Aber darüber, was diese Regeln sind, bestimmen allein die kompetenten Teilnehmer an der regelgeleiteten Praxis selbst.

(vi) Regeln sind nicht erklärende Hypothesen über Verhalten. Denn regelgeleitetes Verhalten ist innerlich verknüpft mit den Regeln, die es als korrekt oder inkorrekt bestimmen, und eine Bestimmung einer internen Relation ist nicht eine Sache der Hypothesen-Konstruktion. Es gibt keine korrekte Identifikation einer Regel, die unabhängig von der Identifikation der Handlungen ist, die mit ihr übereinstimmen. Das eine zu verstehen heißt: seine begriffliche Verbindung mit dem anderen zu verstehen, genauso wie zu verstehen, daß A der Mann von B ist, heißt, zu verstehen, daß B die Frau von A ist. Natürlich kann es sein, daß man weiß, daß A verheiratet ist ohne zu wissen, mit wem er verheiratet ist; man kann wissen, daß diese Handlung mit einer Regel übereinstimmt, ohne zu wissen, mit welcher. Aber man kann durch die Untersuchung der Handlung genauso wenig herausfinden, mit welcher Regel diese Handlung übereinstimmt, wie man durch die Untersuchung von A herausfinden kann, mit wem A verheiratet ist. Die Sache wird nicht besser durch die Vervielfältigung von Handlungen, als ob deren Vervielfältigung auf eine Verbreiterung der Hypothesengrundlage hinausliefe. Denn die Relation zwischen einer Regel und ihrer Extension ist nicht empirisch, und die Identifizierung einer Klasse von Handlungen als die Extension einer Regel setzt die Regel selbst voraus. Denn eine Folge von Handlungen ist als diese selbst bestimmt (das heißt als Handlungen nach einer gegebenen Regel) nur durch die Regel selbst, denn nur diese allein bestimmt, welche Handlungen mit ihr übereinstimmen (das heißt welche Merkmale von Handlungen wichtig sind für die Übereinstimmung mit ihr).

3. Sprachwissenschaftliche Theorie und Scheinregeln

Es sollte nun klar geworden sein, daß die von Linguisten und Philosophen aufgestellten Sprachtheorien grundsätzlich mit Mängeln behaftet sind. In ihren Darstellungen dessen, was eine Sprache ist, was es heißt, eine Sprache zu verstehen und was das Verstehen einer Äußerung einschließt, spielen Regeln eine wesentliche Rolle. Aber das Konzept einer dort ins Spiel gebrachten Regel ist nicht schlüssig. Die Regeln, um die es geht, haben typischerweise bei Transaktionen zwischen Menschen keinen Gebrauch. Weder sind sie den Sprechern bekannt (ganz bestimmt nicht den Kindern), noch werden sie beim Sprachenlernen und -lehren gebraucht. Sie spielen keine Rolle, wenn Sprecher den Gebrauch von bestimmten Wörtern und Sätzen erklären oder rechtfertigen, noch können sie auch nur teilweise begründen, warum ein Sprecher ein Wort so oder so gebraucht. Erst recht könnten sie nicht eine der Rollen übernehmen, die Regeln bei normativen Handlungen spielen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese postulierten Regeln unbekannt sind. Die Hypothese, daß solche Regeln (die darauf warten, von Sprachtheoretikern entdeckt zu werden) eine 'Repräsentation' im Unterbewußtsein besitzen, von einer neuronalen 'Repräsentation' ganz zu schweigen, ist unverständlich. Denn eine 'Repräsentation einer Regel' ist,

wenn man sich darunter überhaupt etwas vorstellen kann, ein **A u s d r u c k** für eine Regel, und nur Symbole, Zeichen oder Paradigmen können den Ausdruck einer Regel konstituieren. Solche Dinge drücken eine Regel nur dann aus, wenn sie als Ausdruck dieser Regel **g e b r a u c h t** werden, d.h. nur dann, wenn sie von Regelbenutzern als Anleitung zum richtigen Verhalten eingesetzt werden, als Muster, nach dem man Verhaltensweisen als korrekt oder nicht korrekt einstuft. Aber neuronale Strukturen gebraucht man eben nicht als Ausdrücke von Regeln, und was eine unbewußte mentale 'Repräsentation' einer Regel sein könnte, ist vollkommen unklar.

Insoweit es ihr erklärtes Ziel ist, Regelsysteme aufzudecken, die dem Durcheinander der Äußerungen, die von den Sprechern einer Sprache hervorgebracht und verstanden werden, zugrunde liegen, stehen Linguisten und Philosophen vor einem Dilemma. In der Tat besteht allein schon in der Idee, ein Regelapparat sei in Wirklichkeit systematischer als es zunächst den Anschein hat, ein Widerspruch. Einerseits kann man ohne weiteres auf Grammatikregeln, Erklärungen zum Wortgebrauch, stilistische Prinzipien usw. hinweisen. Aber diese Regeln erfüllen die Forderungen der Theoretiker nicht. Vielen fehlt jeglicher nennenswerte Grad an Allgemeinheit; selten passen sie zusammen in ein Kalkül, in dem Ableitungen mechanisch ausgeführt werden können; und viele gelten nur *ceteris paribus*, da sie in Ausnahmefällen (die nicht genau definiert sind) der Qualifikation durch oder der Subordination unter andere Regeln unterliegen. Ein Philosoph beispielsweise findet häufig Standarderklärungen von Bedeutungen unzureichend gemäß den Grundsätzen einer Semantiktheorie. Er behauptet etwa, eine ostensive Definition einer Farbbezeichnung sei überhaupt keine Erklärung, sondern eher eine Anwendung des Ausdrucks, und eine Erklärung mittels einer Liste von Paradigmen mag er bestenfalls als eine vage Geste in Richtung einer vollständigen analytischen Definition verstehen. Die gängige Währung von Sprachregeln schätzt man gering wie Papiergeld, das nicht mit Gold gedeckt ist. Andererseits fehlen den von Sprachtheoretikern herausgearbeiteten Systemen sogenannter Regeln die für Regeln **w e s e n t l i c h e n** funktionalen Charakteristika. Gerade weil sie sogar den bestinformierten und reflektierten Sprechern einer Sprache verborgen und unbekannt sind, können sie keine Rolle bei der Entscheidung spielen, was an einer sprachlichen Äußerung richtig und was falsch ist, und daher können sie den Sprechern auch nicht zur Unterscheidung des Grammatischen vom Ungrammatischen und des Signifikanten vom Unsinnigen usw. dienen. Sie werden bei den normativen Handlungen, die mit dem Sprechen einer Sprache verbunden sind, **n i c h t e i n g e s e t z t** und sind folglich **k e i n e** Regeln der Sprache. Der Widerspruch der Theoretiker ist gravierend: Sprachregeln sind nicht systematisch, und systematische Theorien sind keine Regeln.

Wenn auch fest etabliert, so ist dieser Widerspruch doch von fundamentaler Bedeutung. Er betrifft die Konstruktion jeder Art von Regelsystem einer Sprache, unabhängig davon, ob die Theorie zur Syntax, Semantik, Pragmatik, Phonetik usw. gehört, und unabhängig von dem spezifischen Gehalt der Theorie (z.B. ob eine Semantiktheorie in Form von Wahrheitsbedingungen oder von Verifikationsbedingungen für Sätze entworfen wird). Außerdem kann man den Defekt in den Sprachtheorien nicht als eine Sache von Fehlern in den Details der Theoriekonstruktion abtun. Vielmehr ist das Ideal einer Erklärung von Grammatikalität, Bedeutungsgehalt und Verständnis in Form von Systemen verborgener Regeln selbst nicht schlüssig. Das ganze Vorhaben ist so sinnlos und *absurd* wie der Versuch, einen beliebigen Winkel mit Zirkel und Lineal zu dritteln. Es gibt keine verborgenen Sprachregeln. Auf dem Gebiet der Sprachregeln gibt es nichts zu entdecken. Den Gegensatz von Schein und Wirklichkeit kann man hier nicht anwenden. Hinsichtlich ihrer Regeln kann eine Sprache nicht systematischer sein als sie scheint. Wenn sie diesen Aspekt des Regelkonzepts ignorieren, überschreiten Linguisten und Philosophen die Grenzen der Vernunft.

Wenn man eingesehen hat, daß der Widerspruch bezüglich der Systeme verborgener Regeln weitverbreitete Sprachtheorien *ad absurdum* führt, müssen Modifikationen oder Änderungen in der Strategie eingeführt werden, um seine Ableitung zu verhindern. Wie kann man darauf reagieren? Die einzig naheliegende Taktik besteht darin, dem *Regelbegriff* abzuschwören. Die Theoretiker werden vielleicht zugeben, daß es voreilig war, wie sie von *Regelsystemen* zu sprechen, die die Tätigkeit des Sprechens einer Sprache vereinheitlichen und erklären. Wenn Regeln distinktive Funktionen bei normativen Handlungen haben müssen, war es verfehlt, hier von *Regeln* zu sprechen. Man könnte behaupten, daß der Schaden aber nichtsdestotrotz gering ist. Man braucht nur einen neuen technischen Begriff einzuführen, einen theoretischen Regelbegriff, gegen den nicht dieselben Einwände erhoben werden können. Man könnte in der Tat behaupten, daß genau das schon immer beabsichtigt war. Einwände gegen den Gebrauch von 'Regel' in Sprachtheorien nahmen einen Ausdruck der *Newspeak* fälschlich für einen Ausdruck der *Oldspeak*. Ist dieses Mißverständnis erst einmal beseitigt, ist das Vorhaben, Systeme von Regeln aufzudecken, die der Alltagssprache zugrunde liegen, ebenso einwandfrei wie die Erforschung der Atomstruktur von Materie, die dem Verhalten makroskopischer Körper zugrunde liegt und es erklärt. Einfach dadurch, daß sie den Gebrauch des (nicht-technischen) Ausdrucks 'Regel' aufgeben, scheinen Sprachtheoretiker dazu in der Lage zu sein, genauso weiterzumachen wie zuvor, jetzt aber immun gegen weitere philosophische Kritik.

Diese angenommene Immunität ist eine Täuschung. Die Strategie der Theoretiker weist alle Eigenschaften des Diebstahls gegenüber ehrlicher Arbeit auf, und ein Philosoph hat eine Pflicht als Polizist, sie des Genusses ihres illegal erworbenen Gewinns zu berauben.

Tatsächlich nützt es weniger als nichts, sich auf einen technischen Regelbegriff zu berufen. Es gibt zwei Haupteinwände:

(i) Die Einführung technischer Begriffe entbindet die Theoretiker nicht von der Notwendigkeit, ihre Rede verständlich zu machen; sie verlagert lediglich das Problem der Klarstellung dessen, wovon sie sprechen. Ein theoretischer Begriff selbst muß erklärt werden, und die gegebene Erklärung muß schlüssig sein. Von daher legt die Strategie, 'Regel' zum Fachausdruck zu erklären, Sprachtheoretikern eine Bürde der Erklärung auf. Ausgehend von parallelen Erklärungen anderer sogenannter theoretischer Begriffe kann man darüber spekulieren, was sie in diesem Fall sagen würden. So zum Beispiel führte Chomsky den Ausdruck 'erkennen' (engl. *to cognize*) ein, um Einwände gegen seine Behauptung zu umgehen, ein Sprecher müsse die Regeln der generativen Transformationsgrammatik seiner Sprache k e n n e n . Chomsky schwächte seine Behauptung dahingehend ab, ein Sprecher müsse diese Regeln erkennen (*to cognize*). Und er erklärte, 'erkennen' (in diesem nicht explizierten Sinn von engl. *to cognize*) habe genau dieselbe Bedeutung wie 'kennen', außer daß jemand, der etwas erkennt, sich dessen nicht bewußt zu sein braucht und auch nicht in der Lage sein muß, zu entscheiden, ob er etwas erkennt, selbst wenn man ihm gegenüber behauptet hat, daß er erkennt. Was Chomsky nicht bedenkt, ist, ob diese Erklärung selbst plausibel ist. Gibt es etwas (einen Zustand des Bewußtseins? oder der geistigen Fähigkeit?), das genau der Kenntnis einer Sache gleichkommt, außer daß es unbewußt und dem Handlungsträger nicht zugänglich ist? Welchen Grund gibt es, einen Unterschied zwischen Chomskys Erklärung von 'erkennen' und folgender Definition der neuen Zahl zweins zu machen: 'zweins' bedeutet genau dasselbe wie 'eins', außer daß zweins und drei fünf, nicht vier, ergibt? Hinsichtlich des sogenannten technischen Regelbegriffs erhebt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, von etwas zu sprechen, das genau einer Regel gleicht, außer daß es überhaupt keine Rolle bei irgendeiner normativen Handlung wie Lehren, Fehler korrigieren, Anleiten zum richtigen Verhalten usw. spielt. Der philosophische Einwand dagegen, von Regelsystemen bei der Aufstellung von Sprachtheorien zu sprechen, ist nicht nur Wortklauberei darüber, ob die Bezeichnung 'Regel' irreführend ist, sondern vielmehr, daß es nichts gibt, was den Ansprüchen eines Systems von Sprachregeln genügt. Taschenspielertricks mit Worten können nichts heraufbeschwören, wo kein logischer Raum vorhanden ist.

(ii) Die Abschwächung des Standardregelbegriffs zu einem speziellen theoretischen Begriff würde in jedem Fall eine Sprachtheorie ihres ganzen Interesses und Zwecks berauben. Die Regelsysteme innerhalb einer umfassenden Theorie sollen erklären, was es für einen Satz heißt, grammatisch zu sein, was es für einen Satz heißt, bedeutungsvoll zu sein und was es heißt, seine Bedeutung zu verstehen oder zu erfassen. Aber jeder dieser Begriffe der Grammatikalität, Bedeutungshaftigkeit und Bedeutung ist wesentlich mit dem Regelbegriff

verbunden, da diese Begriffe mit Bezug auf Standards von Korrektheit, die durch (echte) Regeln gesetzt sind, erklärt werden müssen. Zum Beispiel ist die Bedeutung eines Ausdrucks das, was beim Verstehen des Ausdrucks verstanden wird, und Erklärungen dessen, was der Ausdruck bedeutet, liefern die Bezugspunkte für eine Entscheidung darüber, ob der Gebrauch des Ausdrucks dessen Verstehen oder Nicht-Verstehen manifestiert. Auf diese Weise ist der Bedeutungsbegriff innig mit dem Begriff von Bedeutungserklärungen verbunden (die in der für Regeln charakteristischen Art bei normativen Handlungen eingesetzt werden müssen). Den Standardregelbegriff durch einen technischen Regelbegriff zu ersetzen heißt, die ganzen inneren Verbindungen der sogenannten 'Bedeutungstheorie' mit den Begriffen des Verstehens und der Bedeutungserklärungen abzuschaffen, und dadurch eignet sich die Theorie überhaupt nicht mehr als *Bedeutungstheorie* oder als *Theorie des Verstehens*. Es gibt nicht mehr Raum für eine Bedeutungstheorie, die unabhängig von Bedeutungserklärungen ist, als für eine Studie der essentiellen Natur des Schachspiels, die unabhängig von den Schachregeln ist. Nur was von Sprechern als Regeln für den korrekten Gebrauch von Ausdrücken anerkannt und von Sprechern als Standards für Korrektheit angewandt wird, hat Platz in einer Klärung des Konzepts des Verstehens eines Ausdrucks. *Entweder* wäre ein spezieller theoretischer Regelbegriff für die Untersuchung von Grammatikalität, Signifikanz, Bedeutung und Verstehen irrelevant, *oder es* würde spezielle theoretische Komplementärbegriffe von Grammatikalität, Signifikanz, Bedeutung, Verstehen usw. erfordern. In beiden Fällen würde eine Sprachtheorie ihr Interesse und wahrscheinlich auch ihre Verständlichkeit verlieren.

Diese beiden Einwände scheinen die allgemeine Reaktion auf den Widerspruch, der durch die Idee erzeugt wird, Systeme verborgener Sprachregeln bestimmten und erklären das Hervorbringen und Verstehen von Sprache, philosophisch entscheidend zu widerlegen. Nichts ist dadurch gewonnen, daß man den Regelbegriff aufgibt, im Gegenteil, alles ist verloren. Moderne Sprachtheorien der Philosophie und Linguistik gehen durch dieses Vorgehen bankrott.

Außer wenn es irgendeiner anderen Strategie gelingt, das Entstehen dieses Widerspruchs zu verhindern, muß die Unlogik der Vorstellung von Systemen verborgener Sprachregeln auf einige fundamentale Verwirrungen in der Gedankenkette hinweisen, die zu der Überzeugung führten, ein Sprecher *müsse* beim Hervorbringen und Verstehen von Sätzen mit einem *Kalkül* von Regeln arbeiten. Was ist der Ursprung der Idee, daß bekannte Sprachregeln etwas Wichtiges offen lassen, das erklärt werden muß? Warum sehen die Theoretiker diese Regeln als mangelhaft und nicht zufriedenstellend an? Warum meinen sie, diese unbestreitbaren Regeln hätten keinen rechtmäßigen Platz in den Regelsyste-

men, die sie zu entdecken suchen? Es ist die Verwirrung darüber, die die Theoretiker dazu veranlaßt, etwas zu erstreben, was logisch unmöglich ist.

Die Wurzel dieser Verwirrung muß in einer tiefen Unklarheit über den Begriff des Verstehens liegen. Die Vorstellung, daß systematische Kalküle erforderlich sind, scheint von der Idee herzurühren, ein bedeutungsvoller Satz sei eine komplexe Struktur, deren Bedeutung aus ihrer Form und den Bedeutungen ihrer Konstituenten resultiert. Es hat den Anschein, daß wir einen Satz verstehen müssen, sobald wir seine Form und seine Konstituenten verstehen. Wie anders ist es denn denkbar, daß wir einen neuen Satz verstehen können? Die einfache Tatsache, daß ein kompetenter Sprecher typischerweise Äußerungen verstehen kann, auf die er nie zuvor gestoßen ist, scheint eine Erklärung zu verlangen, und die ungeordneten und heterogenen Regeln der Schulgrammatik und die gewöhnlichen Erklärungen von Wortbedeutungen scheinen dieses Problem nicht einmal im Ansatz zu berühren. Was einer Erklärung bedarf, ist die Möglichkeit, neue Sätze zu verstehen, und eine Antwort in Form von Systemen bisher unentdeckter Regeln scheint die einzig mögliche Antwort zu sein. Aber was unter einer Frage verstanden werden soll, kann nicht von dem getrennt werden, was als ihre Antwort zählen würde. Linguisten und Philosophen fassen typischerweise ziemlich verschiedene Arten von Antworten ins Auge. Aber die Form der Antwort, die in jedem der beiden Fälle gegeben wird, macht als Charakterisierung des Verstehens keinen Sinn, und daher sind die gestellten Fragen selbst unsinnig. Moderne Sprachtheorien sind das Ergebnis des Mißverstehens des Begriffs des Verstehens.

Linguisten sprechen typischerweise vom Verstehen eines Satzes, als sei dies ein komplexer mentaler Vorgang. Ihr Ziel ist es, diesen Vorgang in einfachere Subprozesse zu zerlegen und diese durch Ableitungen in einem formalen Kalkül zu repräsentieren. Aber dies ist ein exemplarischer Fall eines Kategorienfehlers. Einen Satz zu verstehen unterscheidet sich begrifflich beträchtlich von typischen mentalen Vorgängen wie etwa der Wiederholung eines Gedichts im stillen. Er ist nahe verwandt mit einer Fähigkeit bzw. geistigen Fähigkeit, und wie bei geistigen Fähigkeiten sind die Kriterien dafür, ob jemand einen Satz versteht, seine Reaktionen darauf (einschließlich dessen, was er sagt, wenn er aufgefordert wird, seine Bedeutung zu erklären). "Wie versteht man einen Satz?" ist daher eine Frage, die man nicht nach dem Modell der Antwort auf die Frage "Wie trägt man eine feuchtigkeitsbeständige Isolierschicht auf?" verständlich beantworten kann, indem man eine Konstruktionsmethode beschreibt. Kurz, es macht keinen Sinn, vom Verstehen eines Satzes in den idiomatischen Wendungen zu sprechen, die einem Reden über mentale Vorgänge angemessen sind. Deshalb überrascht es nicht, daß entsprechende Versuche der Linguisten hochgestochenen Unsinn ergeben.

Ein ähnlicher Kategorienfehler macht die Untersuchungen der Kenntnis einer Sprache von seiten der Linguisten ebenso ergebnislos. Die Kenntnis einer Sprache wird als mentaler Dauerzustand aufgefaßt, während Manifestationen linguistischer Kompetenz als induktiver Beweis dafür gewertet werden, daß dieser Zustand bei einem Sprecher besteht. Noch einmal, Fragen und Antworten, die bei typischen mentalen Zuständen wie Ärger oder Langeweile sinnvoll sind, haben keinen Sinn bezüglich des Verstehens einer Sprache. Daher sind die Behauptungen darüber, was es heißt, eine Sprache zu beherrschen, häufig unsinnig; z.B. die, daß die Kenntnis einer Sprache aus einer unbegrenzten Menge von mit ihren Bedeutungen gepaarten Sätzen besteht.

Philosophen vermeiden ein wenig diesen eklatanten Unsinn insoweit, als sie erkennen, daß Verstehen eine Fähigkeit ist. Aber bei dem Versuch, eine theoretische Repräsentation einer praktischen Fähigkeit als einen axiomatischen Regelkalkül zu geben, geraten sie in neue Begriffsverwirrung. Sie bilden sich ein, sie müßten die Natur dieser Fähigkeit klären, indem sie *a l l e s* spezifizieren, was ihre Manifestationen oder Ausübung ausmacht. Da die Menge von Sätzen, die ein kompetenter Sprecher verstehen kann, unbegrenzt ist, nimmt man an, daß eine Minimalanforderung für sprachliche Kompetenz darin besteht, daß der Sprecher jeden der unbestimmt vielen wohlgeformten Sätze seiner Bedeutung (typischerweise als seine Wahrheitsbedingungen begriffen) zuordnet. Ein Sprecher mit perfekter Kenntnis einer Sprache würde nach dieser Auffassung jeden der unendlich vielen grammatischen Sätze einer Sprache seiner Bedeutung zuordnen. Das mag wie eine übermenschliche Aufgabe klingen. Aber die Philosophen haben ein Modell dafür, wie menschliche Wesen solch eine unbegrenzte Fähigkeit mit begrenzten Mitteln ins Werk setzen können. Jemand, der die elementare Arithmetik beherrscht, weiß, wie man *j e d e s* Paar natürlicher Zahlen addiert; er kann jedes der unendlich vielen Paare von ganzen Zahlen ihrer Summe zuordnen. Aber wir können *a l l e s*, was er an Additionen ausführen kann, in eine einfache Formel fassen, indem wir eine rekursive Definition für die Operation der Addition geben. Für jedes Paar ganzer Zahlen zeigt die Formel den Lösungsweg an, wie man ihre Summe errechnet. Daher besteht das, was der Additionskundige ausführen kann, darin, die so erhaltene Zahl und das gegebene Zahlenpaar einander zuzuordnen. Das wird für eine klare Erklärung dessen gehalten, worin die Fähigkeit zu addieren besteht. Eine Bedeutungstheorie für eine Sprache soll eine streng parallele Erklärung dessen sein, worin die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, besteht. Die Theorie soll ein Kalkül sein, das jeden wohlgeformten Satz seinen Wahrheitsbedingungen zuordnet, genau wie die Rekursionsformel für die Addition jedes Paar ganzer Zahlen ihrer Summe zuordnet, und die Theorie leistet dies rekursiv auf der Basis der Abschnitte und grammatischen Struktur von Sätzen.

Wie raffiniert dieses Unternehmen auch klingen mag, ist es doch aus verschiedenen Gründen ebenfalls Unsinn. Erstens bleibt vollkommen unklar, was damit gemeint ist, Wahrheitsbedingungen und Sätze einander zuzuordnen. Es gibt einfach keine bekannte Handlung, die diese Redewendung beschreibt, also auch nichts Vergleichbares damit, ganze Zahlen ganzen Zahlen zuzuordnen. Außerdem sind Bedeutungen keine Einheiten wie Zahlen und daher keine *Gegenstände*, die man Sätzen zuordnen kann wie man Zahlen Zahlen zuordnet. Es scheint keine klare Entsprechung zu der Rolle zu geben, die von den Rekursionsformeln in der Arithmetik gespielt wird. Zweitens hat es zwar Sinn, von *unendlich* vielen ganzen Zahlen zu sprechen und Verallgemeinerungen von *allen* Zahlen zu bilden; man könnte mit Recht behaupten, mathematische Induktion ginge ganz in der Erklärung dessen auf, was diese Ausdrücke bedeuten und was der Ausdruck 'ganze Zahl' bedeutet. Keiner dieser Punkte gilt aber in Bezug auf Sätze der deutschen Sprache. Sicherlich gibt es *unbestimmt* viele bedeutungsvolle Sätze. Aber es ist zweifelhaft, ob man von der *Gesamtheit* der Sätze der deutschen Sprache sprechen kann oder ob man berechtigt ist zu sagen, es gäbe *unendlich* viele von ihnen. Außerdem ist ein rekursives Verfahren zur Erzeugung bedeutungsvoller Sätze oder dazu, Sätze ihrer Bedeutung zuzuordnen, sicherlich nicht Teil einer Erklärung des Begriffs eines deutschen Satzes! In diesen wesentlichen Punkten gibt es keine Parallele zwischen dem Begriff, einen beliebigen deutschen Satz zu verstehen und dem Begriff, ein beliebiges Paar ganzer Zahlen zu addieren. Drittens besteht Zweifel über die Klarheit der Behauptung, daß das Charakterisieren einer praktischen Fähigkeit die Beschreibung *alles* dessen erfordert, was als Ausübung dieser Fähigkeit zählt, d.h. die Beschreibung *alles* dessen, was jemand, der diese Fähigkeit besitzt, ausführen kann. Fähigkeiten sind typischerweise nicht genau begrenzt. Muß man dazu in der Lage sein, eine erschöpfende Liste all jener Dinge aufzustellen, die ein kompetenter Geiger tun oder spielen kann? Wenn ein Maler unbestimmt viele naturalistische Skizzen anfertigen kann, muß man dazu in der Lage sein, alle nur denkbaren Zeichnungen hinsichtlich ihrer Elemente und ihrer Struktur rekursiv zu charakterisieren? Oder gibt es in Wirklichkeit nicht so etwas wie die Fähigkeit, Geige zu spielen oder Skizzen anzufertigen? Sofern es nicht eine vollkommen allgemeine begriffliche Wahrheit ist, daß die verschiedenen Möglichkeiten der Ausübung jeder beliebigen Fähigkeit vollständig aufgezählt werden können, besteht kein Grund zu der Annahme, die Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen sei unzureichend charakterisiert, bis ein rekursives Verfahren spezifiziert ist, das jeden Satz seiner Bedeutung zuordnet. Im Gegenteil, man bräuchte ein Argument, um zu zeigen, daß es Sinn hat, eine Parallele zur Rekursionsformel für die Addition von Zahlen zu suchen. Ein solches Argument steht sicherlich nicht zur Verfügung, und es ist zweifelhaft, ob es schlüssig geliefert werden kann. Es gibt daher wenigstens drei Gründe, die Verständlichkeit des Vorhabens der Philosophen in Frage zu stellen,

eine theoretische Repräsentation der praktischen Fähigkeit, die beim Sprechen einer Sprache ausgeübt wird, zu suchen.

Diese philosophischen Untersuchungen der von Linguisten und Philosophen entwickelten Sprachtheorien beweisen, daß die Wurzeln der widerspruchsvollen Vorstellung von Systemen verborgener Sprachregeln in einer Verwirrung bezüglich des Verstehensbegriffs liegen. Im besonderen weisen die beiden Arten von Antworten, die auf die Frage "Wie ist es möglich, einen Satz zu verstehen?" gegeben werden, wesentliche Züge auf, die mit einem richtigen Verständnis des Verstehensbegriffs unvereinbar sind. Daher läßt diese Frage, wie sie von Linguisten und Philosophen vorgebracht wird, zwei Interpretationen zu, von denen jede unsinnig ist. Die in den modernen Sprachtheorien postulierten Scheinregeln sind das Ergebnis des Versuchs, unsinnige Fragen zu beantworten. Die wahre Aufgabe der Sprachphilosophie ist es nicht, diese Fülle von Unsinn zu erweitern, sondern eher, Sprachtheorien zu eliminieren, indem sie beweist, daß diese trotz ihrer Klangfülle und ihrem formalen Symbolismus nichts bedeuten. Die Vorstellung von Systemen von Regeln, die unter der von Regeln bestimmten Handlung, eine Sprache zu sprechen, verborgen sind, ist eine endemische Täuschung der Vernunft. Aber es besteht wenig Hoffnung, daß Leute, die von dieser Täuschung befangen sind, auf die Stimme der Vernunft hören werden.

Anmerkungen

- 1 N. Chomsky: Aspects of a Theory of Syntax. Cambridge (Mass.) 1965. - Ders.: Reflections on Language. London 1976. - Ders.: Rules and Representations. Oxford 1980.
- 2 Chomsky (1980), S. 130.
- 3 Ebda., S. 65.
- 4 M.A.E. Dummett: What is a Theory of Meaning, in: S. Guttenplan (Hrsg.): Mind and Language. Oxford 1975, S. 99.
- 5 M.A.E. Dummett: Can Analytical Philosophy be Systematic and Ought it to be?, in: Truth and other Enigmas. London 1978, S. 451.
- 6 D. Davidson: Theories of Meaning and Learnable Language, in: Inquiries into Truth and Interpretation. Oxford 1984, S. 387.
- 7 D. Davidson: Radical Interpretation, in: Inquiries into Truth and Interpretation, a.a.O., S. 125.
- 8 Diese Skizze ist ein Abriß der wichtigsten Punkte der detaillierten und komplizierten Analyse des Regelbegriffs, ausgeführt in: G.P. Baker, P.M.S. Hacker, Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity. Oxford, New York 1985.
- 9 Die meisten Ideen dieses Vortrags und sogar einige Teile des Textes stammen aus Forschungen und Schriften, die ich in Zusammenarbeit mit meinem Freund und Kollegen Dr. P.M.S. Hacker unternommen habe.

Der evolutionäre Sprachbegriff

1.

Versetzen Sie sich für einen Augenblick in folgende Situation: Sie nehmen als Linguist an einer Expedition teil, zu einem bislang unbekannten Völkchen. Es ist Ihnen völlig unbekannt, was für eine Sprache von diesem Völkchen gesprochen wird.

Würden Sie mit dem Gedanken spielen, möglicherweise eine Sprache anzutreffen, die sich bisher noch nie verändert hat; eine Sprache, die durch alle Zeiten hindurch konstant geblieben ist?

Mit Sicherheit nicht.

Eine solche Sprache hätte zweifellos Vorteile: Die Verständigung wäre über Generationen hinweg gesichert. Die Weitergabe von Traditionen würde erleichtert werden. Die Probleme mit Jugendlichen könnten von den Älteren nicht auf deren Sprache geschoben werden, und die Sprachpuristen hätten Zeit für nützliche Tätigkeiten.

Aber auch ein Nachteil ist schnell zur Hand: "Die sprachliche Bewältigung der sich ständig verändernden Umwelt des Menschen fordert einen ununterbrochenen Ausbau des Wortschatzes." (Fleischer: 1971:9)

Die Sprache, so lautet das Argument, muß die Welt widerspiegeln, um nützlich zu sein. Sie muß mit der Zivilisation Schritt halten, sonst ist sie irgendwann zum Kommunizieren nicht mehr geeignet.

Doch dieses Argument erweist sich bei genauerem Hinsehen als nicht sehr triftig. Spinnen wir doch unser Gedankenspiel ein wenig weiter, und nehmen wir zusätzlich an, in der Lebensweise und der Umwelt unseres Völkchens habe sich, soweit man zurückblicken kann, nichts Wesentliches geändert. Wäre ein Linguist dann berechtigt zu erwarten, daß sich in dieser Sprache kein Wandel vollzogen hat?

Nein, auch dann nicht. Denn Menschen bedürfen der Sprache nicht, um die Welt widerzuspiegeln, sondern unter anderem, um über sie zu reden, um den anderen zu beeinflussen. Dazu ist es nicht notwendig, daß Innovationen der Welt jeweils mit Innovationen der Sprache korrespondieren. An unserer eigenen Sprache können wir das leicht erkennen. Neuerungen in unserer Welt sind weder notwendig noch hinreichend für Veränderungen in unserer Sprache. Wir können das alte germanische Wort "Boot" problemlos verwenden, um

über atomgetriebene Unterwasserfahrzeuge zu reden. Wir können die Tätigkeit eines Kameramannes, der eine elektronische Fernsehkamera bedient, problemlos noch "drehen" nennen. Auf der anderen Seite war es keine Veränderung des Gegenstandes, die unsere Vorfahren veranlaßt hat, den Gauch in Kuckuck "umzubenennen", oder statt "billig" nun "preiswert" zu sagen.

Kurzum, die Welt mag sein, wie sie will; ein Expeditionslinguist würde unter keinen Umständen damit rechnen, auf eine Sprache zu treffen, die sich nie verändert hat.

Es sei denn, er würde damit rechnen, auf ein Volk zu treffen, das kein Volk von *Menschen* ist. Denn sprachliche Universalien sind menschliche Konstanten.

2.

"Daß die Sprache in einem beständigen Wandel begriffen ist, ist etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches." (Paul: 1910:369) Dies gehörte einmal zum unbezweifelten Wissensbestand der Linguistik. In der sogenannten modernen Linguistik wurde dies auch nicht gerade bestritten, aber es drohte aus dem Blick der Sprachwissenschaftler zu geraten.

Der Grund dafür war ein veränderter Sprachbegriff. Die im 19. Jahrhundert prädominante Metapher für das Wesen der Sprache war die des Organismus. So unterschiedlich der Begriff des Organismus auch verstanden wurde, etwa bei Humboldt einerseits und Schleicher andererseits: er hatte neben seinem großen Nachteil, ein vitalistischer Begriff zu sein, einen Vorzug, den bislang kein Sprachbegriff wieder erreicht hat. Er erfaßte drei Eigenschaften, die der Sprache allesamt wesentlich sind. *Wohlstrukturiertheit*, *Zweckmäßigkeit* und *Dynamik*.

Denn Organismen sind, wie der Name schon sagt, wohlorganisiert; in ihnen steht "alles wechselseitig als Zweck und Mittel aufeinander in Beziehung" (Kant: 1788/1923:179), und sie besitzen "in sich bildende Kraft" (Kant: 1790/1913:374).

Wohlstrukturiertheit, Zweckmäßigkeit und Dynamik der Sprache machten den Begriff des Organismus für die Sprachwissenschaftler im 19. Jahrhundert so attraktiv und so passend. Ein moderner Sprachbegriff, der der Sprache gerecht zu werden behauptet, muß diesen drei Eigenschaften gerecht werden. Sie müssen ihm *inhärent* sein.

Das Problem der Übertragung des Organismusbegriffs auf die Sprache stellt natürlich die dritte Eigenschaft, die "bildende Kraft" dar. Woraus bezieht der sprachliche Organismus seine Lebenskraft?

Wer, wie August Schleicher behauptet, sie wohne ihm einfach inne wie anderen lebendigen Organismen der Natur auch, der steht (abgesehen davon, daß er das Wesen der Sprache vollständigkennt) vor der schwierigen Aufgabe, erklären zu müssen, woher denn die anderen Organismen ihre Lebenskraft beziehen. Da man dies zu Schleichers Zeiten noch nicht wußte, war eine solche Auffassung vollständig frei von erklärender Kraft.

Wer, wie etwa Humboldt, Paul und Coseriu die Auffassung vertritt, daß es das sprechende Individuum ist (1), das "die Lebenskraft" der Sprache ausmacht, der steht vor einer nicht minder gewaltigen Erklärungsaufgabe: Wozu ändert ein Individuum seinen Sprachgebrauch? Warum machen einige andere dies nach, oder unabhängig davon das gleiche? Schließlich gilt es, wie Hermann Paul richtig forderte, "zu zeigen ... wie die Wechselwirkung der Individuen aufeinander vor sich geht, wie sich der einzelne zur Gesamtheit verhält." (Paul: 1880/1920:7)

3.

Die Begrifflichkeit der sogenannten modernen Linguistik steht solchen Fragen eher im Wege; jedenfalls wenn man mit Marga Reis unter der modernen Linguistik jene "Schulen und Forscher (faßt) ... die sich in die Nachfolge de Saussures stellen, oder mit ihm mindestens die explizite Anerkennung der Antinomien Synchronie : Diachronie und Langue : Parole teilen." (2) Wir wissen zwar inzwischen, aus quellenkritischen Studien (besonders von Ludwig Jäger), daß Saussure seine Dichotomien nicht als Antinomien verstanden wissen wollte. Sie sind jedoch von der "modernen Linguistik" in der Tat im wesentlichen in antinomischer Interpretation rezipiert und verstanden worden.

Die Ablösung des Organismus-Begriffs der Sprache durch den System-Begriff brachte große Vorteile mit sich. Der Begriff des Systems ist - auf die Sprache angewandt - nicht metaphorisch, er ist klar und fordert zu einer strukturorientierten Betrachtung der Sprache heraus. Denn eine Struktur zu haben ist die wesentliche Eigenschaft eines Systems. Die anderen beiden Eigenschaften, die dem Organismus-Begriff inhärent sind - Zweckmäßigkeit und Dynamik - sind in gewisser Weise nun aus dem Sprachbegriff herausgefallen. Ein System kann zweckmäßig sein und es kann permanentem Wandel unterliegen, aber es handelt sich hierbei um keine seiner definierenden Eigenschaften. Um ein System zu betrachten unter Absehung von seiner Dynamik, bedarf es keines Abstraktionsschrittes mehr. Der ist bereits bei der Entscheidung, die Sprache als System zu betrachten, vollzogen worden. Dem Wesen der Sprache gerecht zu werden, ohne sie um die Dimension ihrer Dynamik zu verkürzen, heißt gerade, den individuellen Kommunikationsakt und die Fähigkeit des Individuums, mit anderen in kommunikativen Kontakt zu treten, als das Primäre zu erkennen, das System, die Struktur, die Langue und die Dia-

chronie als davon abgeleitet zu betrachten: "Alles dreht sich nur darum, die Sprachentwicklung aus der Wechselwirkung abzuleiten, welche die Individuen aufeinander ausüben." (Paul: 1880/1920: 12 Anm. 1)

Unter den "modernen" Linguisten war Eugenio Coseriu einer der ersten, der die Sechehaye-Bally-Saussureschen Dichotomien unter dem Aspekt der Dynamizität der Sprache einer kritischen Betrachtung unterzog, so daß Horst Schmidt (1959) in seiner Rezension des Buches 'Sinchronía, Diachronía e História' feststellen konnte, der Verfasser bemühe "sich um eine Überwindung des durch de Saussure aufgekommenen Gegensatzes von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung von *langue* und *parole*. Diese sehr zu begrüßende Intention gründet sich auf der Auffassung von Sprache als Energie." (Schmidt: 1959 : 133)

4.

Coseriu schreibt in diesem Buch: "Nun funktioniert und erscheint die Sprache konkret im Sprechen. Diese Tatsache als Grundlage aller Sprachtheorien nehmen heißt von der bekannten Behauptung Humboldts auszugehen, die Sprache sei nicht Ergon, sondern Energie. Diese Behauptung wird oft zitiert, in den meisten Fällen jedoch, um sie rasch wieder zu vergessen und sich in die Sprache als Ergon zu flüchten. Dagegen ist es aber erstens notwendig, den Satz Humboldts ernst zu nehmen, das heißt, ihn als Grundlage zu nehmen, da es sich nicht um ein Paradoxon oder eine Metapher handelt, sondern um die bare Feststellung einer Wahrheit. Die Sprache ist wirklich – und nicht in irgendeinem metaphorischen Sinne – *Tätigkeit* und nicht *Werk*." (Coseriu: 1958/74:37 f.) Das Sprechen gehe der Sprache voraus, und "daher wird die Sprache unzureichend definiert, wenn man sagt, sie sei "die Tätigkeit, die (bereits fertige) Zeichen *anwendet*": sie ist vielmehr als "zeichenschaffende Tätigkeit zu definieren." (Coseriu: 1958/74: 39) An mehreren Stellen (S. 99, S. 58) betont er, daß "der Wandel wesentlich zur Seinsweise der Sprache gehört." In einer jüngeren Veröffentlichung weist er darauf hin, daß der sprachliche Wandel genau genommen gar kein Wandel sei, "not 'change' but the *construction, the making of language*." (Coseriu 1983, S. 55).

5.

Die korrekte und angemessene These, daß die Sprache kein Werk, sondern eine Tätigkeit sei, oder etwas verbindlicher gesagt, daß "man ... die Sprache nicht sowohl wie ein todes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen (müsse)" (v. Humboldt: 1836/1907 : 43 f.), stellt eine gute Grundlage dar, um zu verstehen, wieso sich die Sprache in einem permanenten Entwicklungsprozeß befindet. Aber sie reicht nicht aus, dies zu er-

klären. Warum bleiben denn die Leute nicht bei einer einmal entwickelten Tätigkeit? Sind wir mit der Sprache, so wie sie heute ist, nicht zufrieden? Warum ersetzen die Leute einmal *wohlfeil* durch *billig* und dann *billig* durch *preiswert*? Kurzum: Wieso ist denn der beständige Wandel der Sprache "etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches"? (Paul: 1910:369)

Coserius Antwortversuche auf diese Frage haben allesamt etwas Beschwörendes:

Es ändere "sich die Sprache gerade, um als solche *weiterzufunktionieren* ... In dem Maße aber, wie eine Sprache als solche weiterfunktioniert, ist das Ergebnis nie endgültig" (Coseriu: 1958/1974: 24).

"Die Sprache wandelt (sich), weil ihr Wesen dynamisch ist: weil Sprache freie, das heißt schöpferische Tätigkeit ist." (Coseriu: 1958/74:255)

"Das Sein der Sprache *ist* im ursprünglichen Sinne Werden. ... Eine Sprache als Erzeugnis *ist* eigentlich nie, sie wird immer." (Coseriu: 1980:143)

Meiner Ansicht nach sind dies keine Antworten auf die von Coseriu selbst aufgeworfene Frage der Wesenhaftigkeit des permanenten Entwicklungsprozesses einer natürlichen Sprache.

Wieso muß sich eine Sprache, um funktionieren zu können, ständig ändern? Kann nicht, was funktioniert, unverändert weiterfunktionieren?

Wieso folgt aus der Tatsache, daß die Sprache ständig geschaffen wird, daß sie ständig *anders* geschaffen wird, daß sie ständig *modifiziert* wird? (Einiges bleibt ja schließlich auch über lange Zeit konstant.)

Wieso erlaubt die freie schöpferische Tätigkeit nicht, daß die frei Schaffenden alles so belassen, wie es ist?

Wieso folgt aus der These, daß das Sein der Sprache immer ein Werden ist, daß das Werden immer ein Anders-Werden ist?

Die These, daß die Sprache nur als Tätigkeit existiert, daß sie ständig neu geschaffen wird, ist korrekt und angemessen. Aber um den permanenten Wandel der Sprache als ihr wesenhaft zu motivieren, ist sie nicht hinreichend. Denn es folgt aus dieser These ohne zusätzliche Argumente *erstens* nicht, daß sie ständig *auf modifizierte Weise* geschaffen wird, und es folgt aus ihr *zweitens* nicht, daß dies *notwendigerweise* der Fall ist.

Beides muß man aber behaupten, wenn man aufrechterhalten will, daß der ständige Wandel eine wesentliche Eigenschaft unserer Sprachen sei. Der Sprachbegriff darf den permanenten Wandel nicht nur erlauben, er muß vielmehr aus dem Sprachbegriff mit Notwendigkeit folgen. Einen solchen Sprachbegriff will ich nun im folgenden skizzieren. Es ist die Skizze einer evolutionären Theorie der Sprache; der sprachlichen Entwicklung als Beispiel soziokultureller Evolution.

6.

Wer als Geisteswissenschaftler im Hinblick auf einen Gegenstand der Kultur das Wort "Evolution" verwendet, begibt sich prinzipiell in Gefahr. Die eine Gefahr besteht darin, in die sozialdarwinistische (3) Schublade gesteckt zu werden. Von ihr ist ein Linguist nicht so sehr bedroht, so daß ich ihr hier nicht begegnen zu müssen glaube. Die andere Gefahr besteht darin, in den Verdacht zu geraten, Naturwissenschaftler zu betreiben. Die Geschichte der Linguistik ist schließlich voll mit Beispielen dafür, daß Linguisten der Attraktivität der Naturwissenschaften in unangemessener Weise erlegen sind.

Heutzutage sind die Ausdrücke "Evolution" und "genetisch" Termini technici der Theorie der phylogenetischen Entwicklung der belebten Natur par excellence. "Man beachte z.B. die Tatsache, daß die Wissenschaften vom Menschen noch immer nicht über einen eigenen Begriff verfügen, um den lästigen und unangemessenen Begriff *Evolution* zu ersetzen: die kulturellen Objekte haben *historische Entwicklung* und keine "Evolution" wie Naturobjekte." (Coseriu: 1958/74:154 Anm. 7) Oder: "Das System entwickelt sich nicht im Sinne einer "Evolution", sondern wird durch die Sprecher in Übereinstimmung mit ihren Ausdrucksnotwendigkeiten *geschaffen*." (Coseriu: 1958/74:246)

Wenn ich die Ausdrücke "Evolution" und "genetisch" dennoch für ein Kulturprodukt wie die Sprache verwende, so befinde ich mich in unverdächtigter Gesellschaft:

"Denkt man sich ... die Sprachbildung successiv," schreibt Wilhelm von Humboldt, "so muß man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen" (1836/1907: 150); und an anderer Stelle betont er, daß die "wahre Definition (der Sprache) ... nur eine genetische seyn (kann)" (1836/1907:46).

Darüber hinaus weiß man heute, daß sowohl der biologische Evolutionsgedanke selbst, als auch die Terminologie geistes- und sozialwissenschaftlicher Tradition entlehnt worden sind. Meine Überlegungen sind im wesentlichen den Moralphilosophen der Schottischen Schule verpflichtet, einer Tradition, die auch auf die biologische Theorie gewirkt hat. (Cf. v. Hayek: 1983:17 ff.)

Allerdings möchte ich die Verwendung des Ausdrucks "Evolution" in vordarwinistischer Zeit auch nicht überinterpretieren. Denn es waren schon die Biologen, die diesen Begriff in entscheidender Weise präzisiert haben. In diesem Sinne will auch ich ihn verwenden:

Eine historische Entwicklung sei genau dann evolutionär genannt, wenn sie dadurch entsteht, daß Varianten der Wirkung von Selektion ausgesetzt sind. Mutation und Selektion in der Biologie oder Angebot und Nachfrage in der Ökonomie sind nur Sonderfälle evolutionärer Prozesse. In diesem Sinne, so möchte ich behaupten, ist die *historische Entwicklung* unserer Sprache im wesentlichen eine *evolutionäre*.

Das heißt, in meinem Sprachgebrauch ist evolutionäre Entwicklung nicht (wie bei Coseriu) ein Gegensatz zu historischer Entwicklung, sondern ein spezieller Typus derselben.

"Evolution der Sprache" ist auch nicht synonym mit "Veränderung der Sprache" oder "Wandel der Sprache". Sie umfaßt *Konstanz* und *Wandel* gleichermaßen, denn evolutionäre Stabilität ist gleichermaßen *erklärungsbedürftig* und (vermutlich) auf gleiche Weise *erklärungsfähig*. Daß etwa das Wort für "Mutter" seit indoeuropäischer Zeit weder einem großen Lautwandel noch einem Bedeutungswandel unterlag, ist nicht weniger erklärungsbedürftig als die Tatsache, daß die Ausdrücke für "Frau" in den letzten 1000 Jahren immer wieder ersetzt worden sind.

Ich werde nun die Grundzüge des evolutionären Sprachbegriffs darlegen, indem ich drei Thesen formuliere und diese dann der Reihe nach erläutere. Die drei Hauptthesen des evolutionären Sprachbegriffs sind:

1. Kommunikation hat Experimentalcharakter
2. Die Kompetenz des Individuums, die Individualkompetenz, ist hypothetischer Natur.
3. Die Sprache ist ein Phänomen der dritten Art.

1. Kommunikation hat Experimentalcharakter

Wenn wir uns beim alltäglichen Kommunizieren meist nicht bewußt machen, daß wir *lauter* kleine Experimente durchführen, so liegt das daran, daß die meisten dieser Experimente erfolgreich ausgehen. Aber es gibt Situationen, in denen das Risiko des Mißerfolges deutlich spürbar wird: um Gehaltserhöhung ersuchen, einen Bewerbungsvortrag halten oder eine Frau ansprechen. Handeln ist per definitionem erfolgsorientiert. Denn Handeln heißt stets, einen relativ weniger wünschenswerten Zustand in einen relativ wünschenswerteren zu transformieren. (Das gilt selbst dann, wenn der angestrebte Zustand das kleinere von zwei Übeln ist.) Das gilt freilich auch für das kommunikative Handeln.

Kommunizieren im linguistisch relevanten Sinne heißt (frei und verkürzt nach Grice) versuchen, einen Kommunikationspartner zu etwas zu bringen, und zwar dadurch, daß man ihm zu erkennen gibt, wozu man ihn bringen will. (4) Kommunizieren ist ein typisches mixed-motiv-game. Wir versuchen eine Vielzahl von Intentionen auf einmal zu realisieren.

Erstens ist der Sprechakt selbst eine komplexe Angelegenheit: der Adressat soll die illokutionären Intentionen erkennen, um auf der Basis dessen das perlokutionäre Ziel des Sprechers zu erfüllen.

Zweitens bringen wir beim Kommunizieren immer auch bestimmte Haltungen und Einstellungen zum Ausdruck, die den Gesprächsgegenstand, die Prädikation, den Adressaten selbst betreffen können. (Ich habe den Akt, der darin besteht, solche Haltungen zum Ausdruck zu bringen, an anderer Stelle den kollokutionären Akt genannt.)

Drittens ist jeder kommunikative Akt ein Akt der Selbstdarstellung. Meine Individualkompetenz ist Teil meiner Person, Teil meiner Identität. Sie ist Teil der Außenseite meines Charakters.

Viertens können mit jedem kommunikativen Akt eine Fülle verdeckter Intentionen verfolgt werden, Intentionen, von denen der Sprecher wünscht, daß sie dem Adressaten verborgen bleiben. Er kann sich einschmeicheln wollen, für klüger und sympathischer als ein Kollege gehalten werden wollen, usw.

Mit dem Aussprechen eines einzigen Satzes können Ziele all dieser Art verbunden sein, wobei natürlich der eine oder andere Aspekt stärker im Vordergrund stehen oder auch völlig zurücktreten kann. Ich werde die Wahl meiner sprachlichen Mittel so zu treffen versuchen, daß sie meinen Zielen möglichst dienlich sind. Das kann ein Spiel mit vielen Unbekannten sein. Ich muß die Situation adäquat einschätzen, den Gesprächspartner, dessen Individualkompetenz, eventuell seine Wertmaßstäbe, seinen Geschmack, seine Laune etc. Erfüllen die gewählten Mittel ihren Zweck, so kann der Sprecher dies als Bestätigung seiner Ausgangshypothese betrachten. Andernfalls wird er gut daran tun, in Fällen, die er dem mißlungenen als in relevanten Punkten hinreichend ähnlich beurteilt, seine sprachlichen Mittel zu modifizieren.

Insofern ist jeder Akt des Kommunizierens ein Experiment. (5)

2. Die Individualkompetenz eines Sprechers ist hypothetischer Natur

Daß die individuelle Sprache eines Sprechers den Charakter einer Hypothese hat, folgt unmittelbar aus dem Experimentalcharakter des Kommunizierens. Meine Kompetenz von heute ist das Ergebnis all der Kommunikationsversuche, die ich Zeit meines Lebens durchgeführt habe oder miterlebt habe. Meine Kompetenz von heute ist in keinem Fall identisch mit meiner Kompetenz von gestern, wenn ich in der Zwischenzeit kommunikative Erfahrungen gemacht habe. Wenn es keine Modifikationen gab, so gab es Bestätigungen. Es ist wie mit dem Kurs einer Aktie; solange sie gehandelt wird, tut sich etwas. Wenn sie sich im Kurs nicht verändert hat, so hat sie sich *gehalten*. Dann ist es das, was sich getan hat. Evolutionäre Stabilität ist Bestandteil der Entwicklung. Die Kompetenz eines Individuums ist von Erfolg wie von Mißerfolg gleichermaßen geprägt.

Die Individualkompetenzen der Mitglieder einer Kommunikationsgemeinschaft beeinflussen sich wechselseitig. In dem Maße, in dem die Individuen einer Kommunikationsgemeinschaft darauf aus sind, sich wechselseitig zu verstehen, gleichen sich ihre Kompetenzen einander an. Denn wenn ich von Dir verstanden werden will, muß ich "Deine Sprache" sprechen. Ich habe aber nur "meine", d.h. ich muß aus meiner Kompetenz die Mittel auswählen, von denen ich denke, daß auch Du über sie verfügst und die Du auch ausgewählt haben würdest, Wenn Du an meiner Statt wärst. Es gibt im wirklichen Leben nichts Drittes "über" meiner Kompetenz und Deiner Kompetenz, sozusagen den Durchschnitt, auf den ich zurückgreifen könnte. Den Durchschnitt unserer beiden Kompetenzen kennt nur Gott. Soweit ich ihn zu kennen glaube, ist er Teil *meiner* Kompetenz, *meiner* Hypothese darüber, wie ich mich Dir verständlich machen kann.

Es ist eine bekannte und viel beschriebene Tatsache, daß Sprecher im allgemeinen kein theoretisches Wissen von ihrer Sprache haben. Dies ist eine Konsequenz des Hypothesencharakters der Individualkompetenz eines Sprechers.

Der Sprecher hat asymmetrisches Wissen von seiner Sprache. Germanistikstudenten sind vielfach überfordert, wenn sie formulieren sollen, wie sie die Wörter "ja" und "nein" verwenden (weil sie beispielsweise nicht an den Gebrauch des Wortes "doch" denken), aber sie haben selbstverständlich keinerlei Unsicherheiten beim Gebrauch dieser Wörter. D.h. sie haben eine sichere Hypothese darüber, wie man in einer gegebenen Situation beipflichtet, ablehnt, widerspricht oder bestätigt, aber sie haben keine gute Hypothese darüber, was man mit den Mitteln, die sie dazu verwenden, alles machen kann.

Meine Individualkompetenz ist meine Hypothese über die erfolgreiche Verwirklichung gegebener Ziele in gegebenen Situationen. Sie ist keine Hypothese über die Verwendbarkeit gegebener Mittel. Sie ist problemorientiert, nicht mittelorientiert.

Die Individualkompetenz ist eine Problemlösungshypothese, sie ist keine Regelhypothese. (6) Wenn ein Sprecher (etwa ein Linguist) über Regelhypothesen verfügt, sind diese von ersteren abgeleitet.

Diese Asymmetrie des Sprachvermögens hat Konsequenzen für die Erklärung der Entwicklung: Der Linguist, der eine Veränderung der Sprache konstatiert, konstatiert eine Änderung der Gebrauchsregel. Diese ist aber den Sprechern, die durch ihr Kommunizieren die betreffende Veränderung erzeugt haben, im allgemeinen nicht bekannt. Eine Theorie, die eine Veränderung nicht nur zu konstatieren, sondern auch zu erklären beansprucht, muß aber den Weg vom Handeln des Sprechers zum Wandel der Gebrauchsregel in der Sprache nachzeichnen. Folglich muß man, wie Dornseiff feststellte, "nicht fragen: wie erklärt es sich, kulturgeschichtlich, daß das Wort a von der Bedeutung x zu der Bedeutung y sich gewandelt hat?, sondern man muß fragen: wie kommt ein Sprecher, der die Sache y bezeichnen will, dazu, statt des bisherigen normalen Ausdrucks dafür a zu sagen, das gewöhnlich x bedeutet?". (7)

Wenn man jedoch darauf eine Antwort hat, hat man noch lange keine Antwort auf die Frage, warum sich in der Sprache etwas geändert hat. Man muß mit der Dornseiffschen Frage beginnen. Der Weg von den individuellen Motiven der Modifikation kommunikativer Gewohnheiten zur Sprachveränderung auf der kollektiven Makroebene kann jedoch sehr undurchsichtig sein.

Denken wir an das bereits erwähnte Beispiel: In unserer Sprache unterliegen Ausdrücke, die dazu dienen, auf Frauen zu verweisen, immer wieder der Pejorisation. Dieses Schicksal hat das Wort "Weib" ereilt, das Wort "Frauenzimmer" und scheint auch an dem Wort "Frau" nicht vorüberzugehen. Wie kommt das?

Vertreter linearen Denkens könnten latente Frauenfeindlichkeit der Gesellschaft hinter diesem Trend wittern, die die einzelnen Sprecher dazu führt, solch ein Wort mit der Zeit immer "ein bißchen pejorativ" zu verwenden. Aber wie macht man das, ein Wort "ein bißchen pejorativ" verwenden?

In Wahrheit ist das Gegenteil der Fall. Es handelt sich um ein Mandevillesches Paradox, bei dem jeder stets das Gute will und die Pejorisation schafft: Unsere Gesellschaft steht in höfischer Tradition. In einer solchen Gesellschaft gibt es ein Höflichkeitsgebot Frauen gegenüber, ein Gebot galant zu sein. Dies führt dazu, daß eine Neigung besteht, Frauen

gegenüber, oder beim Reden über Frauen, Ausdrücke zu wählen, die eher einer höheren Stil- oder Sozialebene angehören als einer niedrigeren. Das heißt, daß mit der Zeit immer das tendenziell höherwertige Wort zum Normalausdruck wird, und das ehemals normale pejorisiert wird. So ist heute in Restaurants die Toilettenaufschrift "Damen" die normale, während die Aufschrift "Frauen" Stil der Bahnhofswartesaale dritter Klasse darstellt; die Frage "Wie geht es Ihrer Frau?" gilt in manchen Situationen als unziemlich; man sollte "Frau Gemahlin" oder "Gattin" sagen. Während in Situationen und Sprachspielen, für die das Gebot der Galanterie nicht gilt, das Wort "Frau" vorgezogen wird: Tennisclubs haben Damenabteilungen, Kliniken Frauenabteilungen, Bildungen wie "emanzipierte Damen", "Damengruppe" oder "Damenrechtlerin" klingen kurios, im Gegensatz zu "Damenkränzchen", "Damenwahl" oder "Damenbekleidung."

Das heißt, das Motiv der Galanterie auf der Ebene der Individuen wirkt sich auf der Ebene der Sprache langfristig als Pejorisation aus. Das ist eine Form der Inflation. (8)

Weder die Dornseiffsche Frage "Wie kommt der Sprecher dazu, 'Gattin' statt 'Frau' zu wählen?", noch die "klassische" hypostasierende Frage "Warum fand in dieser Sprache diese Pejorisation statt?" oder "Welches sind die Ursachen dieser Pejorisation?" führen zu einer Antwort mit erklärender Kraft. Es ist notwendig, in gewisser Weise beide Fragen miteinander zu kombinieren.

Aus den ersten beiden Thesen, der des Experimentalcharakters des Kommunizierens und der des Hypothesencharakters der Individualkompetenz, folgt lediglich die Dynamizität der Sprache des Individuums. Aber die Modifikation der Wahl der sprachlichen Mittel eines Individuums ist noch nicht gleichbedeutend mit der Dynamizität der Sprache. Entwicklung auf der Ebene der Sprache ergibt sich, wenn viele gleichgerichtete Tendenzen verfolgen (9), wobei die Ziele der Individuen von dem, was auf der kollektiven Ebene von ihrem Handeln erzeugt wird, wie das Beispiel eben zeigen sollte, sehr verschieden sein können.

Der Vermittlung des Individuellen mit dem Kollektiven soll die dritte These dienen.

3. Die Sprache ist ein Phänomen der dritten Art (10)

Es gibt einen hartnäckigen Irrtum, der es seinen Verfechtern sehr schwer macht, das Wesen der menschlichen Kultur zu begreifen. Er läßt sich komprimiert wie folgt formulieren:

Die Welt zerfällt in zwei Arten von Phänomenen, solche, die von Gott gemacht sind (bzw. die es von Natur aus gibt), und solche, die von Menschen gemacht sind. Die Werke Gottes sind Naturphänomene, die der Menschen Artefakte. *Tertium non datur*. Naturphänomene sind Gegenstand der Naturwissenschaften und bedürfen kausaler Erklärungen, Artefakte sind Gegenstand der Geistes- und Kulturwissenschaften und bedürfen finaler Erklärungen. Die Sprache ist kein Naturgegenstand, wie im 19. Jahrhundert noch vielfach angenommen wurde, sondern ein menschliches Erzeugnis. Ihre Entwicklung bedarf folglich einer finalen Erklärung. "In den Naturphänomenen ist zweifellos äußere Notwendigkeit oder *Kausalität* zu suchen, bei den Kulturphänomenen dagegen innere Notwendigkeit oder *Finalität*." (Coseriu: 1958/74:166 f. Cf. auch Coseriu 1983).

Soweit der Irrtum. Zu seiner Aufklärung müssen wir uns einer Zweideutigkeit zuwenden. In meiner Formulierung des Irrtums war sie versteckt in den Ausdrücken "von Menschen gemacht" bzw. "menschliches Erzeugnis". Diese Ausdrücke sind systematisch zweideutig.

Es gibt zwei grundverschiedene Arten, wie etwas von Menschen gemacht sein kann. Bezeichnenderweise unterscheiden wir sie auch in unserer Umgangssprache, aber wir tun es wiederum in irreführender Terminologie: So wie wir (völlig korrekt) natürliche Blumen von künstlichen Blumen oder Naturhonig und Kunsthonig unterscheiden, so unterscheiden wir zwischen natürlichen Zahlungsmitteln (Geld) und künstlichen Zahlungsmitteln (Geldsurrogaten), zwischen einer natürlich gewachsenen Stadt und einer künstlichen (auf dem Reißbrett entworfenen) Stadt, zwischen einem natürlichen Alphabet und einem künstlichen, und schließlich zwischen natürlichen Sprachen und künstlichen Sprachen. Daß wir diesen Unterschied treffen, ist korrekt, aber wie wir ihn treffen, ist irreführend.

Irreführend an dieser Unterscheidung ist die Terminologie; denn *natürliche* Zahlungsmittel, Städte, Alphabete und Sprachen haben eins gemeinsam: sie sind *nicht natürlich* im Sinne unserer Irrtumsdichotomie. Sie sind menschliche Erzeugnisse, kulturelle Institutionen. Wodurch unterscheiden sie sich von ihren künstlichen Pendants, die ja ebenfalls menschliche Erzeugnisse sind und "Kulturphänomene"? Unsere gängige umgangssprachliche Antwort lautet: Während die einen geplant sind, sind die anderen *organisch gewachsen*. Auch dies ist eine fossile Ausdrucksweise überkommener Theorien. Von Menschen gemacht zu sein heißt immer, Ergebnis menschlicher Handlung(en) zu sein. Aber ein Phänomen, das Ergebnis menschlicher Handlungen ist, kann das beabsichtigte und geplante Ergebnis menschlicher Handlungen sein, oder es kann sich aus unseren Handlungen, ohne daß wir es recht merken, als unbeabsichtigter Effekt ergeben.

Letztere sind *kollektive nicht-intendierte Konsequenzen intentionalen individuellen Handelns*. (Cf. v. Hayek: 1969, Merton: 1936/72) Ich nenne sie "Phänomene der dritten Art". Sie sind weder Naturphänomene noch Artefakte, aber sie haben von beiden etwas. So schreibt Haakonssen: "The things in this category resemble phenomena in that they are unintended and to be explained in terms of efficient causes, and they resemble artificial phenomena in that they are the result of human action, including of course rational human action." (Haakonssen: 1981:24. Cf. auch Merton: 1936/72).

Dieser Zwitterstellung ist es zu verdanken, daß die natürlichen Sprachen je nach Interessenlage und Ideologie bisweilen den Naturphänomenen zugeschlagen wurden, bisweilen den Artefakten.

Die *klassische* dichotomische Unterteilung wissenschaftlicher Explananda muß also aufgegeben werden zugunsten einer Trichotomie.



Aus der Tatsache, daß die Sprache ein Phänomen der dritten Art ist, folgt, daß zu ihrer Erklärung weder eine kausale noch eine finale Theorie geeignet ist, sondern es einer Invisible-hand-Theorie bedarf. (Dazu siehe Keller: 1982, Cropsey: 1979, Ullmann-Margalit: 1978, Nozick: 1976.)

Erklärungen mittels der unsichtbaren Hand sind hypothetische Rekonstruktionen der Genese des Explanandums. Das Wesen eines Phänomens der dritten Art kann man nur verstehen, wenn man seine Genese versteht, d.h. wenn man rekonstruiert hat, auf welche Weise es sich aus den Handlungen der Individuen ergeben hat oder haben könnte. In diesem Sinne kann die wahre Definition der Sprache in der Tat nur eine genetische sein. Eine Invisible-hand-Theorie eines sprachlichen Phänomens ist eine Darstellung seiner Genese durch das Handeln der Individuen.

Gute Erklärungen mittels der unsichtbaren Hand sind solche, bei denen die hypothetisch angenommene Handlungsweise der Individuen *plausibel* ist und das zu erklärende Phänomen *zwingend* daraus folgt.

Für das System der Trampelpfade auf den Rasenflächen des Unicampus, einem Phänomen der dritten Art, habe ich eine gute Invisible-hand-Theorie: Ich habe die Hypothese, daß die meisten Menschen sich darin ähnlich sind, daß sie es vorziehen, kürzere als längere Wege zu gehen. Ich beobachte, daß die gepflasterten Wege nicht die kürzesten Verbindungen zwischen Punkten sind, die Universitätsangehörige gehäuft aufsuchen. Ich weiß, daß Rasen an Stellen, über die häufig gegangen wird, nicht gedeiht. Ich nehme also an, daß das System der Trampelpfade das nicht-intendierte Resultat menschlicher Handlungen ist, die darin bestehen, bestimmte Ziele zu Fuß zu erreichen unter der Maxime der Energieersparnis.

Die Annahme der Maxime der Energieersparnis (oder vielleicht besser: der Faulheit) garantiert die Gleichförmigkeit des individuellen Handelns.

Die Theorie der Trampelpfade (die durchaus besser und expliziter formuliert werden kann, als ich es getan habe) ist ein einfaches Beispiel einer Invisible-hand-Erklärung eines Phänomens der dritten Art.

Meine These ist also,

- daß nur eine solche Art von Erklärung imstande ist, das durchaus sinnreiche System der Trampelpfade zu erklären, oder anders ausgedrückt
- daß die sinnreiche und scheinbar wohldurchdachte Struktur dieses Systems von Wegen nur versteht, wer die Genese seiner Erzeugung durch die individuellen Handlungen und deren Motive verstanden hat.

Dabei sind die Motive des einzelnen im allgemeinen auf etwas völlig anderes gerichtet (nämlich in diesem Fall auf Energieersparnis) als auf die Erzeugung eines wohlstrukturierten Systems.

Daß Phänomene der dritten Art sowohl mit Naturphänomenen als auch mit Artefakten gewisse Eigenschaften teilen, spiegelt sich in der Erklärung mittels der unsichtbaren Hand wider. Sie enthält sowohl kausale als auch finale Teile. Sie erklärt das Explanandum als notwendige (kausale) Folge intentionaler (finaler) Handlungen. Die Kunst einer solchen Erklärung besteht darin, Motive zu finden, von denen einerseits *plausibel* ist, daß sie in einem bestimmten Bereich allgemeine Handlungsmaximen sein können, *und* die andererseits dergestalt sind, daß ein allgemeines Handeln nach ihnen das Explanandum (möglichst) zwingend erzeugt.

Betrachten wir noch einmal die Struktur des Erklärungsversuchs der Pejorisierung der Ausdrücke, die zur Bezeichnung von Frauen verwendet werden. Er sollte diese beiden Forderungen erfüllen. Die Maxime der Höflichkeit, die Ehrerbietung und Galanterie sollte eine plausible Maxime sein, und ihre häufige (nicht unbedingt stetige) Befolgung sollte die Pejorisierung notwendigerweise hervorbringen.

Dieses Beispiel kann deutlich machen, wie die Permanenz des Wandels zustande kommt. Es liegt an den Maximen des Kommunizierens. Solange galant zu sein eine gesellschaftliche Verpflichtung ist, kann der von der Galanterie betroffene Teil der Sprache nicht zur Ruhe kommen. Denn Galanterie ist ein Spiel, in dem Ausgefallenheit Trumpf ist. Sobald ein Ausdruck zum normalen geworden ist, ist er zum Zwecke des Galant-seins nicht mehr geeignet.

Es gibt zwei Typen von Maximen. Solche, die sich sprachverändernd auswirken, und solche, die immer wieder Homogenität erzeugen. Vielfach versuchen wir, nach beiderlei Maximen gleichzeitig zu handeln: Wer beispielsweise Aufmerksamkeit erwecken will, muß Ausgefallenes tun, wer verstanden werden will, muß sich anpassen. Wer beides will, muß Kompromisse schließen. Beispiele für Kommunikation, in der typischerweise beides bezweckt ist, sind die Konsumgüterwerbung, verbales Imponieren in Jugendgruppen und Seminarveranstaltungen etc.

Kommunikative Ziele, die eher dynamisierende Folgen zeitigen, sind etwa: Distanz signalisieren wollen, sich abgrenzen wollen, imponieren, auffallen wollen, höflich, charmant, geistreich, witzig sein wollen, als exklusiv, up-to-date gelten wollen usw. Auch das Bestreben, nicht mehr artikulatorische Energie aufzuwenden, als zum Verständnis notwendig ist (cf. etwa Whitney: 1878/1971, Lüdtke: 1980), gehören in diese Sparte. Da es sich hierbei jedoch meist um automatisierte artikulatorische Prozesse handelt, kommt der Ökonomiemaxime ein Sonderstatus zu.

Kommunikative Ziele, die homogenisierende Folgen zeitigen, sind: verstanden werden wollen, als dazugehörig gelten wollen, nicht auffallen wollen usw.

8.

Fassen wir zusammen:

1. Ein Sprachbegriff muß das leisten, was der Organismusbegriff zu leisten versuchte. Ihm müssen Wohlstrukturiertheit, Zweckmäßigkeit und Dynamizität inhärent sein.

2. Der Organismusbegriff mußte daran scheitern, daß er zum einen hypostasierend und vitalistisch war und zum anderen teleologisch. Die Entwicklung eines Organismus ist zielgerichtet, sie hat ein natürliches Ende. Die Entwicklung einer Sprache hingegen ist eine potentiell unendliche Geschichte.
3. Die historische Entwicklung der Sprache ist ein evolutionärer Prozeß. Ein solcher kommt dadurch zustande, daß Varianten der Wirkung von Selektion ausgesetzt werden.
4. Jeder kommunikative Akt ist ein Experiment, das die Möglichkeit des Mißerfolgs in sich trägt, wobei Mißverständnis nur eine Form des Mißerfolgs ist.
5. Die Kompetenz eines Individuums ist seine Hypothese darüber, wie er seine kommunikativen Unternehmungen möglichst so gestaltet, daß ihnen Erfolg beschieden ist.
6. Die ehrwürdigen Dichotomien "Naturphänomen vs. Artefakt", "bewußte Entwicklung vs. unbewußte Entwicklung" sind sogenannten natürlichen Sprachen unangemessen.
7. Kulturphänomene können echte Artefakte sein, wie das Ulmer Münster, Esperanto oder der Kurs der Ost-Mark. Diese können final erklärt werden. Kulturphänomene können aber auch Phänomene der dritten Art sein, wie der Stilwandel in der Kunst, Deutsch oder die Inflation der D-Mark. Der Modus ihrer Erklärung ist der der unsichtbaren Hand.
8. Die Lehre, daß die Sprache in erster Linie und vor allem der Verständigung diene, ist dem Verständnis ihrer Dynamik hinderlich.
9. Kommunikation ist in erster Linie ein Mittel der Beeinflussung. Die Verständigung steht in deren Dienst. Wer vornehmlich den Aspekt der Verständigung im Auge hat, und diese nicht als Mittel zum Zweck erkennt, dem bleiben zur Erklärung der permanenten Entwicklung nur
 - die artikulatorische Ökonomie
 - die Anpassung des Lexikons an die sich ändernde Welt, und
 - interne Schwächen des Systems selbst.

Der erste Aspekt betrifft nur einen Teil der Entwicklung, die beiden letzteren sind kontingent.
10. Ich vermute, daß ein Sprachbegriff, der eine sogenannte natürliche Sprache auffaßt, als Phänomen der dritten Art, d.h. als nicht-intendierte Konsequenz unzähliger individueller intentionaler kommunikativer Bemühungen unter teilweise heterogenisierenden teilweise homogenisierenden Maximen, daß ein solcher Sprachbegriff einen Rahmen abgeben kann, das generelle Problem der permanenten Entwicklung zu verstehen und einzelne Entwicklungsphänomene zu erklären.

Zum Abschluß möchte ich drei vermeintlichen Einwänden gegen die vorgetragenen Überlegungen begegnen. Sie betreffen den methodologischen Individualismus, den Begriff der Sprache als Phänomen der dritten Art und das Konzept der Invisible-hand-Erklärung.

Erster Einwand: Wir Menschen sind keine Monaden, keine von der Gesellschaft und ihren sozialen Bedingungen und Zwängen unabhängigen Individuen, sondern gesellschaftliche Wesen. Es ist also unangemessen, die Intentionen und Motivationen des einzelnen Individuums zum Ausgangspunkt der Erklärung zu machen. Die Gesellschaft ist vielmehr das Primäre.

Erwiderung: Durch diesen Einwand werden Positionen bekämpft, die ich nicht vertreten habe. Ich behaupte lediglich, daß eine Erklärung der Dynamizität der Sprache bei den Motiven, Zielen und Maximen der handelnden Individuen beginnen muß; ich behaupte nicht, daß wir Individuen ungesellschaftliche Wesen seien. Selbstverständlich sind unsere Motive, Ziele und Maximen Funktionen der sozialen Umstände und Zwänge der Gesellschaften, Gruppen, Klassen etc., deren Teil wir sind.

Dies gilt, nebenbei bemerkt, für eine Theorie gesellschaftlicher Zwänge selbst. Gesellschaftliche Zwänge werden erzeugt durch das Handeln der Individuen der betreffenden Gesellschaft nach bestimmten Motiven, Maximen, Wertvorstellungen etc.

Ich verwende beispielsweise das Wort "völkisch" nicht. Millionen anderer deutschsprachiger Menschen verwenden es auch nicht. So wird es vielleicht eines Tages nicht mehr Teil der Kompetenz eines normalen Sprechers des Deutschen sein. Das Wort "völkisch" wird dann aus unserer Sprache verschwunden sein. Mein Motiv, dieses Wort zu vermeiden, besteht nicht darin, es zum Verschwinden zu bringen. Ich will lediglich vermeiden, für einen Nazi gehalten zu werden. Ich vermute, daß dies auch das Motiv der anderen ist, die dieses Wort nicht verwenden. Das Wort wird "sterben", weil Millionen von Individuen, was seine Verwendung anbelangt, in relevanter Hinsicht ähnliche Motive haben. Selbstverständlich ist mein Motiv (wie das meiner Mitmenschen), das Wort "völkisch" nicht zu verwenden, eine Funktion der gesellschaftlichen und politischen Umstände der Gemeinschaft, in der ich sozialisiert bin, einschließlich der Geschichte dieser Gemeinschaft. Nur so wird ja die große Homogenität der Motive und Maximen plausibel.

Die Frage, ob das Individuum oder die Gesellschaft "das Primäre" ist, ist keine sinnvolle Frage. Wichtig ist nur die Frage, wie eine *Theorie eines sozialen Phänomens*, die Erklärungskraft beanspruchen darf, beschaffen sein muß. Ich halte die Antwort für richtig, die Coleman (1975, S. 86) gibt: "(The theory) must begin with persons, and move up from there, or if, in an application, it begins at a level above persons, it must be ultimately

analysable into relations among persons." Dies ist die Position, die man mit dem so mißverständlichen Ausdruck "methodologischer Individualismus" bezeichnet. (11)

Zweiter Einwand: Es ist zwar richtig, daß Teile der Sprache Phänomene der dritten Art sind, aber eine Sprache enthält auch viele Artefakte. Die Position, daß die Sprache als Ganzes gesehen ein Phänomen der dritten Art ist, ignoriert, daß es Sprachlenkung und bewußte Sprachpolitik gab und gibt.

Erwiderung: Die einfachste Antwort wäre: wenn eine Sprache Artefakte enthält, so sind dies die für die Erklärung uninteressanten Fälle. Wenn einer, der die Machtmittel dazu hat, befiehlt, statt "guten Tag" "Heil Hitler" zu sagen, und alle sagen fürderhin "Heil Hitler", dann ist alles, was dazu von linguistischem Interesse ist, ziemlich schnell gesagt. Aber gibt es solche Fälle in natürlichen Sprachen, und gibt es viele davon? Es gibt sie in terminologisierten und kodifizierten Fachsprachen, etwa im Bereich der EG-Richtlinien oder der Deutschen-Industrie-Norm-Terminologie, im kontrollierbaren Bereich der kodifizierten Orthographie, oder offizielle (Um-) Benennungen ('Reichs'-'/Bundes' in 'Bundespost', 'Bundesbahn', 'Bundeswehr').

Sprachlenkerische und sprachpolitische Bestrebungen werden weder geleugnet noch übersehen. Aber die Tatsache, daß es Individuen oder Institutionen gibt, die auf die Sprache lenkend Einfluß zu nehmen trachten, macht aus ihr kein Artefakt; selbst dann nicht, wenn einem Sprachlenkungsversuch Erfolg beschieden ist. (Die Existenz eines Wirtschaftsministeriums mit einer erfolgreichen Wirtschaftspolitik macht aus einer Marktwirtschaft kein Artefakt.)

Ein Artefakt ist ein Gegenstand (im weitesten Sinne des Wortes), der Ergebnis von Handlungen ist, die mit dem Ziel oder aus dem Grund vollzogen werden, eben diesen Gegenstand hervorzubringen. Sprachliche Handlungen werden aber von Millionen von Sprechern vollzogen, von denen der Sprachlenker nur einer ist. Artefakte kann es also nur in Bereichen geben, in denen Sprachlenker auch die Macht haben, ihren Gebrauch auch durchzusetzen.

Im allgemeinen verhält sich der Sprachlenker zur Menge der Sprachteilhaber nicht wie der Choreograph zur Ballettkompanie. Er kann den Vollzug des gewünschten Ergebnisses nicht anordnen, sondern muß den Weg über die Motivation der Sprachteilhaber gehen. Er kann - wie ein Wirtschaftspolitiker auch - versuchen, "Anreize" zu schaffen oder bestehende Trends zu nutzen. Manchmal wird er Glück haben, manchmal nicht. Aber wie auch immer das Ergebnis aussehen mag, es ist ein Phänomen der dritten Art. Wenn ein Campus-Architekt das Entstehen eines Systems von Trampelpfaden wollen würde, und dadurch begün-

stigen würde, daß er keine Wege anlegt und bestimmte Pfade "provozieren" würde, dadurch, daß er an bestimmten Stellen Buden aufstellt, in denen Freibier ausgeschenkt wird, so würde trotz alledem die dadurch entstehende Struktur ein Phänomen der dritten Art sein; im Gegensatz zur gleichen Struktur, die etwa von einer Kompanie Soldaten auf Befehl des Kompaniechefs zwischen markierten Punkten getrampelt würde.

Als in den Jahren nach 1874 der Generalpostmeister Stephan die Zeichen der Zeit erkannte und über 700 sogenannte Fremdwörter durch Verdeutschungen ersetzen ließ, initiierte er offenbar etwas ganz anderes als er wollte. Anstatt zur erstrebten Fremdwortersetzung und "Sprachreinigung" führte seine Maßnahme "zu einer neuen, sozialstilistisch geregelten Variantenbildung. (...) Gewollter Sprachwandel" schreibt Peter von Polenz, "kann zu ungewollten Ergebnissen führen, weil Sprache grundsätzlich allen Sprachbenutzern gehört." (12)

Dritter Einwand: Daß sprachlicher Wandel und sprachliche Konstanz durch eine Erklärung mittels der unsichtbaren Hand erklärt werden muß, ist eine unangemessene Verabsolutierung. Denn erstens bedarf eine Invisible-hand-Erklärung einer so großen sozialgeschichtlichen Detailkenntnis, daß man für viele, wenn nicht sogar die meisten Entwicklungen gar keine plausiblen Invisible-hand-Erklärungen wird finden können. Zweitens gibt es auch andere Erklärungen für Wandelphänomene, z.B. historische.

Erwiderung: Vielleicht ist es richtig, daß man für die meisten Prozesse aus dem Bereich des syntaktischen und lautlichen Wandels und für viele Prozesse aus dem Bereich des semantischen und lexikalischen Wandels keine plausiblen Invisible-hand-Erklärungen finden wird und finden kann. Daraus folgt nicht, daß man sich mit anderen Erklärungen zufrieden geben muß. Vielmehr folgt daraus, daß sie *unerklärt* bleiben müssen. Coseriu (1958/74, Kap. IV) hat bereits zu Recht festgestellt, daß, was vielfach als Ursache des Sprachwandels bezeichnet wird, in Wahrheit nur äußere Bedingungen desselben sind. Wir gehen in der Sprachwissenschaft mit dem Wort "Erklärung" recht großzügig um. Wir neigen dazu, eine Feststellung der Art

(i) "dieses "a" wurde zu einem "ä", weil in althochdeutscher Zeit in der Folgesilbe ein i stand"

für eine Erklärung dieses Umlauts zu halten. In Wahrheit wird nur eine Bedingung genannt, unter der sich *a* zu *ä* verändert hat. Es ist der Mißbrauch des Wortes "weil", der diesem Satz den Anschein erklärender Kraft verleiht. Eine *Erklärung* dieses Phänomens muß vielmehr darlegen, weshalb die individuellen Sprecher unter der genannten Bedingung zur Palatalisierung neigten. Wenn es gelingt, den Weg von der Handlungsweise der Individuen zum Phänomen des Umlauts plausibel zu rekonstruieren, dann handelt es

sich jedoch wieder um eine Invisible-hand-Erklärung. Ähnlich verhält es sich etwa mit dem Phänomen der Homonymenflucht. Eine Feststellung der Art

(ii) "englisch" in der Bedeutung von "engelhaft" (13) ist verschwunden, weil es mit der Nationalbezeichnung "englisch" homonym war

stellt ebenfalls keine Erklärung dar, sondern gibt eine Bedingung an, die die Sprecher dazu bewogen hat, eines der beiden Wörter zu vermeiden.

Das Wort "englisch(1)" ist nicht verschwunden, weil es homonym war zu "englisch(2)", sondern, weil es die Leute nicht mehr verwendet haben! Sie haben es nicht mehr verwendet, weil sie es nicht riskieren wollten, mißverstanden zu werden. Das Risiko des Mißverständnisses war gegeben, weil es mit "englisch(2)" homonym war. Strenggenommen müßte eine Erklärung auch noch eine Hypothese darüber enthalten, warum nicht "englisch(2)" verschwunden ist und etwa durch "anglich" ersetzt worden ist (vermutlich, weil "englisch(2)" das häufiger benutzte Wort des Homonymenpaares war). Für diese Erklärungsschritte ist (ii) allenfalls eine Abkürzung. Ich vermute, daß wir dazu neigen, eine solche Abkürzung bereits für die Erklärung zu halten, weil wir in unserer Umgangssprache dazu neigen, die weil-Relation für transitiv zu halten.

Wenn diese Abkürzung aber ausformuliert wird, stellt sie die Rekonstruktion des Weges von den Motiven der handelnden Individuen zur daraus resultierenden Veränderung im Macrobereich dar und ist somit wieder eine Invisible-hand-Erklärung.

Die meisten Phänomene der Sprachgeschichte werden vermutlich unerklärt bleiben müssen; d.h., wir werden uns damit abfinden müssen, daß man bereits glücklich sein muß, wenn man sie vernünftig beschreiben kann, ohne sie auch noch erklären zu können. Nur, wenn man überhaupt nach einer Erklärung sucht, so muß man nach einer Invisible-hand-Erklärung suchen.

Es ist wie bei der biologischen Evolutionstheorie auch: daß man nicht weiß, worin der Überlebenswert des Weinens besteht, ist kein Einwand gegen die Theorie selbst.

Anmerkungen

- 1 Otto Jespersen vertritt in seinem Beitrag "Die Frau" die originelle Variante, daß "die Männer zu den haupternewerern der Sprache (werden)." (Jespersen: 1922/25: 231).
- 2 Reis: 1978: 174.
- 3 Sozialdarwinisten nennt man, grob gesagt, Leute, die Rassismus, Kolonialismus und Imperialismus dadurch zu rechtfertigen versuchen, daß sie behaupten, es sei eben naturgesetzlich so, daß der Stärkere im Kampf ums Dasein obsiegt. Cf. Koch: 1973, Marten: 1983.
- 4 Andere Methoden, jemanden zu etwas zu bringen, sind entweder gewalttätig oder manipulativ. Zur Kommunikationstheorie von Grice siehe Meggle: 1981.
- 5 Meggle (1981: 25) nennt das Definiendum des Griceschen Grundmodells "Kommunikationsversuch".
- 6 Dies ist der Kern der These, der Sprecher einer Sprache verfüge über *implizites* Regelwissen.
- 7 Dornseiff: 1938: 122 f. Dieses Zitat enthält implizit einige Postulate einer realistischen Semantik, die ich, ohne sie hier kritisieren zu wollen, nicht teile.
- 8 Zur Inflation im kulturellen Bereich cf. Gombrich: 1979/83: 67 (Kap. II 'Wettbewerb und Inflation').
- 9 Cf. Coseriu: 1958/74: 70, 122. Es muß sich nicht um Imitation handeln, wie Coserius Terminus "Übernahme" bzw. "adaptación" nahelegt.
- 10 Diese These habe ich in Keller: 1982 ausführlicher dargelegt, so daß ich mich hier darauf beschränken kann, sie in ihren Grundzügen zu skizzieren.
- 11 Siehe auch Dray 1967 und Watkins 1957/1973.
- 12 von Polenz 1986, S. 9 f.
- 13 Das Beispiel verdanke ich Peter von Polenz.

Literatur

- Coleman, James S. (1979): "Social Structure and a Theory of Action". In: P.M. Blau (ed.): *Approaches to the Study of Social Structure*. London.
- Coseriu, E. (1958/74): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München.
- Coseriu, E. (1980): "Vom Primat der Geschichte" *Sprachwissenschaft* 5 (Heft 2) S. 125-145.
- Coseriu, E. (1983): "Linguistic Change Does not Exist", in: *Linguistica Nuova ed Antica. Rivista di Linguistica Classica Medioevale e Moderna*. Anno I, 1983 S. 51-63.
- Cropsey, J. (1979): "The Invisible Hand: Moral and Political Considerations". In: G.P. O'Driscoll (ed.): *Adam Smith and Modern Political Economy*, Ames, Iowa S. 165-176.
- Dornseiff, F. (1938): "Das Problem des Bedeutungswandels", in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 63, S. 119-138.

- Dray, W.H. (1967): Holism and Individualism in History and Social Science, in: The Encyclopedia of Philosophy. P. Edwards (ed.), Vol. 4. London/New York, S. 53-58.
- Fleischer, W. (1971): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, 2. Aufl. Leipzig.
- Gombrich, E. (1979/83): "Vom 'Jahrmakrt der Eitelkeiten'. Die Wandlungen von Mode, Geschmack und Stil im Lichte der Logik." Die Krise der Kulturgeschichte. Gedanken zum Wertproblem in den Geisteswissenschaften, Stuttgart, S. 65-101.
- Haakonssen, K. (1981): The Science of a Legislator. The Jurisprudence of David Hume and Adam Smith, Cambridge.
- Hayek, F.A.v. (1969): Freiburger Studien. Gesammelte Aufsätze, Tübingen.
- Humboldt, W. von (1836/1907): "Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, Gesammelte Schriften Bd. VII, Berlin.
- Jäger, L. (1975): Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures. Diss., Düsseldorf.
- Jespersen, O. (1922/25): Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, Heidelberg.
- Kant, I. (1788/1923): "Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie". Gesammelte Schriften VIII, S. 157-184.
- Kant, I. (1790/1913): "Kritik der Urteilskraft", Gesammelte Schriften V, S. 165-485.
- Keller, Rudi (1982): "Zur Theorie des sprachlichen Wandels", in: ZGL 10.1, S. 1-27.
- Koch, H.W. (1973): Der Sozialdarwinismus. Seine Genese und sein Einfluß auf das imperialistische Denken, München.
- Lüdtke, H. (1980): "Sprachwandel als universales Phänomen" ders. (Hg.): Kommunikations-theoretische Grundlagen des Sprachwandels, Berlin/New York, S. 1-19.
- Marten, H.G. (1983): Sozialbiologismus. Biologische Grundpositionen der politischen Ideengeschichte, Frankfurt a.M./New York.
- Meggle, G. (1981): Grundbegriffe der Kommunikation, Berlin/New York.
- Merton, R.K. (1936/72): "Die unvorhergesehenen Folgen zielgerichteter sozialer Handlungen", in: H.P. Dreitzel (Hg.): Sozialer Wandel, Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie, Neuwied/Berlin, S. 169-183.
- Nozick, R. (1976): Anarchie, Staat, Utopia, München.
- Paul, H. (1910): "Über Völkerpsychologie. Rektoratsrede", in: Süddeutsche Monatshefte 2, S. 363-373.
- Paul, H. (1880/1920): Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a.d.S.
- Polenz, P. von (1986): Grundsätzliches zum Sprachwandel, in: Der Deutschunterricht 38, Heft 4, S. 6-24.
- Reis, M. (1978): "Hermann Paul", in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 100 (Tübingen), S. 159-204.
- Schmidt, K.H. (1959): "Coseriu, Eugenio: Sincronía, Diacronía e História. El problema del cambio lingüístico. Montevideo 1958, 8, 164 S. (Universidad de la Republica; Facultad de Humanidades y Ciencias; Investigaciones y Estudios.)", in: Kratyllos IV, S. 133-135.
- Ullmann-Margalit, E. (1979): "Invisible-Hand-Explanations", in: Synthese 39, No. 2, S. 263-291.
- Whitney, W.D. (1878/1971): "The Principle of Economy as a Phonetic Force", Transactions of the American Philological Association for 1877, S. 123-134.
Wieder in: M. Silverstein (ed.): Whitney on Language. Selected Writings of William Dwight Whitney, Cambridge, Mass./London.

Sprachhandlungsauffassungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert

1. Zur Fragestellung

Der Titel des Beitrages mag Mißverständnisse begünstigen. Er soll jedoch nicht den Eindruck erwecken, es hätte in dem angegebenen Zeitraum weit ausgearbeitete Sprachhandlungstheorien gegeben, die sich in der Ausgedehntheit der herangezogenen Faktenmengen und im Grad der begrifflichen Differenzierung und Explikation mit heutigen Ansätzen vergleichen ließen. Sie hätten dann ja der Wissenschaftsgeschichtsschreibung bis jetzt fast gänzlich entgangen sein müssen. So etwas wäre zwar denkbar. Eine einseitige interessenabhängige Aspektauswahl hätte dazu geführt haben können, daß die Theorien über die Verflechtung sprachlicher Erscheinungen mit dem Bereich des Handelns nicht ausreichend dokumentiert worden wären. Solch ein an Blindheit grenzendes Maß an Befangenheit wollen wir nicht unterstellen.

Wohl aber meinen wir unterstreichen zu sollen, daß in jener Lücke des wissenschaftshistorischen 'Schweigens' "über die Zeit von 1770 bis 1820" (Schlieben-Lange 1981: 93; 1984: 22 f.) eine Vielzahl von Gesichtspunkten in der Diskussion war, die uns heute wie Antizipationen aktueller Fragestellungen zu erscheinen vermögen. Über lange Zeit fanden sie keine Berücksichtigung mehr in den vorherrschenden Richtungen der Forschung und nur wenig wissenschaftsgeschichtliches Interesse. Denn dieses war gewöhnlich wirklich an den leitenden Ideen seiner jeweiligen Zeit und an den Wertmaßstäben der jeweils aktuellen oder kurz vorausliegenden Forschungsrichtungen und Lehrmeinungen orientiert. Unter den dem 'Schweigen' anheimgefallenen Gesichtspunkten waren auch solche, die davon ausgingen, daß sprachliche Erscheinungen als Vorgänge, Verfahren, Handlungen und jeweils deren Resultate Bestandteile der menschlichen Tätigkeit seien. Diese Einordnung griff über die traditionelle, bis auf die Antike bzw. die Frühaufklärung zurückreichende Auffassung der Sprache als 'Werkzeugs' oder als 'methodischen' Schemas oder Kalküls hinaus. Durch die Betonung sowohl des Prozessualen als auch des Intentionalen strebten sie danach, Sprachliches im Rahmen von Handlungen und sogar als Handlung zu begreifen.

Wir wollen die Ansätze, wie gesagt, nicht überschätzen. Man muß bedenken, daß es öfter erst gegenwärtige Problemstellungen ermöglichen zu erkennen, daß im Lauf der Wissenschaftsgeschichte objektiv sehr bedeutsame Ansätze für lange Zeit unausgeführt liegen blieben. Die Ursachen dafür werden von zwei Seiten aus zugänglich. Zum einen erreichten diese Ansätze aufgrund von Defiziten im inner- und interdisziplinären Begriffsapparat der Zeit die vorläufigen Grenzen der Applikations- und Exploitationsfähigkeit. Zum

anderen wurden sie von sich durchsetzenden neuen Richtungen, die den zur Vorherrschaft gelangenden Interessen und ideologischen Orientierungen direkter entsprachen, abgewertet und verdrängt. (Vgl. Hartung 1987). Die Motivation, sie auszubauen, ging verloren. Erst aus dem wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick erscheinen sie wie Marksteine, an denen die Entwicklung des Fachs einen eigentlich fruchtbaren Weg verlassen hätte. Bei der Beurteilung der Gründe dafür werden sich die Ansichten der Betrachter vermutlich scheiden. Bedauerlicher- und eigentlich unbegreiflicherweise, mögen die einen, notwendigerweise, die anderen argumentieren. Wir wollen auf die Frage der Determinanten für solche Vorgänge und speziell für den hier diskutierten noch zurückkommen.

2. Quellen heutiger Sprachhandlungstheorien

Als allgemeine Anregungen und Quellen werden von Vertretern moderner Sprachhandlungstheorien oft drei 'Richtungen' angegeben:

- 1) die aus der Ordinary Language Philosophy hervorgegangenen Ansätze der Speech-Act-Theory,
- 2) Gedankengänge über das Wesen der Redetätigkeit im Rahmen der oft so genannten 'kulturhistorischen Schule' in der sowjetischen Psychologie und
- 3) Erinnerungen an das Tätigkeitsprinzip der klassischen deutschen Philosophie zwischen I. Kant und G.W.F. Hegel, das zum einen Teil in einigen Richtungen der traditionellen Philologie weitergelebt hatte, zum anderen aber, durch Marx und Engels reflektiert und materialistisch neu begründet, auch in der erwähnten Psychologie der Redetätigkeit seine Spuren hinterlassen hatte. Diese Erinnerungen erfolgen, wie auch die Reminiszenzen an K. Bühler und L. Wittgenstein, wohl vor allem aus der theoretischen und methodologischen Rückbesinnung heraus, mit der eine Forschungsrichtung sich ihres Platzes im Gang der Wissenschaftsgeschichte und bei der Hervorhebung spezifischer Gegenstandsaspekte zu vergewissern versucht.

3. Ein auffälliger wissenschaftsgeschichtlicher Beleg: Fichte 1795

Wenn das Tätigkeitsprinzip der klassischen deutschen Philosophie in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen soll, dann muß es auf den ersten Blick erstaunen, daß sein wohl exponiertester Vertreter, J.G. Fichte, in seiner Schrift "Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache" von 1795 eine eventuelle Identität von Sprechen und Handeln ausdrücklich ablehnt und einen signifikanten Unterschied hervorhebt: "Sprache ... ist der Ausdruck unserer Gedanken durch willkürliche Zeichen. - Durch Zeichen sage ich, also nicht durch Handlungen." (Fichte [1795] 1966: 97) Wiederholt nennt er "die Bezeichnung des Gedankens" den einzigen Zweck der Sprache. Eine Handlung i.e.S. grenzt er davon

entschieden ab:

"Bei einer Handlung hingegen ist der Ausdruck des Gedankens nur zufällig, ist durchaus nicht Zweck. Ich handle nicht, um anderen meine Gedanken zu eröffnen; ich esse z.B. nicht, um anderen anzudeuten, daß ich Hunger fühle. Jede Handlung ist selbst Zweck: ich handle, weil ich handeln will." (Ebd.: 98)

Der Zusammenhang von Sprache und Handeln ergibt sich für Fichte erst auf der Grundlage und nach der Klarstellung einer spezifischen Leistung der Sprache: "Bei der Sprache aber ist lediglich die Bezeichnung Absicht ... zum Behufe einer gegenseitigen Wechselwirkung unserer Gedanken, ohne welche ... eine angemessene Wechselwirkung der Handlungen nicht bestehen kann." (Ebd.: 103) Fichte leugnet also den Zusammenhang von Sprache und Handeln keineswegs. Aber er besteht, modern gesprochen, auf der Unerläßlichkeit der repräsentativen und informativen Funktion der Sprache für die durch Illokution und Perlokution getragene interindividuelle Interaktion. Die scharfe Unterscheidung von Sprache und Handeln dient einer dialektischen Fassung des Problems. Der Autor der "Wissenschaftslehre", für den die Aktivität des Subjekts die gesamte innere und äußere Wirklichkeit konstituiert und der aus dieser Blickrichtung die Grenze zwischen Erkenntnistheorie und Ontologie auflöst, geht von den epistemologischen Voraussetzungen der Sprache nicht ab. Die in ihr vergegenständlichte funktionale Einheit von begrifflicher Verallgemeinerung und intentionaler lautlicher Äußerung innerer Zustände, von Kognition und Kommunikation, führt Erkenntnis und Vernunft in den Raum des gesellschaftlichen Handelns ein. In seinen "Reden an die deutsche Nation" von 1808 gebraucht Fichte einige Formulierungen, in denen der Zusammenhang von Sprache und Handeln direkter erscheint. Dort heißt es, daß die Sprache – sie ist hier übrigens im Lichte einiger veralteter bzw. sehr eigenwilliger und z.T. tagesabhängiger glottogonischer und sprachhistorischer Anschauungen gesehen –

"auch die Kraft (hat), unmittelbar einzugreifen in das Leben, und dasselbe anzuregen. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht, denn auch sie sind Dinge, keineswegs willkürliches Machwerk ... Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Teilen sind Leben, und schaffen Leben." (Fichte [1808] 1944: 65/66)

Die Metapher des 'Lebens', eines der sich schnell ausbreitenden Leitbegriffe der Zeit, überdeckt im Zusammenhang der politischen und ethischen Agitation die früher getroffenen Unterscheidungen. Der Kontext zeigt aber auch hier, daß dem Autor die repräsentative und informative Funktion der Sprache Konstanten seiner Auffassung geblieben sind. Sie sind auch in dem Hinweis auf das 'Verstehen' involviert.

Fichte steht damit fest in einer bis auf die Antike zurückreichenden und von der Aufklärung weiter ausgearbeiteten Tradition, nach der sich die Sprache im engsten Zusammenhang mit dem Denkvermögen des Menschen und seinen historischen Leistungen und Ausprägungen befindet. Wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswert ist, daß auch er schon

1795, obwohl er die 'Willkürlichkeit' der sprachlichen Zeichen betont, an der sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland ausbreitenden Wendung gegen den expliziten oder impliziten Konventionalismus der aufklärerischen Sprachtheorien teilhat: "Aber auf eine solche Übereinkunft dürfen wir wenig rechnen, ... und wir müssen daher selbst den Gebrauch der willkürlichen Zeichen aus den wesentlichen Anlagen der menschlichen Natur ableiten." (Fichte [1795] 1966: 97) Ihm geht es darum darzutun, "daß und wie die Sprache erfunden werden mußte" (ebd.).

4. Zum Kontext des Beleges

In Fichtes Abhandlung von 1795 könnte man bei der entschiedenen Klarstellung der Begriffe an eine gewisse Polemik glauben. Bevor wir dieser Frage nachgehen, soll darauf hingewiesen werden, daß die Abhandlung in ihrer Zeit wenig Entgegenkommen fand. Sie ist ja auch bis nahe an die Gegenwart heran nicht viel beachtet worden. K.H.L. Pölit, der Verfasser einer "Allgemeinen teutschen Sprachkunde", äußert sich 1804 etwas abschätzig über sie: "Minder reichhaltig, als der Name des berühmten Verfassers es erwarten lassen sollte, ist die weitschweifige Abhandlung von J.G. Fichte ..." (Pölit 1804: 86). Nachdem er dessen Standpunkt zur Bezeichnung der Gedanken durch willkürliche Zeichen referiert hat, sieht er das Anliegen der Arbeit darin, sie suche "in dem in der Natur des Menschen gegründeten Triebe, Vernunftmäßigkeit außer sich zu finden, den besonderen Trieb, eine Sprache zu realisieren" (ebd.). Die Notwendigkeit dazu trete ein, "wenn vernünftige Wesen mit einander in Wechselwirkung treten" (ebd.). Das Wesentliche sieht er in der Betonung der Vernunftbestimmtheit und in der Wendung gegen den Konventionalismus. Fichtes Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Sprache und Handeln erwähnt Pölit überhaupt nicht. Er mag in ihr nichts Neues oder nichts die laufende Diskussion Förderliches erkannt haben. Im übrigen sind seine Sympathien deutlich erkennbar; sie gehören der "kritischen Philosophie". Unter deren Vertretern auf dem Gebiet der allgemeinen Grammatik oder der Philosophie der Sprache erscheint ihm G.M. Roth als der bemerkenswerteste. Dessen Art, den Kantischen Standpunkt im Hinblick auf die Aktivität des erkennenden Subjekts und deren Manifestation in der Sprache zu rezipieren, hält er sichtlich für angemessener und – wie er dokumentiert – wissenschaftsgeschichtlich folgenreicher.

Fichtes begriffliche Klarstellungen waren aber nicht ohne Anlaß. E. Fiesel bezeugt einen kennzeichnenden Zug in den Sprachauffassungen der frühen Romantiker: "Die Sprache ist eine innere Handlung des wollenden und strebenden Geistes; sie ist ... nicht ein Mittel, den Gedanken zu bezeichnen, sondern Denken und Sprechen fällt unter den Begriff dieser Handlung zusammen." (Fiesel 1927: 12) Fichte scheint sich 1795 in der Auseinandersetzung mit dieser Grundanschauung zu befinden. Dabei hat er offensichtlich nicht nur 'innere', sondern gerade auch 'äußere', physisch manifeste Handlungen im Auge. Wenn er einer-

seits den Primat der Vernunftfähigkeit und des erkennenden Geistes betont, so versucht er andererseits, mit dem 'Bezeichnen' eine besondere Funktion der Sprache für und in der offenbar überindividuell gefaßten geistigen Tätigkeit definitorisch festzuhalten. Insofern leistet er späteren identitätsphilosophischen Fassungen des Problems, die die Besonderheit der Sprache hinter dem generellen Gesichtspunkt des 'Hervorbrechens', der notwendigen Äußerung des Geistes aus dem Bereich des Naturhaften weiter zurücktreten lassen, Widerstand. Aber ohne Zweifel bezog sich Fichte auch auf einen ideengeschichtlichen Vorlauf. Dabei ist nicht nur an den Leipziger Physiologen und Philosophen E. Platner zu denken, an dessen Arbeiten sich Fichte in den Vorlesungen, die seiner Abhandlung vorausgingen, angelehnt haben soll, sondern vielmehr an eine generelle Tendenz. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Subjekt-Objekt-Dialektik und die vernunftgeleitete Tätigkeit zu weithin bewegenden Themen. Sie drangen notwendig auch in die Sprachauffassungen ein und kondensierten sozusagen in dem Begriff 'Handlung'.

5. Was bedeutet "Handlung" um 1800?

Unterschiedliche Bestimmungen des Begriffs 'Handlung' und Kontroversen um seinen Zusammenhang mit dem Wesen der Sprache kann man in diesem Zusammenhang nicht auf fehlende Klarheit zurückführen. J.C. Adelung dokumentiert in seinem "Versuch eines grammatisch-kritischen Wörterbuchs ..." nicht nur die ansteigende Bedeutsamkeit des Begriffs, "ein sehr allgemeiner Ausdruck, der in den neueren Zeiten vorzüglich üblich geworden" (Adelung 1774/86: 2, 952), sondern auch das angestrebte definitorische Bemühen seiner Zeit. Seine Angabe, "eine jede aus einer Vorstellung herrührende eigene Veränderung, die Anwendung seiner Kraft" (ebd.), läßt ihn zur Unterscheidung äußerer, innerer und "freye(r) Handlungen, welche aus freyer Wahl geschehen" (ebd.), kommen. Sein bald darauf folgendes Resümee hebt das hier genannte Merkmal der Intentionalität noch deutlicher hervor. Für ihn schließt "handeln sowohl Thätigkeit als Vorsatz mit ein ..." (ebd.). Bei der Angabe eines engeren Sinnes sind diese Merkmale auch mit einer physisch-gegenständlichen Charakteristik verbunden: "eine durch Vorstellung bewirkte eigene Veränderung, eine Bewegung des Leibes, welche von dem Willen herrührt." (ebd.: 2,951). Das "Deutsche Wörterbuch" macht die begriffliche Arbeit der Zeitgenossen in einigen Fällen namentlich faßbar. Von G.E. Lessing wird zitiert: "dem sprachgebrauche nach, heiszt gemeinlich das eine handlung, was einem gewissen vorsatze zu folge unternommen wird" (DWB IV, 2,404) sowie "eine reihe von bewegungen, die auf einen endzweck abzielen, heiszet eine handlung" (ebd.). Mit einem weiteren Beleg von Lessing wird auch der Charakter der Handlung als Ganzheit von Teiloperationen beschrieben (vgl. ebd.: 405). Ein idealer Beleg für die Vorstellung einer 'inneren Handlung' stammt von I.Kant: "das urtheil ist die handlung, wodurch der begriff wirklich wird" (ebd.: 404).

Das Wort *Handlung* ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwar semantisch variant. Man kann sogar von Polysemie sprechen, wenn man die Bedeutungen mit berücksichtigt, die wir heute z.B. unter 'Verhandlung', 'Unterhandlung', 'Abhandlung' und 'Handelsunternehmen' zusammenfassen würden. In dem Bereich, der in unserem Zusammenhang zu diskutieren ist, kann man jedoch keinesfalls von Unklarheit sprechen. Die Autoren repräsentieren in ihren Texten die Merkmale 'Bewußtseinsbestimmtheit', 'Intentionalität', 'gegliederte Ganzheit' und 'Äußerlichkeit' vs. 'Innerlichkeit'. Wir werden sehen, daß mit der Verbindung des Begriffs 'Handlung' mit dem der 'Gewohnheit' auch das Merkmal der 'Konventionalität' im heutigen Sinne angesprochen wird.

6. Handlung, Sprachursprung und Sprachentwicklung

Schon ein halbes Dutzend Jahre vor J.G. Herders berühmter Antwort auf die Preisfrage der Berliner Akademie von 1769 nach dem Entstehen der Sprache aus den eigenen Möglichkeiten des Menschen heraus betont J.H. Lambert in seinem "Neuen Organon" 1764 die Bedeutung von Handlungen für die phylo- und ontogenetische Herausbildung der Sprache. Er sagt über "die Handlungen oder Bewegungen des Leibes", daß sie "in Ermangelung der Sprache die einigen Zeichen der Begriffe seyn würden, wie sie es denn bey Tauben und Stummen wirklich sind" (Lambert 1764: 2,70). Daraus folgert er, "daß sie der Sprache natürlicher Weise noch vorgehen, oder daß, ehe die Rede zur Bezeichnung der Begriffe gebraucht worden, die Bewegungen des Leibes dazu dienten" (ebd.). Der genetische Vorrang der Handlungen vor der Sprache äußert sich in seiner Sicht auch in ihr selbst: "Die ersten Wörter sind einsylbig und bezeichnen Handlungen und Bewegungen, und zwar solche, die geschehen sind." (Ebd.) Natürlich steht hier im Hintergrund die auch von E.B. de Condillac vertretene Auffassung von der phylogenetischen Priorität der Gebärden- und Gestensprache. Die zuerst genannten beiden Zitate könnten auch noch ganz in diesem Sinne verstanden werden. Daß aber die ersten Wörter nur 'vergangene Gebärden' bezeichnet haben sollten, lag wahrscheinlich nicht im Sinne Lamberts. Die Verbindung der Sprache mit dem Handeln ist für Lambert sonst kein zentrales Thema; wohl aber tritt sie als Gesichtspunkt auch in impliziter Form auf. Das Quasi-Kommunikationspostulat, "daß man auch in zweifelhaften und vieldeutigen Fällen ... denjenigen Sinn der Rede gelten läßt, der in Absicht auf das Wahre und Gute für ... (den Urheber) der vorteilhafteste ist" (ebd.: 179), mag eine hermeneutische Trivialität sein, erhält aber einen tieferen Sinn vor allem dann, wenn man das Hervorbringen von Redeäußerungen im Dialog als intentionsbestimmte Tätigkeit betrachtet. Eine implizite Tätigkeitsauffassung gibt auch der Vorahnung einer 'Gebrauchsdefinition' für begriffliche Bedeutungen erst den Erklärungshintergrund, nach der "der Begriff, den man mit dem Worte verbindet, aus den Redensarten (entsteht), in wel-

chen das Wort gebraucht wird, und man richtet die Definition so ein, daß sie den Redensarten und Sätzen nicht zuwiderlaufe." (Ebd.: 214)

Herders poetisch-rhetorische Herausstellung der "tönende[n] Verba" als Repräsentanten "tönende[r] Handlungen" (vgl. Herder [1770] 1959: 42 u.ö.), die am Anfang der Sprachentstehung stehen sollten, "Der Gedanke an die Sprache selbst schwebte noch zwischen dem Handelnden, und der Handlung" (ebd.: 42 f.), hatte in den systematisch aufgebauten semiotischen Darlegungen Lamberts bereits eine Entsprechung. Bei Herder aber ist nicht mehr nur mit 'Gebärden' oder 'Bewegungen' zu rechnen. Die Intentionalität von Lautnachahmungen folgt aus der 'Besonnenheit' des Verhaltens und dem poetischen Ausdrucksstreben (vgl. ebd.: 45 f.).

Kann man schon Herder nicht zur Romantik rechnen, obwohl er ohne Zweifel zu ihren bedeutendsten Anregern gehört, so ist das für Lambert völlig ausgeschlossen. 'Handlung' ist bei beiden Autoren noch keine identitäts-philosophisch beeinflusste Kategorie, die primär auf den Merkmalen 'innerer' Vorgänge aufgebaut ist.

Auch bei J.S. Vater wird die Entstehung der Sprache im Zusammenhang mit dem Begriff des 'Handelns' bzw. mit den verschiedenen Formen des Handelns in der Wirklichkeit diskutiert. Dabei wird auch das ostentative Zeigen durch Gebärden als 'Handlung' bezeichnet: "Jenes Hinweisen auf den Gegenstand ist die Handlung des Bezeichnens selbst ..." (Vater [1801] 1970: 64). Davon hebt er die besonderen Funktionen der Sprache sorgfältig ab. Eine Formulierung wie "... es giebt keine geschichtlichen Data, die uns ein Recht geben, von Handlungen zu Handlungen überzugehen, die nicht in sich selbst das Merkmal eines wahrscheinlichen Zusammenhangs haben" (ebd.: 62/63), könnte noch an die Einordnung der Sprache in eine ziemlich einfach vorgestellte Hierarchie von Handlungstypen im Sinne von Bewegungsformen oder Klassen von Gebärden denken lassen. Doch ist gerade Vater als Vertreter einer wesentlich differenzierteren und komplizierteren Behandlung des Problems bemerkenswert. Auch bei ihm sind nicht nur die expliziten, sondern auch die impliziten Aussagen zu berücksichtigen. Die Notwendigkeit der Erfolgsbestätigung für die Konstituierung und die Festigung von Ausdrucksformen für Empfindungen und Begriffe impliziert, daß deren Schaffung und Verwendung als Tätigkeitsabschnitte oder -phasen, als Handlungen gesehen werden können. "So wie die Besonnenheit stieg: so konnte auch das Bewußtseyn rege werden, daß man bei dieser Art der willkürlichen Nachahmung zugleich das Mittel gebrauchen, d.i. den Laut hervorbringen, und auch das Hervorgebrachte selbst auffassen, hören, und den Erfolg beurtheilen konnte." (Ebd.: 69) Jedoch kommen bei ihm auch sehr viele explizite Bezeichnungen von sprachlichen Operationen als Handlungen vor.

Bevor wir darauf im besonderen eingehen, sei noch einmal betont, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts vor und außerhalb des Kreises der frühen Romantiker eine Tätigkeits- und Handlungsauffassung von sprachlichen Erscheinungen in allgemeiner Form zur Diskussion stand. Darauf konnten und mußten die Brüder Schlegel, die als die bedeutendsten Wortführer der Romantik galten, zurückgreifen. Auf F. Schlegel kommen wir in einem speziellen Zusammenhang noch zurück. A.W. Schlegels Stellung zum Begriff sprachlichen Handelns haben wir an anderer Stelle etwas ausführlicher diskutiert (vgl. Neumann 1986: 64 f.; 1987 a). Dieser Begriff ist ihm keineswegs fremd; Schlegel kennt auch die Differenzierung von äußerer und innerer Handlung. Bei glottogonischen Überlegungen scheint bei ihm allerdings auch dort, wo er deutlich in Anlehnung an Herder (und Lambert) argumentiert, der Aspekt des Handelns durch den einer allgemeinen, objektiven 'Bewegung' bzw. der 'Veränderung' ersetzt zu werden (vgl. A.W. Schlegel [1801] 1963: 238 ff., bes. 242 f.). Die menschliche 'Selbsttätigkeit' wird gelegentlich in die gedankliche Nähe eines Teilablaufs in überindividuellen Prozessen gebracht. Insofern ist das folgende wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame, gleichsam methodologische Kredo in einem weitgespannten gedanklichen Kontext verankert:

"Nur der grammatische Bau der Sprache selbst kann entscheiden, ob etwas darin erlaubt ist, gefallen und sich erhalten kann oder nicht. Eine lebende Sprache durch Konventionen unwiderruflich fixieren zu wollen, ist ein ebenso unstatthafte Unternehmen, als wenn gefordert würde, eine lebendige Organisation solle die Bestandteile ihrer Glieder und die Gestalt derselben nicht mehr verändern, da doch in beiden schon nach dem Begriffe des Lebens kein Stillstand möglich ist. Eine Sprache ist ja keine Sache, sondern eine gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse, worin zwar gewisse Maximen herrschend geworden sind, die aber noch unauflöslich mit den Geschlechtern selbst wechseln und womöglich zu höherer Ausbildung und Vollendung fortschreiten muß." (Ebd.: 257)

Die alte Grammatikerweisheit "usus est tyrannus" wird in diesem Zusammenhang in die Vorstellung des "grammatischen Baus", wohlgemerkt "der Sprache selbst", gekleidet; seine in letzter Instanz bestehende Abhängigkeit von der "gemeinschaftlichen Handlungsweise" wird durch das herangezogene Bild des "Lebens" zur Beiläufigkeit herabgestuft, weil sie nur noch die fortwährende Wandelbarkeit begründet und "womöglich" einem übergeordneten teleologischen Prinzip unterworfen ist. Die Reminiszenz an das Handeln und seine Maximen erfolgt bei A.W. Schlegel im Rahmen einer Vorbereitung neuer theoretischer und methodologischer Grundsätze. Ihre ersten bedeutenden Repräsentanten in der Materialerforschung werden F. Bopp und J. Grimm sein. Das Handeln wird zur abstrakten Aktivität des 'Geistes'.

Als bedeutendster Vertreter des allgemeinen Tätigkeitsprinzips in der Sprachphilosophie gilt W. v. Humboldt. Angesichts der Monumentalität seines Gedankengebäudes gehen wir hier nicht im einzelnen auf ihn ein. Wir heben nur hervor, daß er mit dieser allgemeinen

Orientierung in seiner Zeit keineswegs allein stand, genauso wenig mit der Idee der 'sprachlichen Weltansicht' (vgl. Neumann 1987 b). In einer bestimmten Hinsicht kann sein sprachwissenschaftliches Werk völlig widersprüchlich erscheinen. Wann immer Humboldt seit seinen römischen Jahren z.B. eine ältere Darstellung oder gesammelte Materialien der einzelnen mittel- und südamerikanischen Eingeborenen Sprachen bekommt, versucht er auf dieser Grundlage eine (oft vergleichende) Grammatik zu skizzieren oder gar auszuarbeiten. Er ist insofern ein außerordentlich produktiver Grammatikautor, wenn gleich diese Skizzen und Fragmente ungedruckt bleiben. Er ist also eigentlich ein Mann der Analyse und Deskription der Struktur von Distinktions- und Ausdruckssystemen. Umso bemerkenswerter ist sein oft gegebenes Bekenntnis zur Tätigkeitsauffassung der Sprache und die häufig wiederholte Hervorhebung des Prozessualen in ihr, ihrer notwendigen konstituierenden Funktion in der gedanklichen Tätigkeit. Diese Auffassung muß man auf seine grammatischen Beschreibungen zurückprojizieren. Unter ihrem Gesichtswinkel werden die beschriebenen Systeme zu Mechanismen, zu Serien von Handlungsvorschriften oder Blöcken von Sollwerten für die Organisation und Artikulation, die begriffliche Konstituierung und formale Repräsentation prozedural gedachter gedanklicher Eingaben bei der Textproduktion. Als durch ihre Funktion fundierte Ganzheiten können sie Organismen genannt werden, insofern sich die Aufmerksamkeit auf das Verhältnis von relativer Selbständigkeit und Zusammenwirken von Teilfunktionen richtet. Diese Sehweise schärft den Blick für die Relevanz bestimmter sprachlicher Erscheinungen, z.B. im Bereich der Phonologie und der Morphologie. So vermag Humboldt, z.T. gestützt auf Vorgänger und Zeitgenossen, Feststellungen zu treffen, die wie Antizipationen neuzeitlicher Erkenntnisse erscheinen. Seine Grammatikskizzen und -fragmente dienen erklärtermaßen nicht dem Ziel, die beschriebenen Sprachen lehrbar zu machen und verstehen zu helfen. Ihr Sinn liegt darin, die jeweilige Sprache in ihren grundlegenden Verfahren im Hinblick auf die besondere Weise zu charakterisieren, wie sich der menschliche Geist in ihr äußert. Damit folgt Humboldt einerseits eigentlich einem Trend schon des 18. Jahrhunderts, die individuelle Spezifik von Sprachen zu erforschen. Er geht hier auf den Spuren Adelungs und Vaters, deren Mitarbeiter er war. Aber er erneuert, besonders in seinen größeren Arbeiten, der "Mexicanischen Grammatik" und der "Quichua-Grammatik", die Gesichtspunkte der Analyse und der Bewertung. Er betont, wie gesagt, nicht den Aspekt der im System vorrätigen Mittel, sondern den der Verfahren, die im stetig laufenden und sich im geschichtlichen Dialog erneuernden Prozeß zusammenwirken. Er ist offensichtlich bemüht, die Implikationen einzulösen, die Ch.J. Kraus - ebenfalls schon 1787 - in seiner berühmten Rezension des Wörterbuchs von P.S. Pallas gegeben hatte.

"Die Sprachen erstens an sich, als Methoden, Vorstellungen der Seele durch Laute des Mundes faßlich auszudrücken, betrachtet, sind gleichsam ebensoviel Gemälde von den

Gedankensystemen der Sprechenden, in welchen Gemälden sich der Gehalt und Vorrat ihrer Begriffe sowohl als der Gang ihres Geistes bei Auffassung und Verzeichnung derselben wahrnehmen läßt ..." (Kraus [1787] 1969: 136).

'Methode' und 'Gemälde' sind einerseits Anspielungen auf Condillac und Herder; andererseits deuten sie auf die Tätigkeitsauffassung und die 'Weltansicht'problematik bei Humboldt voraus.

7. 'Handlung' in den semiotischen Funktionen

A.W. Schlegels methodologisches Fazit und Humboldts spezifische Fassung des Tätigkeitsprinzips, beide Zeugnisse eines Übergangs zum objektiven Idealismus, bezeichnen zwei verschiedene Formen der Aufhebung älterer Zugriffe auf den Handlungsaspekt der Sprache. Diese hatten bei der Beschreibung der semiotischen Basisbeziehungen der Sprache eine beträchtliche Bedeutung gewonnen. H.E. Brekle urteilt über Vater, daß er vorschläge, "aus einer Definition der Sprache nach funktionellen und kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten 'allgemeine Ansichten' über und substantielle Kategorien der Sprache abzuleiten" (Brekle in: Vater [1801] 1970: 17⁺). Dabei würden "Komponenten eines allgemeinen semiotischen, zeichentheoretischen Rahmens deutlich" (ebd.: 18⁺), in dem "die p r a g m a t i s c h e Komponente" durch vier zusammenhängende Begriffe deutlich bestimmt sei. Der von uns schon im Zusammenhang mit Fichte herangezogene Pölitz ordnet Vater jedoch in eine schon laufende inhaltliche Entwicklung ein, in der er G.M. Roth eine besondere Rolle zumißt (vgl. Pölitz 1804: 84). Diese Einschätzung macht sich Roth in einem Rückblick offenbar gern zu eigen, als er in einer späteren Arbeit festhält: "so ging jeder der von dieser Zeit an eine allgemeine Sprachlehre aufstellte und dazu berufen war (wie Bernhardi, Vater, Pölitz, Reinbek u.a.). von dem Begriff der Darstellung aus." (Roth 1815: V f.)

Die 'Darstellung' ist der grundlegende Begriff, für dessen sprachtheoretische Produktivität Roth ein Verdienst in Anspruch nimmt. Wir halten diesen Begriff tatsächlich für bedeutsam, weil er in die Beschreibungen der auch dem 18. Jahrhundert völlig geläufigen semiotischen Relation zwischen dem 'Bezeichneten' und dem 'Bezeichnenden' einen Hinweis auf die Intentionalität und Finalität dieser Relation in Gestalt eines Arguments oder Operators ausdrücklich aufnimmt. Sie wird dadurch als eine 'pragmatische' Relation charakterisiert oder wenigstens angesprochen. Die Herkunft des Begriffs liegt im erkenntnistheoretischen Bereich. G.W. Leibniz sagt über die Monaden, daß sie das Universum darstellen, indem sie es vorstellen (< repräsentent >) (vgl. Eisler 1910/13: 1, 204; 2, 816). A.F. Bernhardi gibt nachträglich eine schlicht gedachte und plausible Motivation für die Heraushebung des Begriffs 'Darstellung' bei der Erörterung sprachvermittelter gedanklicher Vorgänge. Er geht von der Mehrdeutigkeit des lateinischen Wortes *repraesentatio*,

die übrigens auch bei dem französischen *représentation* vorliegt, aus:

"das Wort *repraesentatio* ... deutet offenbar auf die enge Verwandtschaft zwischen vorstellen und darstellen hin; und ist durch die Ableitung von *praesentia*, welche auf Anschauen hindeutet, und die Sylbe *re*, welche eine Wiederholung anzeigt, sehr charakteristisch gebaut. Weit schärfer aber sondert die teutsche Sprache ... durch die Sylben *vor* und *dar*, welche ursprünglich, Verhältnisse im Raume anzeigen, mit dem Unterschiede: daß jenes eine Thätigkeit von außen nach innen anzeigt, dieses eine von innen nach außen." (Bernhardi 1801/03: 1,15)

Die Interpretation "Thätigkeit ... von innen nach außen" soll im folgenden das Kriterium bilden, nach dem wir Aussagen über das Verhältnis von Darstellung und Vorstellung auf die Wiedergabe eines Handlungscharakters prüfen. In den sprachtheoretischen Darlegungen sind die beiden Begriffe nicht mehr, wie bei Leibniz, epistemologische oder gar ontologische Kategorien. Sie dienen vielmehr der Klärung der Frage, wie Bewußtseinsinhalte, Gedanken der Individuen, deren Beziehung zur Wirklichkeit – wie immer im einzelnen gedacht – im Begriff der 'Vorstellung' vorausgesetzt wird, in Abhängigkeit von notwendigen, natürlichen oder gesellschaftlichen Bedürfnissen oder als Äußerung freier Selbsttätigkeit anderen übermittelt oder schlechthin, zunächst ohne den Blick auf eine unmittelbare Rezeption, äußerlich manifestiert werden können.

Der Sache nach hatte auch Lambert dieser Frage schon vorausgearbeitet, doch hatte er die terminologische Trennung von *vorstellen* und *darstellen* nicht gefunden. Wenn er z.B. von der "gedoppelten Uebersetzung" in der Sprache der Wissenschaft spricht, meint er eigentlich einen "nach außen" gerichteten Vorgang. Es geht ihm um die Überführung von Erkanntem in seine begriffliche Fixierung und zugleich in die Sphäre des anderen Mitteilbaren und künftig Voraussetzbaren. Er führt aus, daß "jeder vorkommende Fall dadurch übersetzt wird, daß man denselben ... durch Zeichen *vorstellt* [Hervorhebung – W.N.]" (Lambert 1764: 2,36). Diese Blickrichtung gilt auch in der Aussage: "Ein Zeichen bedeutet schlechthin die dadurch vorgestellte [Hervorhebung – W.N.] Sache ..." (ebd.: 2,39).

Die Behebung der in dieser Ambivalenz des Wortes *Vorstellung* (und entsprechend *repraesentatio*) liegenden Unklarheiten betrachtet Roth neben der Durchsetzung einer stärker auf das Empirisch-Historische orientierten Sehweise auf die Sprache, die ihn zu seinem gegen J. Harris gerichteten "Antithermes" bewog, offensichtlich als Angelpunkt seiner theoretischen Konzeption. Es ist sein Ziel, "die letzten Bedingungen alles deßen, was Darstellung überhaupt ist, aufzusuchen, und aus ihnen die besonderen Bedingungen der Sprache zu entwickeln" (Roth 1795: VIII). So glaubt er "zu einem allgemeinen Systeme der Darstellung" (ebd.) gekommen zu sein. Nach eingehenden und umständlichen Erörterungen, wie 'Vorstellung' und 'Darstellung' einander bedingen und doch nicht identisch sind, bemüht er sich, Klarheit zu schaffen, wie die Sprache ihre Zeichenfunktion im kognitiven, aber vor allem im kommunikativen Bereich zu erfüllen vermag. Den bisherigen

Theoretikern wirft er vor, daß sie, "wenn sie ihrer allgemeinen Grammatik das Gepräge systematischer Einheit aufdrücken wollten" (ebd.: 10 f.), sich "bald der logischen Formen, bald des diese logischen Formen bezeichnenden Zeichens zur Rubricirung der Lehrsätze ihres Systems ... bedienen; so mußte natürlich die systematische Einheit für dasselbe verloren gehen." (Ebd.) Dem hält er entgegen: "Die Gründung des reinen Begriffes der Sprache setzt den reinen Begriff der Darstellung überhaupt, als zu welcher sich die Sprache wie die Art der Gattung verhält, voraus." (Ebd.: 27) Mit deutlicher Berufung auf Kant führt er aus, daß kein 'Ding an sich' vorstellbar und folglich auch nicht darstellbar sei "und daß man sich folglich bey dem Worte Darstellung nie was anders, als Darstellung einer Vorstellung zu denken habe" (ebd.). Was die Sprache nun von der Darstellung im allgemeinen unterscheide, ist "Mittheilung durch artikulierte Töne" (ebd.: 30 f.). Das vorstellende und mitteilende Subjekt sowie das vorgestellte Objekt seien nicht die Vorstellung selbst, so könnten sie "auch nie den Inhalt einer Darstellung ausmachen" (ebd.: 25 [sic, recte: 35]), so seien Vorstellung und Darstellung die zentralen Begriffe.

In den ungeachtet des Bekenntnisses zum Empirisch-Historischen sehr stark logisch-deuktiv gehaltenen Argumentationen Roths ist der genaue Bedeutungsumfang von 'Darstellung' nicht an jeder Stelle völlig klar. Es sind die folgenden Interpretationen möglich:

- 1) 'Erscheinungsform der Vorstellung' und
- 2) 'In-Erscheinungtreten bzw. -setzen der Vorstellung'.

Das heißt, die Betrachtung der Repräsentation "von innen nach außen" gibt wiederum zwei Möglichkeiten frei: 'Entsprechung' und 'Zutagekommen'. Der Einfluß der aktivistischen Elemente in der 'kritischen Philosophie' Kants legt diese Doppeldeutigkeit jedoch an einigen Stellen fest. Wenn 'Sprache' als etwas sowohl vom vorstellenden Subjekt als auch von den als darstellende Erscheinungsform dienenden artikulierten Tönen Verschiedenes bestimmbar wird und wenn ihre Funktion von der Darstellung der drei Hauptarten der "Vorstellung des Verstandes" (ebd.: 67), des Begriffes, des Urteils und des Schlusses, durch das Wort, den Satz und den Schlußsatz her beschrieben wird, dann kann die Charakteristik eben dieser "Hauptarten der Vorstellung" auch für die der Sprache aufschlußreich sein.

"In wie fern zu jedem Begriff mehrere unter einander verknüpfte Vorstellungen, deren eine Subject, die andere Prädikat heißt, erforderlich sind, in dem Begriffe aber die Verbindung des Prädikats und des Subjectes als schon geschehen vorgestellt wird, - in so fern werden auch im Worte, als der Darstellung des Begriffes, mehrere unter einander verknüpfte Vorstellungen als dargestellt betrachtet. - Durch die Handlung des Verbindens zweyer Darstellungen in der Sprache, wird die im Bewußtseyn vorgestellte Verbindung zweyer Vorstellungen in die logische Einheit, das heißt die Handlung des Urtheils dargestellt, und das Produkt dieses Verbindens der Sprache heißt Satz." (Ebd.: 67 ff.)

Wörter sind demnach Darstellungen von Vorgängen und Ergebnissen der Begriffsbildung in der Erkenntnistätigkeit. Der Satz ist analog dazu die Entsprechung und das Ergebnis der 'Handlung' des Urteils, die Darstellung der 'Handlung' der Verbindung zweier (oder auch mehrerer) Darstellungen von Begriffen in der Sprache. Wörter und Sätze sind also Äquivalente innerer Handlungen. Sie können insofern nicht ohne einen prozeduralen Aspekt gedacht werden, der zumindest in der Gestalt des Resultativen zu berücksichtigen ist. Obwohl diese inneren Handlungen natürlich nur in "vorstellenden Subjekten" erfolgen können, sind sie natürlich nicht mit diesen identisch und können begrifflich von ihnen abgehoben werden.

Zwanzig Jahre später, nachdem Vater und vor allem Bernhardt den Gedanken der 'Darstellung' aufgegriffen und ausgebaut hatten, fallen Roths Formulierungen wesentlich konkreter aus. Die Aspekte des Intentionalen und des Verfahrens in der 'Darstellung' werden verdeutlicht. Nach der Definition, daß Sprache "Darstellung von Gedanken durch artikulierte Töne" (Roth 1815: 3) sei, wird im Kontext abermals klargestellt, daß Prozeß und Mittel auseinanderzuhalten seien. "Die wissenschaftliche Reflexion über die Sprache (könne) allein auf die Darstellung u n d [Hervorhebung - W.N.] die artikulierten Töne fallen." (Ebd.) Der Ton kann überhaupt nur insofern artikuliert heißen, als er Träger der Gedankendarstellung ist. (Vgl. ebd.: 3 f.) Daran wird ein Gedanke geknüpft, der an Humboldt erinnert und insofern bezeugt, wie die für diesen als charakteristisch geltende prozedurale und aktivistische Sicht auf die Sprache auch bei seinen Zeitgenossen angelegt ist. Für den Gebrauch der Töne muß "ein Verfahren bestimmt seyn, welches sie als Mittel zur Darstellung von Gedanken tauglich macht" (ebd.: 4). Die Tauglichkeit ist nur dann gewährleistet, wenn "das Verfahren des Verstandes im Produciren von Begriffen und Urtheilen als Widerschein ... im Verfahren mit den artikulierten Tönen vorkommt" (ebd.: 4 f.). Humboldts Dialektik von Artikulation und Reflexion, von phonetischer und intellektueller Technik, von Lautstruktur- und Begriffsbildung sowie der Unerläßlichkeit des Zusammenwirkens der nicht identischen, gleichwohl einander bedingenden und voraussetzenden Vorgänge im Funktionieren der Sprache hat hier ohne Zweifel eine Entsprechung. Roth legt dabei den Akzent auf die "Verfahren des Verstandes"; sie haben die führende Rolle im Verhältnis beider Seiten. Bei Humboldt gibt es viele Formulierungen, die in die Richtung weisen, daß die Verfahren der Lautstrukturbildung nicht nur unerläßlich, sondern in bestimmten Fällen oder Bereichen auch die begriffliche Seite inhaltlich mitprägend, für sie formgebend und grenzsetzend sind. Roth hat an diesem Punkt, ungeachtet der Kompliziertheit seiner einzelnen Formulierungen, einfachere Grundvorstellungen. Aber auch er nähert sich der Unerläßlichkeit der Lautstrukturbildung. Bei ihm "wird die Darstellung zur wirklichen vermöge der Mittheilung von Gedanken durch artikulierte Töne, und sonach auch diese [die wirkliche - W.N.] durch die Handlung des Mittheilens vollendet" (ebd.: 7).

Obwohl gerade an dieser Stelle *Darstellung* auch wieder als 'Erscheinungsform' verstanden werden könnte, da das Merkmal 'Handlung' unmittelbar dem Mitteilen zugeschrieben wird, darf man von der Übertragbarkeit dieses Merkmals auf die 'Darstellung' ausgehen. 'Mitteilung' fungiert augenscheinlich als spezifizierendes Merkmal. Der dominierende Gesichtspunkt ist, daß "dieses Darstellen durch Sprache in Absicht seiner Formen ein Nachahmen des Verstandes in seinen Handlungsweisen ist" (ebd.: 12 f.).

Die Sprachlehren von Vater und Bernhadi führen die Auffassung der Darstellung als Handlung dem Höhepunkt zu. Die Bildung von Lautstrukturen unterliegt auch bei Vater der "Absicht des Sprechenden". "So liegt in diesem Artikuliren Besonnenheit der Handlung ..." (Vater [1801] 1970: 6). Aber nicht nur der Hervorbringung der Lautstrukturen wird Handlungscharakter zugesprochen, sondern auch den Entsprechungen auf der semantischen Seite: "Jeder Begriff, als Handlung der Seele betrachtet, setzt ... eine andre vorhergegangene Handlung derselben, ein Urtheil voraus ..." (ebd.: 147). Obwohl bei Vater der Gebrauch von *Darstellung* nicht so inflationär wie bei anderen Autoren ist, so ergibt sich auch bei ihm aus diesen Gedanken notwendig die Feststellung: "die Handlung des Sprechens ist Mittheilung, ist Bezeichnung und Darstellung." (Ebd.: 136) Bei Vater ist offenbar die "Mitteilung" der übergeordnete Begriff, die "Darstellung" dagegen die Präsentation von gedanklichen Strukturen von "innen nach außen" zum Zwecke der Mitteilung. Diese Roth gegenüber vorgenommene Akzentverschiebung mag bei diesem wiederum einen Widerhall gefunden haben. (Vgl. oben zu Roth 1815: 12 f.) Jedenfalls ist auch Vater soweit Kantianer, daß ihm die Gedanken und ihre Grundformen Erscheinungsformen der vom Subjekt ausgehenden Aktivität sind. Vor diesem Hintergrund ergibt sich die von Brekle zu recht hervorgehobene komplexe Beschreibung der semiotischen Beziehungen in der Sprache, die bereits eine 'pragmatische' Komponente antizipiert:

"Man kann diese Begriffe also festsetzen, daß man 1) den, welcher bezeichnet, 2) den, für welchen man bezeichnet, 3) den Zweck der Bezeichnung, 4) den Erfolg, die Erreichung dieses Zwecks, 5) das Zeichen, das Mittel, und 6) das, was bezeichnet wird, betrachtet." (Vater [1801] 1970: 137)

Im engeren Kontext ist wiederum von 'darstellen' und 'Darstellung' als Prozessen bzw. Handlungen die Rede, die der "Handlung der Vorstellung" entsprechen. Vor diesem Hintergrund, einer Handlungsauffassung sprachlicher Erscheinungen, ist die zitierte Definition, die weniger eine konstante Beziehung als einen ständig zu wiederholenden Prozeß, eine 'Semiosis', beschreibt, erst vollständig zu verstehen. Hier sei hinzugefügt, daß Vater auch der in dieser Zeit sich durchsetzenden Ansicht folgt, daß sprachliche Entitäten Konkretionen des 'Gebrauchs', d.h. letztlich der 'Übung' und der 'Gewohnheit' seien. Sie wird generell auf Regeln, aber auch auf Elemente bzw. Klassen von ihnen angewandt. Bei Adeling ist diese Auffassung gut belegt (vgl. Schmidt 1986: 199 f.). Eine deutliche Formu-

lierung bietet auch Vater: "die Uebung der Sprache fällt doch nicht aus ihrem Gang zwischen Gewohnheiten" (Vater [1801] 1970: 28). Der Gebrauch der Sprachen setze "sich immer durch Begebenheiten und nachmals durch Gewohnheiten fest ..." (ebd.: 143). Die semiotischen Beziehungen und Prozesse unterliegen also Konventionen, die in empirisch verfolgbaren Begebenheiten, in Akten realen gesellschaftlichen Verhaltens und Handelns entstehen, nicht durch eine fiktive freie Verabredung.

Bernhardi betont den Handlungscharakter der Darstellung am deutlichsten. Die Einführung des Begriffs in den seit Roth geläufigen Gedanken, "daß die Sprache ... vielleicht nur eine Gattung und Modifikation der Darstellung ist" (Bernhardi [1801/03] 1973: 1,14), verbindet er mit zwei Fragen "Zuerst: Was stellt die Sprache dar? und zweitens: Wodurch geschieht dies?" (Ebd.) Die Antworten, daß *darstellen* heiße, "einen Gegenstand m e i n e s innern Fassungs-Vermögens, zum Gegenstande des Fassungs-Vermögens einen a n d e r n vernünftigen Wesens machen. So würde demnach eine jede Darstellung als Correlat eine Vorstellung haben ..." (ebd.), und die Sprache wäre "das Vermögen der Darstellung unsrer Vorstellungen, durch artikulierte Töne" (ebd.: 1,16), sind zunächst auch nur etwas bündigere Paraphrasen von Rothschen Gedanken. Bernhardi ist allerdings der gedankenreichere und differenzierter argumentierende Autor und arbeitet den Handlungscharakter entschieden heraus. Es heißt: "Diese Handlung ... heißt *darstellen* ..." (ebd.: 1,46) und "Daher ist durch die Handlung des Darstellens, nicht nur die Vereinigung der Vernunft sofern sie will, sondern auch sofern sie erkennt begründet" (ebd.). Mit solchen expliziten Aussagen wird der semiotische Prozeß der Darstellung in den Bereich des Handelns eingeordnet. Bernhardi hält es aber für nötig, sich – ähnlich wie Fichte – gegen gleichsam 'pragmatistische' Interpretationen abzugrenzen. Er sagt, daß nicht "allemaal Darstellung durch Sprache, Hervorbringung einer Handlung zum Zwecke hätte" (ebd.: 1,106). Es geht nicht um unmittelbare Verhaltensreaktionen der Angesprochenen, sondern vorzugsweise darum, "daß das empfangende Subjekt darstellendes wird" (ebd.), d.h., daß es in den Dialog tritt. Sobald dieser einsetzt – man kann intrapolieren: phylogenetisch und ontogenetisch –, werden Zeichenverhältnisse konstituiert, auf deren Grundlage Ergebnisse des Verstandes und der Imagination, der Einbildungskraft mitteilbar werden. Kooperation auf der Grundlage analoger Voraussetzungen, die durch die Wechselwirkung der vernünftigen Individuen im Dialog erreicht werden, ist das Ziel der Darstellungshandlungen. Bei Bernhardi spielen die Prinzipien einer dialogisch konzipierten Hermeneutik eine wichtige Rolle. Die 'Darstellung' ist somit als gesellschaftlicher Prozeß konzipiert. Die Grundlage in der menschlichen Vernunft wird von Bernhardi aber auch dadurch noch einmal herausgestellt, indem er 'Darstellen' vom einfachen 'Äußern' abhebt. Obwohl, wie oben gesagt, Darstellen ein Vorgang "von innen nach außen" ist, ist "D a r s t e l l e n, ohngeachtet es mit dem Correlat der Vorstellung nothwendig zusammenhängt und durch dasselbe bestimmt wird ... doch

auf der anderen Seite ein unmittelbarer Akt der Freiheit" (ebd.: 1,16). Das heißt, die Intention, Absicht und Willen des Subjekts entscheiden, ob die Handlung der Darstellung vollzogen wird. Die Form der Darstellung ist notwendig an die gegebene Vorstellung gebunden, nicht aber der Vollzug, womöglich nicht einmal das generelle Vorhandensein. Gleichwohl hat auch Bernhardis Begriff der Darstellung eine 'pragmatische' Charakteristik. Sie ergibt sich nicht nur aus der expliziten Angabe des Handlungscharakters, sondern auch aus dem grundlegenden Tripel, "nämlich zuerst: ein Subjekt, welches darstellt; zweitens: die Darstellung selbst; und drittens: ein Subjekt, für welches dargestellt wird" (ebd.: 1,17). Die Darstellung hat dabei als notwendige Voraussetzung eine Verbindung mit der Vorstellung, die Bernhardi als "Mittheilbarkeit" angibt; sie sei ein Prädikat, das zum einen "im Verhältniß auf das darstellen Subjekt und zweitens im Verhältniß der Darstellung zum Subjekt für welches dargestellt wird" (ebd.) betrachtet werden muß. Das heißt, es ist eine interaktionale, relationale Eigenschaft. Die 'Mittheilbarkeit' wird durch ein intentionales und tätiges Verhältniß der Subjekte zueinander bestimmt.

Bernhardis "Sprachlehre" ist nicht zuletzt dadurch gekennzeichnet, daß ihr zweiter Teil, "Angewandte Sprachlehre", den Begriff der Darstellung in seiner Korrelation mit dem der Handlung zum Ansatzpunkt einer Typologie der "Arten der Darstellung" macht. Dabei sind sprachliche Texte von bildlichen und musikalischen Darstellungen abzugrenzen; bei den sprachlichen Texten ergeben sich Makroklassen aus der Alltagsrede, der dichterischen und der Wissenschaftssprache. Das alles steht unter der Devise:

"Handeln ist nun das Innere des Menschen und seine Freiheit, in Handlungen erscheint er als vernünftige und denkende Natur; und da nun das äußere Handeln nichts ist, als das Symbol der innern Thätigkeit; so kann allerdings die Imagination des auffassen und in einem Bilde darstellen." (Ebd.: 2,37)

Vor oder neben Humboldt, dem man die bedeutsamste wesensunterscheidende Charakterisierung von Poesie und Prosa öfter zuschreibt, werden Unterschiede in der Intention und Finalität der Texte zur Klassifizierung herangezogen. Im Widerspruch zu Humboldts dankbaren Fußnoten in Manuskripten und Publikationen ist Bernhardi ohne Zweifel zu unrecht weithin in die Vergessenheit geraten.

Auch F. Schlegel steht im Bannkreis dieser Thematik. Die Sprache, die er auf der einen Seite als "ein Bedürfnis des nach Freiheit strebenden Menschen, um sich mit gemeinsamen Kräften gegen die Übermacht der Welt zu stärken und davon zu befreien" (F. Schlegel [1804/5] 1964: 345), bezeichnet, wird auf der anderen einer "ganz andere(n) Art der Darstellung" zugerechnet, "wo die unendliche Kraft in schrankenlose Tätigkeit und Freiheit nach allen Seiten sich entwickelt und verbreitet und in endlosem Wirken und Schaffen eine unendliche Fülle von Bildungen und Gestaltungen hervorruft" (ebd.: 148). Diese Darstel-

lung sei eine "unendliche schöpferische Kraft in ihrer freien spielenden Tätigkeit als Prinzip aller höheren Bildung und Gestaltung" (ebd.). Im einzelnen ergäben sich "zwei verschiedene ... Arten von Darstellung ... 1) Sprache des gemeinen Lebens, 2) Sprache der Poesie" (ebd.: 148 f.). Die letztere sei gegeben, wenn der Mensch "dem Organe der Mitteilung, der Sprache ... abzwingt, in (ihre[n] Elemente[n]) die ganze Fülle des inneren Geistes und Lebens darzustellen und zu offenbaren" (ebd.: 149).

Von Roth, Vater und Bernhardi sind wohl alle wesentlichen Gedanken und Begriffe für die Hervorhebung der Darstellung in den sprachlichen Zeichenrelationen und für ihre Interpretation als Handlung bereitgestellt worden. Die Arbeiten des schon genannten Pölitz (1804), G. Reinbeks (1819) und C.L. Reinholds (1812) bringen kaum etwas Schwerwiegendes dazu. So wie Pölitz durch sein Bekenntnis zu Roth charakterisiert werden kann, so ist Reinbek durch seine offensichtliche Abhängigkeit von Bernhardi gekennzeichnet. Seine im Inhalt eklektische Darlegung bringt jedoch die eine oder andere bündigere Formulierung. Reinhold markiert eigentlich schon ein Abrücken von dem analytischen Eindringen der Spätaufklärer, der Anhänger der 'kritischen Schule' und der Subjekt-Objekt-Dialektiker in die semiotischen Grundverhältnisse der Sprache und des Sprechens:

"Das Denken, als solches im Bewußtsein und seine Darstellung in demselben, das Sprechen, setzen sich daher nicht nur einander wechselseitig voraus: sondern sie gehen auch ineinander über, sind nur In- und Durcheinander, was sie sind; und in dieser ihrer Durchdringung (vollkommenen Mischung) geht der Unterschied von Beyden nicht weniger verloren, als der Unterschied der Satzarten in der Vereinigung derselben, welche die atmosphärische Luft ausmacht." (Reinhold 1812: 3)

Das kann als ein akzeptierbarer Hinweis auf die Dialektik nur gelten, wenn man sich vergewissert hat, was man unter 'Denken' und 'Sprechen' verstehen will. Der Autor konnte hier offensichtlich nicht alles begrifflich artikulieren, was er – womöglich in der Tendenz richtig – dachte; er hat es wohl auch nicht sagen müssen, als er es dachte. Daß man weder alles sagen kann noch muß, was man denkt, hätte er reflektieren sollen. Denken und Sprechen sind im Hinblick auf die Art ihrer Intentionalität, Finalität und Prozessualität verschieden. Was 'Darstellung' unter diesen Aspekten ist, bleibt an dieser Stelle völlig offen. 'Repräsentation' ist wieder mehrdeutig.

Ein Beispiel für das Verebben der Problematik bietet auch J.G. Radlof. Er ist u.a. dadurch gekennzeichnet, daß er sich in seinen Arbeiten bemüht, Gedanken der allgemeinen Grammatik mit solchen aus einer historischen, auch regionale Besonderheiten berücksichtigenden Sicht zu verbinden. Er führt den Begriff der 'Darstellung' weiter und benutzt ihn auch im Zusammenhang mit der Charakterisierung von Textsorten. Die Verbindung mit dem Handlungsaspekt geht aber auf der Ebene der ausdrücklichen Formulierungen verloren. Sie zeigt sich nur noch in Gestalt einer allgemeinen 'Intentionalität'. Im einzelnen wird

aber der "Zweck" teils der Sprache selbst (als 'Darstellung'), teils dem "Darzustellen", d.h. dem zu äußernden "Vorgestellten" zugeschrieben (vgl. 1826: 258). Eindeutig bleibt allerdings die Gerichtetheit der beschriebenen Beziehungen oder Vorgänge: "Alle Sprache, als solche, ist Veräußerung einer inneren Erscheinung; und im engeren Sinne, die tonliche Sprache: Darstellung eines Vorgestellten." (ebd.) Immerhin mögen die hier genannten Autoren als Zeugnis dafür gelten, daß die Thematik der Entsprechung der inneren Handlungen des Empfindens, Wollens und Erkennens in darstellenden Sprachhandlungen ein für die damalige Zeit relativ ausgedehntes Interesse erlebt. Die Zeichentheorie am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert ist an einigen Punkten weit interessanter als viele heute noch geläufige Vereinfachungen, die schlechthin vom Gebrauch vorrätiger Inventare reden.

Im Rahmen der oben umrissenen allgemeinen Voraussetzungen (vgl. S. 126 ff.) kommt es bei Humboldt schon früh zu einer entscheidenden Modifikation der Problematik. Durch sie wird der Argumentationsrahmen umorganisiert und damit auch der Inhalt der geläufigen Begriffe neu bestimmt. Indem Humboldt die Sprache als ein in der menschlichen Tätigkeit zutagetretendes Vermögen, als eine Kraft und Fähigkeit betrachtet, wird sie bei der Beschreibung ihrer Wirkung zugleich als ein teilautonomer, aber mit allen anderen Tätigkeitsformen wechselseitig verbundener aktiver Mechanismus begriffen. Dessen Funktionen gehen über die äußere Darstellung der Vorstellungen hinaus. Denn diese werden nicht als Ergebnisse einer von allen übrigen Erscheinungsformen der Tätigkeit isolierbaren Erkenntnis angesehen, die man bei einer logischen Analyse als gleichsam schon vor der Darstellung fertig vorliegend ansetzen könnte. Die 'Darstellung' dient nicht nur der Weitergabe der Vorstellung. Vielmehr wird nun für den auch bei Bernhardt so stark betonten Gesichtspunkt der 'Entsprechung' (vgl. Brinkmann 1981: 52, 222), "daß das empfangende Subjekt darstellendes wird" (Bernhardt [1801/03] 1973: 1, 106), die Grundlage gezeigt. Bei der Darstellung konstituiert die durch die Zuordnung zu artikulierten Lautstrukturen eintretende Portionierung der Vorstellungen eigentlich erst die gegliederten und ausgrenzbaren und somit für den Sprecher und den Partner wirklich existenten, handhabbaren Einheiten der begrifflichen Erkenntnis und des weiterführenden Denkens.

"Die Sprache stellt offenbar unsre ganze geistige Tätigkeit subjectiv (nach der Art unsres Verfahrens) dar; aber sie erzeugt zugleich die Gegenstände, insofern sie Objecte unsres Denkens sind. Denn ihre Elemente machen die Abschnitte in unserm Vorstellen, das, ohne sie, in einer verwirrenden Reihe fortgehen würde. Sie sind die sinnlichen Zeichen, ... wodurch wir ... gewisse Portionen unsres Denkens zu Einheiten machen, die sich zu andern Zusammensetzungen und Verrichtungen brauchen lassen." (Humboldt [1800] 1981: 195 f.)

Hier kann man von einer echten 'Aufhebung' der Problematik sprechen. Die funktionale Einheit von Denken und Darstellung wird gerade durch die Angaben über die jeweiligen "Verrichtungen" erkennbar. Zwar spricht Humboldt im Kontext dieser Stelle von der Sprache als einem "Mittel". Aber dieses wird durch eine so umfassende Funktion gekennzeichnet, daß es nur als eine Teilleistung bei der praktisch-gegenständlichen und vor allem der geistigen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit beschrieben werden kann:

"Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet, oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet." (Ebd.: 196)

Sprache ist hier weniger als ein Gegenstand denn als eine stetige prozedurale Vermittlung anzusehen. In ihr entstehen Lautstrukturen und begriffliche Bedeutungen als Zwischenresultate, insofern sie notwendige Invarianten für die geregelte Reproduktion bilden. Aber auch 'Tathandlungen' im Fichteschen Sinn sind notwendig darin eingeschlossen (vgl. ebd.: 197 ff.; [1798]: 56). Jedoch ist Humboldt – wie Fichte – bei der Betrachtung der Sprache mit dem Begriff der 'Handlung' zurückhaltend. Die unmittelbare Bindung der Sprache an die ganze Tätigkeit des Denkens, an Reflektieren und Verstehen, erscheint ihm als das kennzeichnende Merkmal, "weil niemand, ausser dem Menschen, seine Mitgeschöpfe zum Verstehen durch Mitdenken, sondern höchstens zum Handeln durch Mitempfinden einladet" ([1795/96]: 99). Auch bei ihm sind Erkennen und Verstehen dem äußeren Handeln in der Bewertung vorgeordnet. Um 1800 stehen die charakteristischen Grundlinien der sprachphilosophischen Auffassungen Humboldts bereits fest.

8. Zur gesellschaftlichen Bestimmtheit der Sprachhandlungsauffassungen

Im vorstehenden sollte erkennbar werden, daß die im Verein mit der empirisch-historisch neu fundierten Philologie aufkommende historisch-vergleichende Sprachwissenschaft der indoeuropäischen Sprachen nach den Befreiungskriegen nicht einfach eine obsolete Aufklärungsgrammatik und wegen ihrer Allgemeinheit völlig fruchtbare Spekulationen über das Wesen der Sprache verdrängt hat. Der genannte Reinhold scheint dahin zu tendieren, den Richtungswechsel in der Wissenschaft als Ergebnis des Wechsels der Autoritäten und der Leitworte im Streit der Schulen, Sekten und Selbstdenker zu sehen (Vgl. Reinhold 1812: 9 ff.) So modern diese Auffassung im Hinblick auf einige modische Konzeptionen der Wissenschaftsgeschichte anmuten mag, die Determination für die gewiß einschneidenden Vorgänge erfolgt in tiefer begründeten Prozeßschichten.

Im Großkontext der französischen Revolution, schon in ihrer Vorbereitungsphase sich anzeigend und nach ihr, vor allem aber nach den Befreiungskriegen, an Ausdehnung und Intensität ansteigend, ergibt sich ein grundlegender Wechsel in den allgemeinen theoretischen

und methodologischen Vorstellungen. Das epochale Ereignis, seine Vorzeichen und seine Folgen zeigten, daß im Wirken der Individuen Gesetzmäßigkeiten zutage treten können, die über ihre persönlichen Intentionen hinausgreifen. Die angereicherten Elemente der bürgerlichen Produktionsweise stimulieren und honorieren Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten von Natur und gesellschaftlichem Leben und jeweils ihrer Geschichte. Diese unterhöhlen den Überbau der feudalen Gesellschaft, aber sie geben auch Einblick in Kausalzusammenhänge und, wie es scheint, in immanente Teleologien, in die objektive, von individuellen, kurzfristigen Interessen unabhängige Gerichtetheit natürlicher und wohl auch gesellschaftlicher Vorgänge. Es gibt eine Tendenz, beide als Einheit zu sehen und im Bilde des Lebens zusammenzufassen. Zumal in Deutschland wirken die Folgen der französischen Revolution und der Ausgang der Befreiungskriege dahin, daß in Gestalt des Organismuskonzepts und der Identitätsphilosophie Vorstellungen von überindividueller Prozessualität und notwendigem Selbstlauf die Anschauungen von der Dialektik von Fähigkeit bzw. Wissen und Tätigkeit bzw. Handeln überflügeln. Das ist nicht nur ein Ausdruck von Resignation. In Deutschland knüpft sich daran vielmehr eine neue Art von historischem Optimismus. Die Selbstverwirklichung der Idee in der geschichtlichen Realität, der Vorgang der Äußerung des Volksgeistes soll das zeitigen, was die verstandes- und vernunftgeleiteten aufgeklärten Individuen nur unvollkommen zu erreichen vermochten: den angemessenen Anteil bürgerlichen Wirtschaftens und Denkens bei der Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Das selbstbewußte, auf der Basis von Wissen und Können aktive Individuum war nicht mehr unverhüllt und allein die zentrale Instanz bei der Diskussion um das Ziel und den Weg der gesellschaftlichen Entwicklung. Das deutsche Bürgertum entwickelte eine neue Geschichts- und Gesellschaftskonzeption. Die organische, in der Form des Ablaufs dialektische Evolution des Geistes sollte den erwünschten Spielraum in der konstitutionellen Monarchie schaffen.

Die Vorstellungen über die Sprache sind in diese allgemeinen Vorgänge eingeordnet. Die Sprachhandlungsauffassungen weichen den Varianten der Organismuskonzeption und den Adaptionen der Identitätsphilosophie.

Wenn es als möglich erscheint, die gesellschaftliche Determination der linguistischen Handlungsauffassungen um 1800 zu begreifen, dann stellt sich notwendig die Frage, welchen geschichtlichen Stellenwert die heutigen, weit stärker ausgebauten Konzeptionen haben. Ohne Zweifel sind es die großen objektiven Prozesse, die Wirtschaftsformen und Gesellschaftsstrukturen umgestalten, die ihnen ihre augenfällige Aktualität gaben. Mit ihnen waren Gedanken über die Beeinflußbarkeit dieser Vorgänge verknüpft. Wenn sie irgendeine wesentliche Wirkung in diesem Zusammenhang beanspruchen, müssen sie die Erfahrungen aus der Geschichte bei den ähnlich gerichteten Ansätzen in der Vergangen-

heit bewahren. Die repräsentative und informative, erkenntnisfördernde und -vermittelnde Funktion der Sprache gehört in den Rahmen der notwendigen Voraussetzungen. Wissen und Fähigkeit müssen als unabdingbare Grundlagen sprachlichen Handelns und Verhaltens betont werden. Das furchtbare Gegenbild wäre sowohl in der Realität als auch in der Theoriebildung die Verallgemeinerung des spontanen Reagierens auf begriffsentleerte Signalausführungen. Es symbolisierte den Triumph der Manipulation. Allerdings hat es die Linguistik nicht aufgegeben, die kognitiven Grundlagen sprachlichen Handelns und Verhaltens immer wieder zu untersuchen. Die Handlungsauffassungen der Sprache bleiben in die Tradition der Vernunft einbeschlossen.

Literatur

- Adelung, J.C. (1774/86): Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. 5 Bde. Leipzig.
- Bernhardi, A.F. [1801/03] 1973: Sprachlehre. 2 Bde. Reprographischer Nachdruck. Hildesheim/New York.
- Brinkmann, H. (1981): Sprache als Teilhabe. Aufsätze zur Sprachwissenschaft ... Düsseldorf (Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 55).
- Grimm, Jacob und Grimm, Wilhelm (1852-1960): Deutsches Wörterbuch. 16 in 32 Bdn. Leipzig.
- Eisler, R. (1910/13): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 4 Bde. Berlin.
- Fichte, J.G. [1795] 1966: Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache. In: Werke, Bd. 3, Hg. R. Lauth, H. Jacob, Stuttgart-Bad Cannstatt, S. 91-127.
- Fichte, J.G. [1808] 1944: Reden an die deutsche Nation. Mit einem Geleitwort von E. Spranger, Leipzig.
- Fiesel, E. (1927): Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Tübingen.
- Hartung, W. (1987): Das Dialogische als Prinzip des Sprachlichen. Positionen zwischen Kontinuität und Diskontinuität. In: Bedeutungen und Ideen in Sprachen und Texten. Werner Bahner gewidmet. Hg. W. Neumann und B. Techtmeier, Berlin.
- Herder, J.G. [1770] 1959: Über den Ursprung der Sprache. Hg. L. Träger, Berlin.
- v. Humboldt, W. [1795/96] 1981: Über Denken und Sprechen. In: Werke in fünf Bänden. Hg. A. Flitner / K. Giel, Stuttgart, Bd. 5, S. 97-99.
- v. Humboldt, W. [1798] 1981: Über Kantische und Fichtesche Philosophie. Ebd., S. 55-58.
- v. Humboldt, W. [1800] 1981: An Schiller: Über Sprache und Dichtung. Ebd., S. 195-200.
- Krauß, Ch.J. [1787] 1969: Rezension des Allgemeinen vergleichenden Wörterbuches von Pallas. [Allgemeine Literaturzeitung 1787, Nr. 235/7] In: H. Arens, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2 Bde. Frankfurt a.M., Bd. 1, S. 136-145.
- Lambert, J.H. (1764): Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrthum und Schein, 2 Bde., Leipzig.
- Neumann, W. (1986): Sprache zwischen Sozialgeschichte und Naturgesetz. Gegensätzliche Auffassungen in der frühen Germanistik. In: Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses, Göttingen 1985. Tübingen, Bd. 1, S. 57-69.
- Neumann, W. (1987a): Geschichtliche Tätigkeit und Naturgesetzlichkeit in den Sprachauffassungen der frühen Germanistik. In: Z.f. Germanistik 7 (1987), H. 2.
- Neumann, W. (1987b): Wilhelm von Humboldt - Forschungspraxis und gesellschaftliche Bedeutung einer Sprachtheorie. In: ZPSK 40 (1987), H. 2.

- Pöhlitz, K.H.L. (1804): Allgemeine teutsche Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet, und mit literarischen Notizen begleitet. Leipzig.
- Radlof, J.G. (1826): Teutschkundliche Forschungen und Erheiterungen für Gebildete. Bd. 2. Berlin.
- Reinbeck, G. (1819): Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache. Essen/Duisburg.
- Reinhold, C.L. (1812): Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften. Kiel.
- Roth, G.M. (1795): Antihermes oder philosophische Untersuchung über den reinen Begriff der menschlichen Sprache und die allgemeine Sprachlehre. Frankfurt/Leipzig.
- Roth, G.M. (1815): Grundriss der reinen allgemeinen Sprachlehre zum Gebrauche für Akademien und ihre Gymnasialklassen. Frankfurt a.M.
- Schlegel, A.W. [1801] 1963: Die Kunstlehre. Hg. E. Lohner, Stuttgart. (Kritische Schriften und Briefe. Bd. 2).
- Schlegel, F. [1804/05] 1964: Die Entwicklung der Philosophie in zwölf Büchern. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. E. Behler unter Mitwirkung von J.J. Anstett und H. Eichner, Bd. 12, 13. München/Paderborn/Wien/Zürich.
- Schlieben-Lange, B. (1981): Die Französische Revolution und die Sprache. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 11 (1981), H. 41, S. 90-123.
- Schlieben-Lange, B. (1984): Vom Vergessen in der Sprachwissenschaftsgeschichte. Zu den "Ideologen" und ihrer Rezeption im 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 14 (1984), H. 53/54, S. 18-36.
- Schmidt, H. (1986): Institutionelle und konzeptuelle Probleme der frühen germanistischen Sprachwissenschaft. Ein Beitrag zur Disziplingenese. Diss. B, AdW der DDR, Berlin.
- Vater, J.S. [1801] 1970: Versuch einer Allgemeinen Sprachlehre. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Halle 1801 mit einer Einleitung und einem Kommentar von H.E. Brekle, Stuttgart-Bad Cannstadt.

Zum Verhältnis von Hermeneutik und Sprachtheorie im 18. Jahrhundert

In memoriam Michel Foucault

Berkeley 1983

Zwischen Hermeneutik und Sprachtheorie scheint im 18. Jahrhundert eine besonders enge Nachbarschaft zu bestehen. Denn einerseits folgt die Aufklärungshermeneutik in ihren wichtigsten Vertretern der Programmformel der (durch eine "historische" zu ergänzenden) "grammatischen Interpretation", enthält also von vornherein eine genuin linguistische Komponente. Andererseits ist der gleichzeitigen Sprachtheorie zu Recht eine "Wendung zur Psychologie"¹ nachgesagt worden, die dem Mitteilungs- und Verstehensaspekt der Sprache, ihrer hermeneutischen Dimension also, einen breiteren Raum als je zuvor einzuräumen erlaubt.

Doch die Erwartung eines fruchtbaren Wechselverhältnisses beider einander so überschneidenden Disziplinen trägt. Denn durchmustert man einmal all die Werke, die in Diltheys früher 'Preisschrift' über die Schleiermachersche Hermeneutik im Vergleich zur älteren protestantischen Hermeneutik und in den ersten Kapiteln von Joachim Wachs dreibändiger Monographie "Das Verstehen" aufgeführt sind – also vor allem die Hermeneutiken von Francke, Rambach, Chladenius, S.J. Baumgarten, G.F. Meier, J.A. Ernesti, Semler, Morus, Bauer, Seiler, Keil und Bretschneider –, so stößt man bei aller Anmerkungs-freudigkeit dieser Schriften allenfalls einmal bei Ernesti auf einen einschlägigen Hinweis auf Lockes "Essay Concerning Human Understanding" (III, 5.6),² bei Morus auf eine Erwähnung des "vir doctissimus" Adelung und der etymologischen Untersuchungen Fuldas und Gräters, denen der Herausgeber Eichstädt noch eine reine Aufzählung der Namen Condillac, Rousseau, de Brosse, Monboddo, Herder, Tiedemann, Sulzer und Dorsch hinzufügte,³ und schließlich bei Seiler auf zwei Verweise auf Sprachursprungs-Schriften C.G. Antons und J.N. Tetens' sowie wiederum eine bloße Namensaufzählung von "Herder, Tiedemann, Zobel, Sulzer, de Brosse u.a.m."⁴ – Und andererseits finden sich in den bei Jellinek aufgeführten Grammatiken und sprachtheoretischen Schriften des 18. Jahrhunderts – also vor allem denen von Bödiker/Frisch, Gottsched, Aichinger, Popowitsch, Dornblüth, Heinze, Basedow, Lambert, Bodmer, Heynatz, Lindner, Fulda, Fränklin, Meiner und Adelung, sowie von Vater und Bernhardi – keinerlei explizite Bezugnahmen auf irgendwelche Her-

meneutiken, mit Ausnahme der folgenden bissigen Petit-Anmerkung in Adelungs (weniger auf die Grammatik- als auf die Rhetorik-Tradition bezogenem) Buch "Ueber den Deutschen Styl":

In der biblischen Hermenevtik ist ehemals mit dem Nachdrucke [sc. der Emphasis] vieler Unfug getrieben worden, weil man dem Verstande Nebenbegriffe angedichtet hat, welche gewiß nicht mehr hermenevtisch vorhanden waren. [...]

Dieser nahezu totale Negativbefund mag etwas weniger überraschen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Hermeneutik bis zu Schleiermacher weitgehend als bloße "Hilfsdisciplin"⁶ galt und beispielsweise in Diderot/d'Alemberts "Encyclopédie" nicht einmal der Erwähnung für würdig befunden wurde; wie denn bis heute in der sprachtheoretischen Diskussion trotz ihrer Hinwendung zur Pragmatik hermeneutische Fragestellungen kaum auch nur eine marginale Rolle spielen. - Umgekehrt hat sich die zunehmend zu einer 'prima philosophia' universalisierte Hermeneutik von Dilthey über Heidegger bis zu Gadamer an konkreten sprachwissenschaftlichen Fragen, ja selbst an solchen der Allgemeinen Sprachtheorie souverän desinteressiert gezeigt; Habermas' globale Anleihe bei Chomskys Konzept der 'sprachlichen Kompetenz'⁷ ist dabei noch fast das Konkreteste.

Doch vielleicht haben wir unsere Frage nach dem Verhältnis von Hermeneutik und Sprachtheorie im 18. Jahrhundert ganz einfach auf einer falschen Ebene - nämlich der von expliziten Bezugnahmen und Zitierungen - gestellt. Man denke nur im folgenden Jahrhundert an die sowohl globalen wie punktuellen Korrespondenzen zwischen Schleiermachers Hermeneutik und Humboldts Sprachtheorie, denen nicht zuletzt ein langjähriger Ideenaustausch im Rahmen der Berliner Akademie der Wissenschaften zugrundelag - Schleiermacher hatte hier beispielsweise seine Abhandlungen "Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens" (1813), "Ueber den Begriff der Hermeneutik" (1829) und "Ueber Begriff und Eintheilung der philologischen Critik" (1830) vorgetragen,⁸ Humboldt: "Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung" (1820), "Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung" (1822), "Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau" (1824)⁹ -; und all dies hatte keinerlei Niederschlag in irgendwelchen direkten Verweisen auf das Werk des anderen gefunden.

Da zwischen den Vertretern der Hermeneutik und der Sprachtheorie der Aufklärung auch keine solchen persönlichen Beziehungen nachweisbar sind, bleibt nichts anderes übrig, als entweder die Frage nach ihrem Verhältnis ad acta zu legen oder sie von vornherein in einem globaleren Rahmen zu erörtern, wie er etwa in Ernst Cassirers "Philosophie der Aufklärung" oder in Paul Hazards "Die Krise des europäischen Geistes" und "Die Herr-

schaft der Vernunft" entworfen worden ist – die freilich für unsere Fragestellung kaum irgendwelche konkreten Anhaltspunkte zu liefern vermögen. Solche verspricht vielmehr Michel Foucaults Buch "Les mots et les choses" (miserabel übersetzt unter dem Titel: "Die Ordnung der Dinge"),¹⁰ dessen provozierende Thesen nun nach zwanzig Jahren längst eine unbefangene empirische Überprüfung und den Versuch einer Applikation auf verwandte Sachverhalte verdient hätten.

Foucault unterscheidet hier drei Phasen des neuzeitlichen europäischen Sprachdenkens: zunächst das zumindest bis zum Ende der Renaissance reichende "Zeitalter des Ähnlichen", dann das sich vom ausgehenden 17. Jahrhundert über das ganze 18. Jahrhundert erstreckende "Klassische Zeitalter" und schließlich unsere mit dem "Ende des klassischen Denkens" beginnende moderne Epoche (von der offenbleibt, ob sie nicht ihrerseits mittlerweile in ihr Ende gekommen ist). Die erste Phase ist gekennzeichnet durch einen Primat der Schrift (53/70, 58/75) und ein Verständnis der Sprache als direktes Zeichen der Dinge (48/64 f.), demzufolge kein prinzipieller Unterschied zwischen sichtbaren Zeichen und Signaturen und lesbaren Wörtern besteht (41/57, 53 ff./70 ff.). "Zeitalter des Ähnlichen" heißt sie deshalb, weil die Zeichen und ihre vielfältigen Bedeutungen jeweils nach Maßgabe ihrer Ähnlichkeit miteinander verbunden sind (44/60, 65/83). – Demgegenüber verwandelt sich die Sprache im "Klassischen Zeitalter" aus einer opaken Signatur der Dinge in ein Inventar transparenter repräsentativer Zeichen von mentalen Repräsentationen (als bloßer Stellvertreter der Dinge) (58 f./75 f., 73/92 f., 79/99 f.). Und statt unter Ähnlichkeitsgesichtspunkten entzifferbar zu sein, dienen die Wörter bloß noch als konventionelle Markierungen der Identität und Differenz von Repräsentationen zum Zweck ihrer rationalen Ordnung (64/82, 68 ff./86 ff., 71 ff./91 ff.). Das heißt aber: nichts ist nun in der Sprache, das nicht auch im Denken ist, und umgekehrt (105/126 f.) – beide zusammen bilden (wie es in Foucaults bewundernder Rezension von Cassirers "Philosophie der Aufklärung" heißt) das "univers autonome du 'discours-pensée'".¹¹ – Das "Ende des klassischen Denkens" ist gekommen, wo sich diese strikte reziproke Zugehörigkeit von Sprache und Wissen auflöst, indem der homogene Raum der Repräsentation durch eine Art 'Sprung nach rückwärts' aufgebrochen wird (293/343). Die Sprache ist nicht mehr der Repräsentation koextensiv, indem sie statt im Vorstellen und Erkennen im lebenden und handelnden Subjekt 'verwurzelt' erscheint (302 f./353); sie verliert ihre Transparenz als konventionelles Zeicheninventar und gewinnt eine historische Tiefendimension, indem sie sich als geheimnisvolles Erzeugnis des jeweiligen unbewußt waltenden Volksgeists enthüllt (222/261, 303/354, 310/362); und schließlich kommt die Dimension der rein grammatikalischen Organisation in den Blick, durch die überhaupt erst die repräsentative Funktion der Sprache fundiert wird (248 ff./290 ff., 293 ff./343 ff., 303/354, 310 f./362). Wo sich im 18. Jahrhundert die einstige Fülle und Dichte der Worte und Signaturen auf die der Sprache und dem Denken

gemeinsame Ebene der Repräsentation reduziert sah, da öffnet sich nunmehr ein spannungsvoller Raum zwischen den wechselweise einander bedingenden und letztlich nicht aufeinander reduzierbaren Faktoren 'individuelles Handeln' und 'kollektive Geschichte', 'Leben' und 'Sprache'. Es ist dies der Spielraum für jene (wie Foucault sagt) "Disziplinen der Interpretation, die ihre Macht von Schleiermacher bis zu Nietzsche und Freud entfaltet haben" (89/111).

Ja, Foucault hat die moderne Hermeneutik als eine – wie sehr auch modifizierte – Wiederkehr der für die Renaissance charakteristischen Techniken der Exegese interpretiert (311/363 f., 314 ff./367 ff.), die im Zeitalter der Aufklärung suspendiert worden waren (71 ff./91 ff.).¹² Doch selbst wenn es zutrifft, daß im Ausgang des 17. Jahrhunderts die bis dahin die Wissensproduktion beherrschende Form des 'Kommentars' durch die der 'Kritik' verdrängt worden war (93 ff./115 ff.),¹³ bleibt noch die Frage offen, welche Gestalt denn die so um ihr Wissensprivileg gebrachte, doch gleichwohl weiterflourierende Disziplin der Hermeneutik in der Folgezeit angenommen hat und welche Spuren der oben skizzierte Wandel der Sprachauffassung in ihr hinterlassen hat. In "Les mots et les choses" wird diese Frage mit Schweigen übergangen, obwohl Foucault gleichzeitig an anderer Stelle betont, daß (zumindest in der abendländischen Zivilisation) jede Kultur über ein eigenes System der Interpretation verfüge,¹⁴ und er sogar den Traum einer Geschichte der Techniken der Interpretation von den griechischen Grammatikern bis auf unsere Zeiten entwirft¹⁵ – die Aufklärungshermeneutik wäre darin wohl ein unentbehrliches Kapitel. Freilich hat Foucault diese in "Les mots et les choses" klaffende Lücke nachträglich als "bewußten und methodischen Ausschluß" dargestellt, ja es geradezu als einen möglichen Einwand gegen sein ganzes Unternehmen bezeichnet, falls sich die Ergebnisse seiner interdiskursiven Untersuchungen unmittelbar auf andere Disziplinen der jeweiligen Epoche übertragen ließen.¹⁶ Daß aber (wie er behauptet) die für das "Klassische Denken" paradigmatische "Allgemeine Grammatik" und die gleichzeitigen exegetischen Werke einander sachlich "völlig fremd" gewesen seien,¹⁷ ist eine völlig überzogene und unbegründete Behauptung; ich werde im folgenden versuchen, eine Gegenthese gerade im Hinblick auf die scheinbar so beziehungslos verlaufende Entwicklung der Hermeneutik und Sprachtheorie im Deutschland des 18. Jahrhunderts zu skizzieren.

Fragt man nach generellen Tendenzen der Aufklärungshermeneutik, so ist dies zum einen die konsequente Überwindung der mittelalterlichen Lehre vom mehrfachen Schriftsinn und ihrer semiologischen Voraussetzungen, zum andern eine wachsende Differenzierung der Auslegungsmethoden unter dem Titel der 'grammatischen' und 'historischen Interpretation', wobei einerseits die spezifische Sprachlichkeit der Texte, andererseits ihr Autor und seine Intentionen ein zunehmendes Eigengewicht erlangen. Beide auf den ersten Blick

ganz beziehungslose Tendenzen lassen sich – durchaus im Einklang mit Foucault – auf die Orientierung der Aufklärungshermeneutik am sprachlichen Zeichen als einem Vorstellungsträger zurückbeziehen, während sich die traditionelle Bibelexegese bis weit ins Barock an den Musterfällen des geschriebenen Worts und des durch Ähnlichkeitsbeziehungen konstituierten materiellen Zeichens orientiert hatte – so wie dies von Foucault, gestützt auf ganz andersartige Wissensbestände (vor allem der Natur- und Sprachkunde der Renaissance), generell dem "Zeitalter des Ähnlichen" zugeschrieben wird.

Die Lehre vom mehrfachen Schriftsinn, derzufolge sich der Sinn der Heiligen Schrift nicht in dem durch die Wortbedeutungen konstituierten "sensus historicus sive literalis" erschöpfe, sondern sich erst im "sensus mysticus sive spiritualis" (seinerseits aufgefächert in allegorischen, tropologischen und anagogischen Schriftsinn) vollende,¹⁸ beruhte auf der Voraussetzung, daß nicht allein die Worte, sondern auch und besonders die Dinge bedeutungshaltig sein können.¹⁹ "Die Sprache stummer Zeichen zu hören und zu verstehen ist das Ziel des Umgangs mit Geschaffenem im Mittelalter."²⁰

Diese semiologische Voraussetzung der mittelalterlichen Exegese wurde durch Luthers folgenreiche Verwerfung des vierfachen Schriftsinns zugunsten des "sensus literalis" zunächst überhaupt nicht in Frage gestellt, die vielmehr ausschließlich aus theologischen Motiven (wie dem Vorwurf der "Impietas", des "narren werck[s]" oder der "wechsern nasen"²¹) gespeist war. Immerhin findet sich dann aber schon in Melancthons "Rhetorik" der prinzipielle logische Einwand, daß durch jenes exegetische Verfahren die Heilige Schrift zu einer "incerta oratio" degradiert werde: "Denn eine Rede, die nicht einen einzigen und einfachen Sinn hat, lehrt nichts Bestimmtes."²²

Jener Form der Exegese ist Anfang des 18. Jahrhunderts auch sprachtheoretisch durch eine strikte Separierung der sprachlichen von den natürlichen Zeichen und ihre Bindung an den Vorstellungsbegriff der Boden entzogen worden. Und wie dies geschehen ist, läßt sich gerade an Verschiebungen innerhalb der sonst immer zu Paaren getriebenen 'Leibniz-Wolffschen Philosophie' beobachten. Noch ein halbes Jahrhundert zuvor hatte die barocke Sprachtheorie, etwa Philipp von Zesens "Rosen=mänd", in den Worten, ja selbst in den einzelnen Buchstaben ein "unerschöpfliches meer voller verborgenheiten und geheimnisse"²³ erblickt und "alle sprachen und zungen / die man itzund in der gantzen welt redet", besonders aber die "Deutsche [...] hauptsprache", als – wie sehr auch durch die Babylonische Sprachverwirrung korrumpierte – Abkömmlinge der "folkomne[n] rede und sprache" Adams interpretiert, der dank seiner "folkommene[n] weisheit [...] ein iedes ding / was ihm zu gesichte sties / straks / und nicht von ohngefähr oder oben hin / sondern nach angebohrner art und eigenschaft der geschöpfe / mit besondern / füglichen und eignen unterschiedlichen nahmen nennen / und eigentlich beschreiben mögen / wie uns

Gott selbst durch Mosen solches geoffenbahret".²⁴ Ja, selbst wenn heutzutage ein Wort neu gebildet werde, so "flüßet solches nenn-wort nicht allein aus dem rechten grunde der alten sprache / sondern auch aus dem grunde der natur und eigenschaft des benannten dinges selbst: welche dem benenner im sinne schwebet / und ihn gleichsam unvermärkt antreibt / daß er das ding so und so / fast ohne sein wissen / daß ers tuht / benahmet".²⁵ So spricht auch Schottelius in seiner "Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen HauptSprache" (1663) von den "süssen Geheimnissen der Sprachen", in denen "ein gantz überjrrdisches verborgen" sei.²⁶ Besonders aber sei "unsere Teutsche Sprache [...] voller Kunst und Geheimnissen": "Was die Natur uns wil verstehen lassen / das können wir der Natur in Teutscher Sprache nachreden".²⁷ Und noch Morhof spottet in seinem "Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie" zwar über "einige scharfsinnige Leute [...] / welche die Hebräische Sprache gar der Natur gemäß halten / daß sie auch meinen / es werden die Buchstaben derselben / wann man sie ausspricht / mit eben solcher Figur von der Zunge im Halse gebildet / davon sie schon einen anatomischen Abriß gegeben", hält aber selbst an der Auffassung fest, daß sich das Verhältnis der Worte zu den Dingen "auff einen analogismum naturae gründet".²⁸

Es ist demgegenüber, als trete man in eine ganz andere geistige Welt, wenn man in Leibniz' (um 1704 verfaßten) "Nouveaux Essais sur l'Entendement Humain" liest, daß "die Worte [...] von den Menschen als Zeichen für ihre Ideen gebraucht werden" und "daß das nicht durch eine natürliche Verbindung, die es zwischen bestimmten artikulierten Lauten und bestimmten Ideen gäbe, geschehen ist [...], sondern durch eine willkürliche Festsetzung, derzufolge ein bestimmtes Wort auf Grund eines Willensaktes zum Zeichen einer bestimmten Idee wurde".²⁹ Doch dieser Anschein unvermittelter Modernität trägt. Denn wie es schon Schottelius als "eine alte Streit Frage" bezeichnet hatte, "Ob die Wörter von Natur oder Kur / oder / ob sie wilkührlich oder natürlich weren / ihrem Ursprunge nach",³⁰ so räumt auch der Mitunterredner der "Nouveaux Essais", Théophile, sogleich ein, er wisse sehr wohl, daß es "in den Schulen und überall" üblich sei zu sagen, "daß die Bedeutungen der Worte willkürlich (ex instituto) sind".³¹ Tatsächlich gehörte die uns so modern anmutende These von der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen geradezu zum Grundbestand der scholastischen Sprachtheorie und geht letztlich auf Aristoteles' "De interpretatione" zurück, demzufolge der Name ein Laut mit Bedeutung ist, und zwar nicht von Natur, sondern gemäß einer (historischen) Einrichtung (16 a 19 u. 26 f.),³² und er sich als Zeichen auch nicht direkt auf einen Gegenstand, sondern auf einen Bewußtseinsinhalt bezieht (16 a 3 f.).³³ - Sicher ist es (nebenbei bemerkt) eine Schwäche der Foucaultschen Konstruktion, daß sie das "Zeitalter des Ähnlichen" in einem archaischen clair-obscur erscheinen läßt und daher solche frühen konventionalistischen und mentalistischen Konzeptionen erst dem "Klassischen Denken" des 17. und 18. Jahrhunderts zu-

ordnen kann. (So hat Foucault noch kurz vor seinem Tode gesprächsweise an seiner umstrittenen These von der 'Entdeckung des Menschen' am Ende des 18. Jahrhunderts festgehalten, um dann selbstironisch einzuräumen: er müsse sie vielleicht umdatieren - um 2000 Jahre.)

Andererseits aber ist es bezeichnend, daß jene konventionalistische Sprachtheorie dem Mitunterredner Philalèthe in den Mund gelegt wird, der innerhalb der "Nouveaux Essais" weitgehend die Position Lockes vertritt.³⁴ Sein Opponent Théophile jedenfalls hält dagegen, daß das Deutsche durchaus "Natürliches und (um in der Sprache Jakob Böhmes zu reden) Adamitisches bewahrt"³⁵ habe und "daß es etwas Natürliches im Ursprung der Worte gibt, durch welches ein Zusammenhang zwischen den Dingen und den Lauten und den Bewegungen der Stimmorgane bezeichnet wird"³⁶ - so diene der Buchstabe R dazu, "um eine heftige Bewegung und ein dem Lautwert dieses Buchstabens ähnliches Geräusch zu bezeichnen", dagegen "bezeichnet der Buchstabe L eine sanftere [...] Bewegung", wofür Théophile eine Fülle von Beispielen aus den verschiedensten Sprachen anführt.³⁷ Daß dies durchaus nicht nur auf das Konto dieses Dialogpartners zu verbuchen ist, sondern sich weitgehend mit Leibniz' eigener Auffassung deckt, zeigen dessen "Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" (1679/80?), in denen es wiederum bereits als bekannt vorausgesetzt wird, "daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes" ist (§ 1), freilich nicht ohne hinzuzufügen: "Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache, auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seyn" (§ 5).³⁸ Und auch hier wird die Ähnlichkeit zwischen den sprachlichen Zeichen und den Dingen bis hinunter zu den Buchstaben behauptet: etwa, daß der "Buchstabe W [...] eine Bewegung mit sich bringet, so ab- und zugehet, auch wohl umgehet, als bey wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, W h e l , oder Rad [...]" (§ 49); was alles Leibniz zu dem Resümee veranlaßt:

Dergleichen Exempel sind nicht wenig vorhanden, so nicht allein der Dinge Ursprung entdecken, sondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben so willkürlich oder von ohngefahr herfürkommen, als einige vermeynen, wie dann nichts ohngefahr in der Welt, als nach unserer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen. Und weil die Teutsche Sprache vor vielen andern dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grund-Wurzeln in derselben desto besser zu erkennen [...] (§ 50).³⁹

Dagegen führt keine Brücke mehr zu solchen Spekulationen, wenn Christian Wolff in seinen "Vernünfftigen Gedancken Von GOTT, Der Welt und der Seele des Menschen" (1720) die Frage "Was Wörter sind" kompromißlos beantwortet: "Es sind [...] die W ö r t e r nichts als Zeichen der Gedancken" (§ 291), und fortfährt: "Die Wörter gehören unter die willkürliche Zeichen (§ 291.294.) denn daß ein Wort und ein Begriff mit einander

zugleich zugegen sind, oder eines von beyden auf das ander erfolgt, beruhet auf unserem Willkühr" (§ 295).⁴⁰ Entsprechend heißt es dann sowohl bei Gottsched, daß "die Wörter eigentlich nichts anders, als Zeichen unserer Gedanken sind, die man aussprechen kann", und daß "die Bedeutung der Wörter willkürlich ist",⁴¹ als auch bei seinem Gegenspieler Bodmer: "Die Sprache giebt [...] den Dingen bequeme Nahmen, mittelst willkürlicher Töne",⁴² wobei 'Ding' bzw. 'Gegenstand' im Sinne von "Denkbild"⁴³ zu verstehen ist. Und so über alle Schulstreitigkeiten hinweg die ganze Aufklärung hindurch bis zu Fichtes frühem Aufsatz "Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache" (1795), mit der noch völlig mit Wolff konformen Definition:

Sprache, im weitesten Sinne des Worts, ist der Ausdruck unserer Gedanken durch willkürliche Zeichen. [...] Darunter verstehe ich hier solche Zeichen, welche ausdrücklich dazu bestimmt sind, diesen oder jenen Begriff anzudeuten. Ob dieselben mit dem Bezeichneten natürliche Aehnlichkeit haben, oder nicht, das ist hier völlig gleichgültig.⁴⁴

Welcher Kontrast dazu ein reichliches Jahrzehnt später die "Reden an die deutsche Nation" (1808), in denen Fichte betont, daß "weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen", und er seinen Zuhörern einschärft:

Die Sprache überhaupt, und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge, hängt keineswegs von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuvörderst ein Grundgesetz, nach welchem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem, und keinem andern Laute wird. So wie die Gegenstände sich in den Sinnenwerkzeugen des Einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe usw. abbilden, so bilden sie sich im Werkzeuge des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur, und verkündigt sich andern seinesgleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige und durchaus notwendige.

Zwar sei diese "Eine und reine Menschensprache" faktisch nirgends als solche realisiert, sondern nur in mannigfachen Änderungen und Abweichungen; "jedoch findet auch hierin nicht Willkür oder Ohngefähr, sondern strenges Gesetz statt".⁴⁵ Ja, in seinen letzten Vorlesungen "Die Staatslehre oder über das Verhältnis des Urstaates zum Vernunftreiche" (SS 1813) geht Fichte so weit, "eine gemeinschaftliche, angeborene Sprache, die da fertig war vom Sein aus, und verständlich vom Sein aus" zu postulieren:

Der Gedanke redete ohne dazwischentretende Willkür: die bewußte Welt gestaltete sich zugleich in einem all-

gemeinverständlichen Schallbilde. [...] Es ist noch merklich in gewissen Grundbedeutungen einzelner Buchstaben, z.B. F.R.L., in allen Sprachen. Die Abweichungen wären historisch zu erklären. -⁴⁶

Dies ist gewiß ein frappierender Parallellfall zu der von Foucault an ganz andersartigen Texten jener Zeit konstatierten Wiederkehr von Zügen des barocken Sprachdenkens: die quasi-adamitische "Eine und reine Menschensprache" als reine 'Abbildung' der Gegenstände; die aus ihr stammenden "Grundbedeutungen" selbst noch der Buchstaben; nicht zuletzt auch die Glorifizierung des "rechte[n] wahre[n] Deutsch" als einer 'lebendigen' "Muttersprache" im Gegensatz zu den 'toten' Sprachen der Nachbarn.⁴⁷ Und zugleich ist es eine Vorwegnahme von Sprachkonzeptionen Humboldts, Bopps und Grimms: die Sprache als "Anschauungskreis" eines Volkes,⁴⁸ das Betonen des 'strengen Gesetzes' ihrer Besonderheit und die Forderung einer 'historischen Erklärung' ihrer Abweichungen. Diese Janusköpfigkeit des späten Fichte, wie überhaupt die historisch-systematische Wendung der Sprachtheorie am Anfang des 19. Jahrhunderts, mußten aus der Krise der psychologistischen und konventionalistischen Sprachauffassung der Aufklärung, der Fichte in seiner Jugend noch den Tribut gezollt hatte, hergeleitet werden. Doch dann verlören wir endgültig den anderen Teil unseres Themas aus dem Blick; wir kehren daher zurück zu den Anfängen der Aufklärungshermeneutik.

Trotz oberflächlicher Kontinuität der protestantischen Argumentationstopoi gegen die Lehre vom vierfachen Schriftsinn brachte erst die Aufklärungshermeneutik einen radikalen Bruch mit den semiologischen Voraussetzungen der mittelalterlichen Exegese; und wie diese Wandlung erfolgt ist, läßt sich in wesentlichen Momenten an Georg Friedrich Meiers "Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst" (1757) beobachten. Dabei bezieht sich diese 'allgemeine Auslegungskunst' durchaus rückwärtsgewandt noch einmal auf den gesamten Bereich der sprachlichen wie der materiellen Zeichen;⁴⁹ ja sogar die einstige Unterordnung der Wort- unter die Dingbedeutungen - "Est enim rerum significatio profundior quam vocum" (Hugo von St. Victor)⁵⁰ - kehrt bei Meier verwandelt wieder im Primat der natürlichen über die willkürlichen Zeichen und in dessen theologischer Begründung, nun freilich aus dem Geist der Leibnizschen "Théodicée" (Versuch §§ 37 f.).

In zwei zentralen Punkten aber unterscheidet sich Meiers Zeichenkonzeption grundlegend von der der mittelalterlichen Exegese: in der Verwerfung jeglicher Bedeutungsvielfalt als eines Definiens des 'vollkommenen Zeichens' und in der Kritik der Ähnlichkeit als eines Richtmaßes der Interpretation. War es nämlich im Mittelalter als besonderer Vorzug der Dingbedeutungen angesehen worden, daß sie erheblich vielfältiger zu sein vermögen als die Wortbedeutungen,⁵¹ so betont nun Meier im Gegenteil:

Je mehrere Bedeutungen ein Zeichen hat, je verschiedener dieselben sind, und je mehr sie einander entgegengesetzt sind, [...] desto grösser ist die Zweideutigkeit des Zeichens, und desto schwerer die Erkenntniß einer gewissen bestimmten Bedeutung aus dem Zeichen. Folglich [mit einer ans Palmströmsche grenzenden Logik] sind die natürlichen Zeichen nicht zweideutig [...]. (Versuch § 55)

Während aber die geächtete 'Mehrdeutigkeit' bei Meier (wie übrigens generell in der Aufklärungshermeneutik) durch die Hintertür der positiv gewerteten "Fruchtbarkeit" des vollkommenen Zeichens dann doch wieder partiell Eingang in den hermeneutischen Kanon zu finden vermochte (Versuch § 41),⁵² bedeutet Meiers Verwerfung jeglichen Ähnlichkeitsdenkens einen kompromißlosen Bruch mit der mittelalterlichen Zeichenkonzeption. Wie obsolet dieses bis ins Barock herrschende Analogiedenken durch die von der neuzeitlichen Philosophie seit Bacon und Descartes geübte Kritik geworden war,⁵³ läßt der Spott der "Logique de Port-Royal" unmißverständlich erkennen:

Es gibt eine Konstellation am Himmel, die einige Leute Waage zu nennen belieben und die einer Waage so ähnlich ist wie einer Windmühle; die Waage ist das Symbol der Gerechtigkeit: also werden die, die unter dieser Konstellation geboren werden, gerecht und billig sein. Es gibt drei andere Tierkreiszeichen, von denen man das eine Widder, das andere Stier, das andere Steinbock nennt, und die man ebenso gut auch Elefant, Krokodil und Rhinoceros hätte nennen können: der Widder, der Stier und der Steinbock sind Wiederkäuer: also sind diejenigen, die eine Medizin einnehmen[,] wenn der Mond unter diesen Konstellationen steht, in Gefahr, sie wieder zu erbrechen. Wie ungereimt auch diese Schlüsse sein mögen, gibt es Leute, die sie herleiern[,] und andere, die sich davon überzeugen lassen.⁵⁴

Ganz im gleichen Sinne wird nun auch von Meier eingeschärft:

Doch hüte man sich, daß man nicht, um einer jedweden Aehnlichkeit und Gleichheit willen, die sich zwischen zweyen Dingen befindet, einen bezeichnenden Zusammenhang zwischen ihnen annehme. (Versuch § 80)

Hatte sich allerdings die Zeichentheorie der "Logique de Port-Royal" am Paradigma der Landkarten und Bilder orientiert und speziell die natürlichen Zeichen durch das Spiegelbild im Verhältnis zu dem von ihm repräsentierten Gegenstand veranschaulicht,⁵⁵ so läuft Meiers Zeichenkonzeption demgegenüber auf eine nahezu vollständige Tilgung aller ikonischen Momente hinaus.⁵⁶ Denn er exemplifiziert die natürlichen Zeichen rein indexikalisch an der Verknüpfung von "Ursach" und "verursachte[r] Sache" und von "Zweck" und "Mittel" (Versuch §§ 68 u. 76 f.); ja selbst die Relation der "Copie" zu ihrem "Vorbild" wird nicht etwa durch einen Fall von Ähnlichkeitsbeziehungen, sondern durch die

Verknüpfung von "Körper" und "Seele" erläutert (ebd. § 78) und damit ihres genuin ikonischen Charakters entkleidet.

Die Ähnlichkeit, einst Grundzug der gesamten Seinsordnung (*analogia entis*), ist so – wie dies Foucault vor allem im Hinblick auf die neuzeitliche Naturwissenschaft beobachtet hat (82 ff./102 ff.) – zu Beginn der Aufklärungshermeneutik an die äußersten Ränder des Erkennens gedrängt worden: Einerseits als bloßes Begleitphänomen der faktischen Verkettungen von Ursache und Wirkung, von Mittel und Zweck etc., indem solche Kontinuitätsbeziehungen stets auch gewisse Merkmalsübereinstimmungen implizieren:

Eine jedwede Ursach ist der verursachten Sache ähnlich und gleich. Folglich ist manchmal eins unter ähnlichen und gleichen Dingen, auch für die Menschen, ein natürliches Zeichen des andern [...]. Doch hüte man sich, daß man nicht, um einer jedweden Aehnlichkeit und Gleichheit willen, die sich zwischen zweyen Dingen befindet, einen bezeichnenden Zusammenhang unter ihnen annehme. (Versuch § 80)

Andererseits aber fungiert die Ähnlichkeit, wenn schon nicht mehr als ontologisches Prinzip, so doch als ein organisierender Faktor des Erkenntnisprozesses zur Sicherung der Homogenität der Erfahrung⁵⁷ – ausgedrückt durch die "hermeneutische Regel":

die natürlichen Zeichen müssen ausgelegt werden nach Maaßgebung ähnlicher natürlicher Zeichen von eben der Art und Gattung, welche Aehnlichkeit der Parallelismus der natürlichen Zeichen genannt werden kan. (Versuch § 64)

G.F. Meiers "Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst" fixiert damit Positionen, die von der Aufklärungshermeneutik über mehr als ein halbes Jahrhundert nicht in Frage gestellt werden sollten. Und mag man auch in Meiers "Architektonik und Symmetrie" (mit Dilthey) "nur blinde Fenster, durch die niemand sehen kann",⁵⁸ erblicken, so ist dieser schmale Vorläufer der später von Schleiermacher geforderten "allgemeinen Hermeneutik"⁵⁹ doch die bündigste Widerlegung jenes (letztlich auf Schleiermacher [HK 123 f.] zurückgehenden) Klischees von der Vorschleiermacherschen Hermeneutik als eines bloßen Aggregats von Regeln, das einer Begründung durch allgemeine Prinzipien ermangelte.⁶⁰ Dagegen zeigt sich die historische Zwiespältigkeit von Meiers "Versuch" auf geradezu kru-
de Weise in dessen abschließender "practischer Auslegungskunst" (§§ 249–271). Denn von der "heilige[n] oder theologische[n]", der "juristische[n]" und der "sittlichen Auslegungskunst" (§§ 251–253) über die "Auslegung der hieroglyphischen Zeichen", "Wapen" und "Münzen" (§ 266–268) sowie die "sittliche Physiognomie" und "Traumdeuterey" (§ 269) bis hin zur "emblematische[n] Auslegungskunst" (§ 271) werden hier unterschiedslos alle erdenklichen Gebiete aufgezählt, in denen die "Regeln der allgemeinen Auslegungskunst"

angewendet werden können (§ 249); wobei die "mantische Auslegungskunst" (z.B. "Astrologie", "Traumdeuterei", "Augurium", "Wahrsagung aus den Namen [und] Zahlen" [Versuch §§ 256-265]) ohne auch nur eine Andeutung von Kritik den weitaus breitesten Raum einnimmt.

Doch nicht genug, daß dieser wahrhaft 'barocke' Katalog von Spezialhermeneutiken - verständlicherweise - keine Nachfolge unter den Hermeneutiken des 18. Jahrhunderts gefunden hat,⁶¹ so hat auch Meiers Idee einer "Auslegungskunst im weitem Verstande", nämlich als einer allgemeinen "Wissenschaft der Regeln, durch deren Beobachtung die Bedeutungen aus ihren Zeichen können erkannt werden" (Versuch § 1), in der anschließenden Entwicklung der Aufklärungshermeneutik keine nennenswerte Rolle zu spielen vermocht, so daß noch Schleiermachers philologischer Lehrmeister Friedrich August Wolf als Desiderat notierte:

Bis jetzt haben wir über die allgemeine Hermeneutik wenig Befriedigendes. Diese philosophische Disciplin beschäftigt sich im Allgemeinen mit der Erklärung von Zeichen. *Hermeneutica generalis est disciplina signorum explicandorum*. Alle Arten von Zeichen kommen bei dieser in Betrachtung, sogar die Himmelszeichen, auf die der Augur achtet.⁶²

Schleiermacher jedenfalls hat später eine solche "*Hermeneutica generalis*" im Sinne einer 'allgemeinen Semiotik' nie als Aufgabe der Hermeneutik betrachtet; bestimmt er diese doch - darin ganz in der Tradition der protestantischen Aufklärungshermeneutik - als "die Kunst, die Rede eines andern, vornehmlich die schriftliche, richtig zu verstehen",⁶³ und rechnet es (anders als später Dilthey) ausdrücklich zu den "bestimmten Grenzen der Hermeneutik", daß sie es "immer nur mit dem in der Sprache producirt zu thun haben kann" (HK 152). Mit dieser programmatischen Begrenzung der Hermeneutik auf den Bereich der sprachlichen Zeichen wird dann aber endgültig der traditionellen Auslegung nach dem mehrfachen Schriftsinn der Boden entzogen - wie ja schon J.A. Ernesti erklärt hatte:

Jener sogenannte *sensus typicus* selbst ist eigentlich nicht das, was wir in unserer Disziplin als 'Sinn' bezeichnen. Er ist nämlich kein Sinn, der den Wörtern zukommt, sondern den Dingen, die Gott zum Zeichen zukünftiger Dinge bestimmt hat. Und für die Suche nach diesem brauchen Mühe und Talent des Interpreten nicht angewendet werden.⁶⁴

Mag dies auch als eine "gewisse Verarmung" für die Hermeneutik erscheinen,⁶⁵ so ist diese Beschränkung auf einen einzigen *Schriftsinn* doch zugleich durch eine wachsende Differenzierung der *Auslegungsmethoden* begleitet, die sowohl die spezi-

fische Sprachlichkeit des Texts als auch dessen Autor und seine Intentionen zu thematisieren erlaubt und schließlich in die Schleiermachersche Entgegensetzung von "grammatischer" und "psychologischer Interpretation" mündet.

In ihrer Frühphase hatte sich die Aufklärungshermeneutik noch eindeutig auf das 'vollkommene Verstehen' eines gegebenen Textes als solchen, nicht aber der Meinungen und Absichten seines Verfassers gerichtet. So betont Johann Martin Chladenius in seiner "Einkleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften" (1742):

[...] weil die Menschen nicht alles übersehen können, so können ihre Worte, Reden und Schrifften etwas bedeuten, was sie selbst nicht willens gewesen zu reden oder zu schreiben: und folglich kan man, indem man ihre Schrifften zu verstehen sucht, Dinge, und zwar mit Grund dabey gedencken, die denen Verfassern nicht in Sinn kommen sind. Es kan auch gegenseitig geschehen, daß ein Mensch sich einbildet, seine Meynung so vorgetragen zu haben, daß man ihn vollkommen verstehen müsse, und in seinen Worten ist doch wol nicht alles anzutreffen, was seinen Sinn vollkommen zu vernehmen uns in Stand setzete. Daher ist bey allen Reden und Schrifften der Menschen zweyerley, den Sinn des Verfassers, oder den Verfasser vollkommen verstehen, und die Rede oder Schrift an sich betrachtet, vollkommen verstehen.⁶⁶

Wenn überhaupt, so sei es allenfalls bei der 'Anwendung' – in Chladenius' Terminologie: dem "mittelbaren Verstand" – einer Rede oder Schrift erforderlich, auch auf die Absicht ihres Verfassers zu sehen.⁶⁷

Dagegen heißt es bald darauf in Meiers "Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst": "Wenn man die Rede eines Autors auslegt, so sagt man, daß man den Autor selbst auslege" (§ 110). Und dies ist nicht etwa eine laxer metonymische Redeweise, sondern eine logische Konsequenz aus Meiers Fundierung der "Auslegungskunst" durch den Vorstellungsbegriff, derzufolge der "Sinn einer Rede" nichts anderes ist als eben "diejenige Reihe mit einander verknüpfter Vorstellungen, welche der Autor durch die Rede bezeichnen will" (ebd. § 112). Demgemäß ist es hier lediglich der ganz untergeordnete "b u c h s t ä b l i c h e S i n n, oder Verstand, (sensus litterae)", der "aus den einzeln Worten, Redensarten und Wortfügungen [...] ohne Beziehung auf den Autor" erkannt werden kann (ebd. §§ 114 u. 142), während der volle "u n m i t t e l b a r e S i n n, oder der Wortverstand der Rede, (sensus litteralis)" geradezu mit der "Willensmeinung oder Begierde des Autors" (ebd. §§ 116 u. 162) zusammenfällt.

Dieser Dualismus – der etwa dem in der linguistischen Pragmatik geläufigen zwischen 'literal word or sentence meaning' und 'speaker's utterance meaning'⁶⁸ entspricht und der

(soweit ich sehe) in den Grammatiken des 18. Jahrhunderts überhaupt nicht thematisiert worden ist – bestimmt (wenn nicht terminologisch, so doch der Sache nach⁶⁹) die gesamte spätere Aufklärungshermeneutik, repräsentiert vor allem durch die konkurrierenden Schulrichtungen der "grammatischen Interpretation" Ernestis und der "historischen Interpretation" Semlers. Deren Differenz wird in einer der letzten Aufklärungshermeneutiken, Georg Lorenz Bauers "Entwurf einer Hermenevtik des Alten und Neuen Testaments" (1799), folgendermaßen festgehalten:

Die grammatische Interpretation [...] untersucht die Bedeutung einzelner Worte und ganzer Redensarten und Sätze; die historische Interpretation untersucht näher, was und wie viel ein Verfasser bey seinen Werken gedacht, welche Begriffe er genau damit verbunden und gewollt hat, daß andere die nämlichen Begriffe damit verbinden sollen.⁷⁰

Wie diese Begriffsbestimmung anzeigt, ist bei der so gefaßten "grammatischen Interpretation" des 18. Jahrhunderts nicht etwa an 'Grammatik' im Sinne eines Regelsystems der Sprache oder an eine alle einzelnen Äußerungen übergreifende Sprachstruktur zu denken (wie dies aus heutiger Sicht naheliegen mag),⁷¹ sondern ganz schlicht an γράμμα ('littera', 'Buchstabe')⁷² – sie meint also nichts anderes als 'buchstäbliche Interpretation'. Entsprechend gliedert sie sich (mit unterschiedlichen Formulierungen) im wesentlichen in die Rubriken: 'Von der Bedeutung und dem Sinn der Wörter und Redensarten', 'Von den Arten und dem verschiedenen Gebrauch der Wörter' (z.B. 'eigentlich' vs. 'übertragen', 'emphatisch' vs. 'abundierend' etc.), 'Vom Zusammenhang der Wörter und Sätze untereinander' und 'Vom Zusammenhang und der Zergliederung der Schriftstellen'. Schleiermachers "Kanones" der "grammatischen Auslegung" (HK 86-103, HL 41-142) sind dann im wesentlichen eine methodische Rekonstruktion der von seinen Vorgängern gesammelten Auslegungsregeln. Insofern bewahrheitet sich auch hier Solgers hellsichtiges Wort von der "Schleiermacherschen Schule [...], die eigentlich eine, nur consequentere und scharfsinnigere Aufklärung, als die zuletzt erschienene, betreibt".⁷³

Andererseits sind auch in der "historischen Interpretation" der Aufklärung bereits entscheidende Momente der Schleiermacherschen "psychologischen Auslegung" vorweggenommen, die (wie wir seit neuestem wissen) unter dem traditionellen Titel der "historische[n] Interpretation" (HK 31)⁷⁴ begonnen hatte. So findet sich etwa bei Bauer schon die Einbeziehung der "gesamte[n] Beschaffenheit des Urhebers einer Rede" in die hermeneutischen Untersuchungen;⁷⁵ bei Keil die Frage nach den "Vorstellungen [...] seiner ersten Leser" als weiteres Spezifikationskriterium der Auslegung;⁷⁶ ja bei Bauer sogar schon die ganz Schleiermacherisch klingende methodische Maxime:

Man vergesse ganz die Begriffe seiner Zeit, die Art, die Gegenstände sich vorzustellen, ihre Ursachen zu erklären, und die ganze Art zu denken, die wir haben, und versetze sich ganz in das Zeitalter, in welchem der zu erklärende Schriftsteller lebte, und mache sich mit seiner Vorstellungs- und Denkungsart, Begriffen, Urtheilen recht vertraut.⁷⁷

Freilich sollte es im Rahmen der Aufklärungshermeneutik ausgeschlossen bleiben, daß grammatische und historische Interpretation je in einen echten Gegensatz treten könnten; postuliert doch noch K.A.G. Keil als einer ihrer letzten Vertreter:

Diese *grammatische* Erklärung ist indeß von der [...] *historischen* Interpretation [...] keineswegs verschieden, und kann daher auf keine Weise von ihr getrennt, oder ihr entgegengesetzt werden, vielmehr sind beyde auf das genaueste mit einander verbunden. Die historische kann und darf nie eine andere, als grammatische seyn; dagegen soll und muß aber auch die grammatische immer eine historische seyn.⁷⁸

Mochte dies aus einer Schleiermacherschen Perspektive wie eine ohnmächtige Beschwörung erscheinen, so beruhte diese Harmonisierung von grammatischer und historischer Interpretation doch auf prinzipiellen Gründen. War es nämlich die für die Aufklärung charakteristische Engführung von Sprach- und Vorstellungstheorie,⁷⁹ die zur Proklamation der Autorintention als Verstehensnorm und damit zur Ausdifferenzierung von grammatischer und historischer Interpretation geführt hatte, so wurde zugleich deren vollständige Kommensurabilität durch die Dominanz des Vorstellungsbegriffs in beiden Interpretationstypen garantiert, indem sowohl der vom Autor intendierte "Verstand einer Rede" als auch die davon unabhängigen "Bedeutungen der Worte" gleichermaßen als 'Vorstellungen' begriffen wurden.⁸⁰

Diese Harmonisierung beider Interpretationsgesichtspunkte – des auf die rein sprachliche Seite und des auf den Verfasser und seine Intentionen gerichteten – wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend durch Entwicklungen außerhalb der engeren sprachtheoretischen und hermeneutischen Schultraditionen erschüttert: einerseits durch das wachsende Eigengewicht beider Seiten der Auslegung im Rahmen der Herderschen Sprach- und Literaturtheorie, andererseits durch die im Zuge der Entfaltung der idealistischen Philosophie erfolgte Entthronung des Vorstellungsbegriffs als fragloser Vermittlungsinstanz. Wenn dann Schleiermachers Auseinandersetzung mit der Aufklärungshermeneutik von vornherein nicht nur auf ihre methodische Rekonstruktion, sondern mindestens ebenso sehr auf ihre prinzipielle Überwindung hinauslief, so beruhte dies in hohem Maße auf seiner frühen und entscheidenden Prägung durch eben jene, die aufklärerische Sprachtheorie und Hermeneutik transzendierenden Geistesströmungen.

Einerseits hatte die sprachliche Auslegung literarischer Werke schon beim frühen Herder eine ganz neue Dimension hinzugewonnen. Denn seiner Überzeugung nach ist die Sprache nicht nur als mehr oder minder neutrales "Werkzeug" anzusehen, sondern darüber hinaus auch als "Behältniß", ja sogar als prägende "Form" der Literatur und Wissenschaft, die "der ganzen Menschlichen Erkenntniß Schranken und Umriß [...] giebt".⁸¹ Wenn Herder so an der aufklärerischen Sprachauffassung (verkörpert etwa durch Johann David Michaelis' "Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen", Berlin 1760) kritisiert, daß sie "nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne", und er statt dessen das Studium der Sprachen vornehmlich auf den "große[n] Gedankenvolle[n] Raum, den sie einschließen," gerichtet wissen will,⁸² so ist damit bereits der entscheidende Schritt getan zu der später von Schleiermacher proklamierten Verwandlung der "grammatischen Interpretation" aus einer bloßen Aneinanderreihung von Worterklärungen in ein "Verstehen aus der Totalität der Sprache" (HK 77).

Andererseits war auch Schleiermachers aus der überkommenen "historischen Interpretation" hervorgegangene "psychologische Auslegung" sprachlicher Äußerungen "als Lebensmoment des Redenden in der Bedingtheit aller seiner Lebensmomente" (HL 13) weit über die Ansätze der Aufklärungshermeneutik hinaus bei Herder vorgebildet. Und zwar finden sich in zwei Absätzen der Herderschen Schrift "Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" wie in einer Nußschale ihre entscheidenden Grundgedanken versammelt: die Programmformel, "man sollte jedes Buch als den Abdruck einer lebendigen Menschenseele betrachten können"; die Anweisung, "mehr im Geist des Urhebers, als im Buch zu lesen", denn "das Leben eines Autors ist der beste Commentar seiner Schriften"; schließlich die Versicherung, daß "dies l e b e n d i g e L e s e n , diese Divination in die Seele des Urhebers das e i n z i g e Lesen und das tiefste Mittel der Bildung" sei.⁸³

Dennoch sind diese weitreichenden Antizipationen noch durch eine prinzipielle Differenz von der Schleiermacherschen Hermeneutik geschieden. Denn nicht anders als in der Aufklärungshermeneutik wird auch bei Herder das Verhältnis zwischen der auf die Sprache und der auf den Autor gerichteten Seite der Interpretation nirgends zu einem wirklichen Problem; freilich ist es hier nicht mehr der Begriff der 'Vorstellung', sondern der des 'Lebens', der von vornherein eine Klammer zwischen beiden auseinanderstrebenden Auslegungsrichtungen bildet. So sehr dieser Leitbegriff – wie Foucault besonders im Hinblick auf den medizinischen Diskurs gezeigt hat⁸⁴ – zu einer erheblichen Vertiefung und Dynamisierung der Auslegung beiträgt, so unübersehbar sind doch (gerade im Vergleich zur Schleiermacherschen Hermeneutik) die durch seine Dominanz bedingten Einengungen des hermeneutischen Untersuchungsfeldes: Indem nämlich das literarische Werk nur als unmittelbarer "Abdruck einer lebendigen Menschenseele" verstanden werden soll,⁸⁵ müssen

Fragen seiner bewußten Komposition wie der literarischen Technik überhaupt innerhalb einer so gefaßten autorbezogenen Interpretation weitgehend außer Betracht bleiben. Was aber die sprachbezogene Seite der Auslegung angeht, so hat Herders Betonung der Lebensbezüge der Sprache eine ausgesprochen anti-formale Stoßrichtung – gemäß seiner frühen Parole: "Weg also Grammatiken und Grammatiker."⁸⁶ Während nämlich später Franz Bopp behaupten wird, "dass die grammatischen Formen und der gesamte Organismus der Sprachen das Erzeugniss ihrer frühesten Lebens-Periode sind",⁸⁷ muß nach Herders Überzeugung "je ursprünglicher die Sprache [ist], desto weniger Grammatik in ihr seyn, und die älteste ist blos das [...] Wörterbuch der Natur!"⁸⁸ Tritt demnach bei Herder (kaum anders als in der Aufklärungshermeneutik) der morphologisch-syntaktische Aspekt der Sprache fast gänzlich hinter dem lexikalischen zurück – "wer wird blos bei der dünnen Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?"⁸⁹ –, so entspricht es dagegen der seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmenden Hinwendung zur "grammatischen Struktur" als primärer Schicht der Sprachen,⁹⁰ daß in Schleiermachers "grammatischer Auslegung" das "formelle Element" der Sprache völlig gleichberechtigt neben dem "materiellen" behandelt werden wird (HK 92).

Mit der Fortführung jener Herderschen Impulse bei gleichzeitiger Aufhebung ihrer formfeindlichen Restriktionen mußte sich nun freilich die Frage nach dem Verhältnis von sprach- und autorbezogener Interpretation in bis dahin ungeahnter Schärfe stellen. Denn es war ja gerade die Orientierung am Begriff des 'Lebens', die zwangsläufig zu den problematischen Einengungen des hermeneutischen Untersuchungsfeldes geführt hatte. Der konkurrierende Begriff der 'Vorstellung' aber hatte im selben Zeitraum seine philosophische Schlüsselstellung und damit auch seine frühere Geltung als fraglose Vermittlungsinstanz zwischen beiden konträren Auslegungsrichtungen endgültig eingebüßt. Foucault hat diesen Prozeß als das "Ende des klassischen Denkens" beschrieben (222 ff./261 ff.).

Seit dem Beginn der neuzeitlichen Philosophie zunehmend im Schwange, war der Begriff der 'repraesentatio' ('Vorstellung') vor allem durch Leibniz und Wolff zum organisierenden Prinzip der Bewußtseins- und Sprachtheorie der Aufklärung avanciert. Ursprünglich war 'repraesentatio' in der scholastischen Bildertheorie, in der Mikrokosmos-Makrokosmos-Spekulation und in der Mathematik völlig nicht-mental im Sinne von 'etwas Darstellen, Vertreten, Ausdrücken' verstanden worden;⁹¹ ja selbst noch in der "Encyclopédie" wird diese nicht-mentale Bedeutung als einzige Erklärung des Verbs 'représenter' angegeben:

REPRÉSENTER, v. act. (Gramm.) c'est rendre présent par une action, par une image, & c. Cette glace r e p r é s e n t e fidelement les objets [...]; ce phénomène est r e p r é s e n t é fortement dans cette description [...]. Les rois r e p r é s e n t e n t Dieu sur la terre.⁹²

Doch um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert gewann dieser Terminus in wachsendem Maße eine subjektiv-psychologische Bedeutung; ja wie sich besonders bei Leibniz und Wolff beobachten läßt, trat die obligatorische Objektrelation der 'Vorstellungen' zunehmend hinter ihrer selbstreflexiven Beziehung auf das Subjekt des Vorstellens zurück.⁹³ Foucault hat diesen Prozeß durch die (eher hegelianisierende denn 'klassische') These einer der 'Repräsentation' eigenen Kraft, sich s e l b s t zu repräsentieren, zu begreifen gesucht, welche "Faltung der Repräsentation in sich selbst" sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts nachträglich zu so etwas wie 'dem Menschen' als Thema der Anthropologie materialisiert habe.⁹⁴ Doch im Gegensatz dazu betont Foucaults (hier allerdings verschwiegener) Hauptgewährsmann Heidegger wohl zu Recht die unmittelbare Verschränkung des seit Descartes erfolgenden Heraufkommens der 'repraesentatio' als "Vorstellung" mit dem vorstellenden Menschen als der "Szene, in der das Seiende fortan sich vorstellen, präsentieren, d.h. Bild sein muß".⁹⁵

Jene begriffsgeschichtliche Entwicklung kulminierte in Kants Behandlung der "V o r s t e l l u n g überhaupt (repraesentatio)" als allgemeinsten Gattungsbegriffs der theoretischen Philosophie,⁹⁶ woraufhin sein Adept Karl Leonhard Reinhold in dem "Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens" (1789) und besonders in seiner "Neuen Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie" (1790)⁹⁷ den Begriff der 'Vorstellung' sogar als oberstes Deduktionsprinzip der gesamten Philosophie proklamierte.⁹⁸ So bestechend freilich die Reinholdsche Theorie in formaler Hinsicht als systematische Rekonstruktion der Kantschen Philosophie erscheinen mochte, so kollidierte sie doch gleich mit zwei ihrer zentralen Lehrstücke: dem Primat der reinen praktischen über die spekulative Vernunft und der Behandlung des 'Ich' (und nicht etwa der 'Vorstellung') als höchsten Punkts der Transzendentalphilosophie.⁹⁹ Die Destruktion des Begriffs der 'Vorstellung' als vorgeblichen Grundprinzips der Philosophie ließ denn auch nicht lange auf sich warten, ja sie bildete eines der wichtigsten Motive der Fichteschen "Wissenschaftslehre" und in deren Folge des romantischen Philosophierens überhaupt. Denn indem Fichte seit seiner "Aenesidemus"-Rezension (1793)¹⁰⁰ und den "Eignen Meditationen über Elementarphilosophie" (1793/94)¹⁰¹ die bei Reinhold überspielte Frage nach dem Subjekt der Vorstellungen zum Deduktionsprinzip erhob und den Begriff der 'Vorstellung' durch den des 'Handelns' ('Setzens') fundierte, überführte er so die 'Theorie des Vorstellungsvermögens' in eine Theorie der Subjektivität.

Während diese Entthronung des Vorstellungsbegriffs – die faktische bei Herder wie die prinzipielle bei Fichte – in der protestantischen Hermeneutik des ausgehenden 18. Jahrhunderts keine nennenswerten Reaktionen hervorrief, ging sie an der sich gleichzeitig ausbildenden philologischen Hermeneutik durchaus nicht spurlos vorüber. Bei Friedrich

August Wolf, dem Begründer der neueren klassischen Philologie, vor allem in Form von systematischen Inkohärenzen: denn einerseits bestimmt er die Hermeneutik (ganz im Sinne seiner unmittelbaren Vorgänger) als "die Kunst, grade die nemlichen Ideen oder Empfindungen, die ein Schriftsteller durch Reihen von Ausdrücken uns hat geben wollen, völlig eben so, wie sie in seinem Kopfe waren, [...] wieder zu fassen und uns darüber erklären zu können",¹⁰² an anderer Stelle aber ohne jeglichen Rekurs auf den Begriff der 'Vorstellung' als "die Kunst, alle Arten von Zeichen zu erklären, d.h. die Kunst, unter Zeichen das Bezeichnete zu verstehen", und zwar "sogar die Himmelszeichen, auf die der Augur achtet".¹⁰³

Noch weit entschiedener wird der Rahmen der Aufklärungshermeneutik durch Friedrich Schlegels Anhänger Friedrich Ast gesprengt, bei dem die Sprache nicht mehr als Vehikel des Vorstellens und Erkennens fungiert, sondern vielmehr emanatistisch als "Ausdruck und Offenbarung" des das Zentrum allen Lebens bildenden 'Geistes':

Alles Leben ist Entfaltung aus einem inneren Principe, also hat alles Lebendige eine Sprache, als den Ausdruck seines Lebens [...]; und selbst das Unbeseelte [...] drückt die erregte Kraft seiner Natur, die es der äusseren Einwirkung entgegengesetzt, durch einen Ton aus [...].¹⁰⁴

Auf Grund dieses Verständnisses der Sprache als Manifestation eines lebendigen Ursprungs und der daraus folgenden Auflösung des Bandes zwischen 'Sprache' und 'Vorstellung' läßt sich das Verstehen einer Rede oder Schrift nun nicht mehr als die Erkenntnis der Vorstellungen eines anderen fassen, sondern verwandelt sich vielmehr in ein "wahrhaftes Reproduciren oder Nachbilden" des aus einem "mythischen, noch in sich verhüllten Anfangspuncte" Gebildeten.¹⁰⁵

Bleiben auch Asts "Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik" – im Gegensatz zu Schleiermachers Hermeneutik – offenkundig hinter den formalen Standards und dem materialen Reichtum der hermeneutischen Schultradition zurück, so sind sie doch zumindest eine genialische Transposition von Ideen aus der romantischen Kunstkritik und der Schellingschen Identitätsphilosophie in die Disziplin der philologischen Hermeneutik. Die gelegentlich aufblitzende Gereiztheit in Schleiermachers beiden Akademiereden "Ueber den Begriff der Hermeneutik, mit Bezug auf F.A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch" beruhte nicht zuletzt darauf, daß er bei Ast in rhapsodisch-spekulativer Manier bereits wesentliche Momente seiner eigenen hermeneutischen Theorie antizipiert fand.¹⁰⁶ Doch selbst hier noch ist das Problem des Verhältnisses von "historischem" und "grammatischem Verstehen", dem noch ein drittes "geistiges" hinzugefügt wird,¹⁰⁷ von vornherein entschärft, indem nun 'Leben' und 'Sprache' allemal schon durch den Begriff des 'Geistes' vermittelt sind.¹⁰⁸

Erst wo das Verhältnis zwischen dem Verstehen "aus dem Mittelpunkt der Sprache" und dem Verstehen "aus dem Mittelpunkt eines Künstlers" (HK 37 f.) wirklich als offenes Problem erkannt wird, überschreitet das Denken endgültig die Grenzen des 18. Jahrhunderts und betritt so den Raum der Humboldtschen Sprachtheorie wie der Schleiermacherschen Hermeneutik.

Anmerkungen

- 1 Jellinek (1913), S. 26
- 2 Ernesti (1765), S. 23.
- 3 Morus (1797), S. 30 f.
- 4 Seiler (1800), S. 2, 6 u. 30.
- 5 Adelung (1789/90), Th. 1, S. 324.
- 6 So noch Friedrich Schleiermacher in einem Brief an Friedrich Lücke, 2.3.1816, abgedruckt in: Sander (1891), S. 67 f.
- 7 Habermas (1971), S. 101 ff.
- 8 Schleiermacher (1838), S. 207-245, u. (1835), S. 344-386 u. 387-402.
- 9 Humboldt (1903-1936), hier Bd. 4 (1905), S. 1-34 u. 285-313, u. Bd. 5 (1906), S. 107-133.
- 10 Künftig zitiert unter einfacher Angabe der Seitenzahlen der Originalausgabe und der deutschen Übersetzung.
- 11 Foucault (1966 a), S. 3.
- 12 Foucault (1967), S. 184 f.; sowie Foucault (1969), S. 96 f./dt. Übers.: S. 106 f.
- 13 Zur Diskursform des 'Kommentars' vgl. schon Foucault [1963], S. 14 f., sowie später Foucault [1972], S. 16 ff.
- 14 Foucault (1967), S. 184.
- 15 Ebd. S. 183. – Welche Peinlichkeit diese Foucaultsche "idée d'une histoire des techniques de l'interprétation" für die Adepten einer kaleidoskophaften 'Diskursanalyse' darstellt, zeigt Friedrich Kittlers saloppe Paraphrase: "Der junge Foucault träumte davon, ein Inventar all der seltsamen Handgreiflichkeiten anzulegen, die im Abendland den Reden widerfahren sind." (Kittler [1979], S. 219.) Die Neutralisierungsstrategie liegt auf der Hand: Denn zum einen ist der fragliche "Nietzsche, Freud, Marx"-Essay keineswegs ein Foucaultsches 'Jugendwerk', sondern entstand zwischen "Les mots et les choses" (1966) und "L'archéologie du savoir" (1969), dem Höhepunkt seiner Methodenreflexion. (Doch in ähnlich neutralisierender Absicht bezeichnet Kittler [(1977), S. 32 Anm. 78] ja auch "Les mots et les choses" als ein Werk des "jungen Foucault".) Zum andern spricht Foucault hier keineswegs spöttisch-

distanziert von einem "Inventar all der seltsamen Handgreiflichkeiten [...], die im Abendland den Reden widerfahren sind", sondern er identifiziert sich im Gegenteil durchaus mit dem Traum einer "histoire des techniques de l'interprétation" in Gestalt einer "sorte de Corpus général, d'Encyclopédie de toutes les techniques d'interprétation que nous avons pu connaître depuis grammairiens grecs jusqu'à nos jours" (Foucault [1967], S. 183). Das Resümee also: "lauter Stroboskopeffekte und keine Geschichte" ist zwar Kittlers Devise (Kittler [1979], S. 219), durchaus aber keine zwingende Konsequenz der Foucaultschen Diskursanalyse. Erst recht wendet sich der 'späte Foucault, der Verfasser einer mehrbändigen "Histoire de la sexualité", gegen die These, die Geschichte sei "absurd oder inkohärent": Im Gegenteil, sie ist intelligibel und muß bis in ihr aller- kleinstes Detail hinein analysierbar sein." (Foucault [1977], S. 29).

- 16 Foucault (1969), S. 207 f./226 f.
- 17 So Foucault (1971), S. 11; vorsichtiger Foucault (1969), S. 235/256 f.
- 18 Vgl. Apparatus anonymi cujusdam scholastici, ad vulgarem Rabani Allegoriarum editionem, in: Pitra [1855], S. 436-445, hier S. 436 f.; allgemein hierzu de Lubac (1959-1964) u. Brinkmann (1980).
- 19 Vgl. Hugo de S. Victore: Excerptio Allogoriarum libri XXIV, in: Migne (1844-1864), T. 177, Sp. 191-284, hier Sp. 205 B; hierzu Ohly: Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter, in: Ohly (1977), S. 1-31, bes. S. 13 ff.
- 20 Ohly: Probleme der mittelalterlichen Bedeutungsforschung und das Taubenbild des Hugo von Folieto, in: ebd. S. 32-92, hier S. 32.
- 21 Vgl. Luther (1883 ff.), [2. Abt.], Bd. 2, S. 315 (Nr. 2083 A), u. Bd. 5, S. 45 (Nr. 5285), sowie [1. Abt.], Bd. 46, S. 465; allgemein hierzu Holl (1923), S. 551 ff. u. 578, sowie Ebeling (1942) u. Ebeling (1951), bes. S. 175 f.
- 22 "Nam oratio, quae non habet unam ac simplicem sententiam, nihil certi docet." (Melancthon [1846], Sp. 466 ff.: "De quatuor sensibus sacrarum literarum" - Übs. von mir.)
- 23 Zesen [1651], S. 86
- 24 Ebd. S. 98 f. u. 104; vgl. auch Foucault (1966), S. 51 ff./67 ff.
- 25 Zesen [1651], S. 107.
- 26 Schottelius [1663], S. 74.
- 27 Ebd. S. 10 u. 12.
- 28 Morhof [1700], S. 23 f.
- 29 "les mots estant employés par les hommes pour estre signes de leur idées, [...] non par aucune connexion naturelle qu'il y ait entre certains sons articulés et certaines idées [...], mais par une institution arbitraire en vertu de laquelle un tel mot a esté volontairement le signe d'une telle idée" (Leibniz [1961], Bd. 2, S. 12 ff. [III, ii, § 1]).
- 30 Schottelius [1663], S. 64.

- 31 "Je say qu'on a coustume de dire dans les écoles et par tout ailleurs que les significations des mots sont arbitraires (ex i n s t i t u t o)" (Leibniz [1961], Bd. 2, S. 14 f. - korrigierte Übs.).
- 32 "ὄνομα μὲν οὖν ἐστὶ φωνή, κατὰ συνθήκην [...] Τὸ δὲ κατὰ συνθήκην, ὅτι φύσει τῶν ὀνομάτων οὐδὲν ἐστίν, ἀλλ' ὅταν γένηται σύμβολον [...]" (Aristoteles [1949], S. 49). Vgl. hierzu Coseriu (1968), bes. S. 86 ff.
- 33 ἐστὶ δὲ τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα (Aristoteles [1949], S. 49).
- 34 Vgl. Locke [1690], Vol. 2, S. 8 f. (III, ii, 1).
- 35 "il semble que le Teuton a plus gardé du naturel, et (pour parler le langage de Jaques Böhm) de l'Adamique" (Leibniz [1961], Bd. 2, S. 20 f.).
- 36 "qu'il y a quelque chose de naturel dans l'origine des mots, qui marque un rapport entre les choses et les sons et mouvements des organes de la voix" (ebd. S. 26 f.).
- 37 "[...] la lettre R pour signifier un mouvement violent et un bruit tel que celui de cette lettre. [...] comme la lettre R signifie naturellement un mouvement violent, la lettre L en désigne un plus doux" (ebd. S. 22 ff.).
- 38 Leibniz (1906), S. 519 f.
- 39 Ebd. S. 536. Vgl. hierzu Genette (1976), bes. S. 59-70.
- 40 Wolff [1751], S. 160 f.
- 41 Gottsched [1762], S. 144 (§§ 49 f.), entsprechend auch Gottsched [1762 a], S. 67.
- 42 [Bodmer] (1768), S. 1.
- 43 Ebd. S. 80.
- 44 Fichte [1795], S. 97 f.
- 45 Fichte [1808], S. 425 f.
- 46 Fichte [1813], S. 531. Vgl. dagegen noch die Kritik der "angebliche[n] Grundbedeutungen einzelner Buchstaben" in: Vater [1801], S. 91-98.
- 47 Fichte [1808], S. 427-438, bes. S. 435.
- 48 Ebd. S. 431.
- 49 Gerade vor dem Hintergrund der mittelalterlichen Exegese kann schwerlich davon die Rede sein, daß G.F. Meier in einem 'vielleicht verhängnisvollen Schritt' den Bereich der Hermeneutik auf die Gesamtheit der Zeichen überhaupt ausgeweitet habe; so Geldsetzer in seiner "Einleitung" zu Meier [1757], S. XVI (künftig zit. als "Versuch" mit einfacher Paragraphenangabe).

- 50 Denn: "voces ex humana, res ex divina institutione significant" (Hugo de S. Victore: *Speculum in Mysteriis Ecclesiae*, in: Migne [1844-1864], T. 177, Sp. 335-380, hier Sp. 375). Oder an anderer Stelle: "Philosophus [sc. Aristoteles] in aliis scripturis solam vocum novit significationem; sed in sacra pagina excellentior valde est rerum significatio quam vocum: quia hanc usus constituit, illam natura dictavit. Haec hominum vox est, illa Dei ad homines. Significatio vocum est ex placito hominum: significatio rerum naturalis est, ex operatione Creatoris volentis quasdam res per alias significari." (Hugo de S. Victore: *De Scripturis et scriptoribus sacris praenotatiunculae*, in: Migne [1844-1864], T. 175, Sp. 1-28, hier Sp. 20 f.)
- 51 "Est etiam longe multiplicior significatio rerum quam vocum. Nam paucae voces plus quam duas aut tres significationes habent; res autem quaelibet tam multiplex potest esse in significatione aliarum rerum, quot in se proprietates visibiles aut invisibiles habet communes aliis rebus." (Hugo de S. Victore: *De Scripturis [...]*, in: Migne [1844-1866], T. 175, Sp. 21.) Entsprechend heißt es in Hugos von St. Victor "Excerptiones Allegoricae": "Voces non plus quam duas aut tres habent significationes. Res autem tot possunt habere significationes; quot habent proprietates" (Migne [1844-1866], T. 177, Sp. 205).
- 52 So wird zwar von S.J. Baumgarten betont: "Die Fruchtbarkeit des Verstandes widerspricht [...] der Einheit und Einigkeit desselben gantz und gar nicht", und: "Die möglichste Fruchtbarkeit ist nicht mit einer Vervielfältigung zu verwechseln" (Baumgarten [1769], S. 42 f.), doch auch er nennt kein einziges klares Kriterium für die Unterscheidung beider.
- 53 Vgl. Foucault (1966), S. 65 ff./83 ff.
- 54 Arnauld [1685], S. 4.
- 55 Vgl. Arnauld [1685], S. 41 u. 43 (I, 4); hierzu Foucault (1969 a), S. XVII f., u. Foucault (1966), S. 78 f./98 f.
- 56 Zur Opposition von 'Icon' und 'Index' vgl. Peirce (1965), Nr. 2. 274-306, sowie im Anschluß daran Jakobson (1971), bes. S. 334 ff., 346 ff. u. 700 f.
- 57 Zur Eliminierung der Ähnlichkeit als fundamentaler Erfahrung bei gleichzeitiger Universalisierung des Akts der Vergleichung in der Philosophie der Aufklärung vgl. Foucault (1966), S. 66 ff./84 ff.
- 58 Dilthey [1900], S. 326.
- 59 Schleiermacher (1974), S. 55, 76, 123 u.ö. (künftig zit. als HK).
- 60 Allerdings ist dieses Schleiermachersche Deutungsmuster schon durch Diltheys frühe 'Preisschrift' entschieden in Frage gestellt worden, die gerade auf den Systemcharakter der Vorschleiermacherschen Hermeneutiken abhebt; vgl. bes. die Kapitel "Älteste Systeme der Hermeneutik: Flacius, Franz und Glassius" (Dilthey [1859], S. 597 ff.) und "Systeme des Übergangs: Sozianer, Arminianer, Pietisten, Christian Wolff, Baumgarten" (ebd. S. 612 ff.). Etwa rühmt Dilthey hier als das Hauptverdienst S.J. Baumgartens, "daß er von der allgemeinen Hermeneutik aus das logische Gewebe der hermeneutischen Regelgebung ins feinste und einzelinste durchgesponnen hat" (ebd. S. 624).
- 61 Schwerlich wird "die moderne Ausdruckskunde [...] hier in die Schule gehen mögen", wie dies von Wach (1926), S. 17, nahegelegt wird.

- 62 F.A. Wolf (1831), S. 292, ähnlich auch S. 24.
- 63 Schleiermacher (1838), S. 3 (künftig zit. als HL).
- 64 "ipse ille typicus sensus, quem vocant, proprie non est sensus, quem in arte vocamus. Est enim non verborum, sed rerum, quas Deus voluit esse signa futurarum. Nec in eo quaerendo opus est interpretis cura et ingenio." (Ernesti [1765], S. 10 - Übs. von mir.)
- 65 So Szondi [1970], S. 108.
- 66 Chladenius [1742], S. 87 (§ 156).
- 67 Ebd. S. 528 ff. (§§ 683 ff.).
- 68 Vgl. z.B. Searle (1979), bes. S. 77.
- 69 Während bei S.J. Baumgarten (abweichend von G.F. Meier) der "sensus litterae" - als 'sensus proprius' entgegengesetzt dem 'sensus improprius, figuratus, symbolicus' - lediglich eine 'species comprehensa' des "sensus litteralis" darstellt (Baumgarten [1769], S. 44 ff.), wendet sich Ernesti ([1765], S. 7) gegen jede terminologische Differenzierung zwischen "sensus literalis" und "sensus literae". - Dagegen hat sich seit Baumgarten die Unterscheidung zwischen der konventionell festgelegten "significatio" ('Bedeutung') der einzelnen Wörter und Wortverbindungen und andererseits dem vom Autor intendierten "sensus" ('Verstand, Sinn') weithin durchsetzen können. Vgl. etwa Baumgarten (1769), S. 17 f., 22, 30 f. u. 78; Morus (1797), S. 27 f. u. 54, sowie Eichstädts "Zusätze", ebd. S. 56 ff.; Bauer (1799), S. 1 u. 11 f.; schließlich noch Schleiermacher, HK 86 f.
- 70 Bauer (1799), S. 96, vgl. auch S. 20.
- 71 Diese Perspektive entwirft Frank (1977), bes. S. 168 f. u. 262 ff.; vgl. auch Frank (1977 a), S. 39 ff.
- 72 Vgl. Ernesti (1765), S. 7.
- 73 Karl Wilhelm Ferdinand Solger an Ludwig Tieck, 1.1.1819, in: Tieck/Solger (1933), S. 507; als zugleich "polemisch und assimilierend" wird Schleiermachers Verhältnis zur Aufklärungshermeneutik auch von Dilthey [1859], S. 685 charakterisiert.
- 74 Vgl. Birus (1984), S. 597; zur Korrektur von Kimmerles Fehllesung "technische" statt "historische Interpretation" vgl. Virmond (1984), S. 226 Anm. 3.
- 75 Baumgarten (1769), S. 158; vgl. entsprechend Schleiermacher, HK 76 u. 132.
- 76 Keil (1810), S. 98-110: Kap. 6 "Von der richtigen Bestimmung und Erläuterung des jedesmaligen Inhalts einer Stelle, nach den Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner ersten Leser"; vgl. entsprechend Schleiermacher (1845), S. 7 f., sowie HK 32, 84 u. 159.
- 77 Bauer (1799), S. 100 f.; vgl. entsprechend Schleiermacher [1910], S. 55 (1. Aufl.: § 32; 2. Aufl.: § 140), u. bes. HK 32.
- 78 Keil (1810), S. 9.

- 79 Zur Frühaufklärung s.o. S. 7 f. Unter den späteren Sprachtheoretikern heißt es ganz entsprechend etwa bei Meiner: "Die Sprache, im weitläufigsten Verstande genommen, ist eine durch willkürlich gewählte und gleichsam verabredete Zeichen bewirkte Abbildung alles dessen, was in unserer Seele vorgehet", und: "alle Sprachen sind in der That nichts anders, als so viele von einem und eben demselben Originale, welches unser Denken ist, aufgenommene Kopien" (Meiner [1781], S. 1 u. IV); oder bei Adelung: "Die Sprache ist vernehmlicher Ausdruck der Reihe unserer Vorstellungen durch Worte" (Adelung [1803], S. IX u.ö., entsprechend auch Adelung [1789/90], Th. 1, S. 1 f.).
- 80 Besonders deutlich Baumgarten (1769), S. 17 f., 22 u. 187.
- 81 Herder [1768], S. 8 u. 17.
- 82 Ebd. S. 22 u. 13.
- 83 Herder [1778], S. 208 f.; vgl. hierzu die Parallelen bei Schleiermacher, bes. HK 131, 133, 135, 138 u. 148 ff.
- 84 Vgl. Foucault [1963], bes. S. 11, 22 f., 104 u. 149, sowie allgemein Foucault (1966), S. 222/261.
- 85 Herder [1778], S. 208.
- 86 Herder [1769], S. 452.
- 87 Bopp (1836), S. 1.
- 88 Herder [1772], S. 82 f.
- 89 Herder [1768], S. 13.
- 90 So programmatisch F. Schlegel [1808], bes. S. 137-165. Anknüpfend an Schlegel und Bopp fordert dann auch Humboldt (im Gegensatz zu Herder): "Die grammatischen [Untersuchungen] jeder einzelnen Sprache sollten aber überhaupt den etymologischen immer vorangehn, da man in den wahren Wortbau erst mit Hülfe der Grammatik eindringt, und erst durch die Einsicht in den ganzen Sprachorganismus die Laut- und Gedankengeltung der Wörter [...] kennen lernt." (Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues § 23, in Humboldt [1903-1936], Bd. 6 [1907], S. 111-303, hier S. 139.) Vgl. hierzu Foucault (1966), bes. S. 292 ff./343 ff. u. 310 f./362 ff.
- 91 Vgl. Köhler (1913), bes. T. 1, u. Mahnke (1925), bes. S. 518-525 u. 589 ff.
- 92 Diderot/d'Alembert (1765), S. 147.
- 93 Vgl. Leibniz: *De principio ratiocinandi fundamentali*, aus der Hs. zit. bei Köhler (1913), S. 154; u. Wolff [1740], S. 20 (§§ 62 ff.) u.ö.
- 94 Vgl. Foucault (1966), bes. S. 78 f./98 f., 85/106, 92/114 u. 319 f./373 f. - Kritisch hierzu (anknüpfend an Birus [1982], S. 28 f. u. 49 f.) Frank (1983), S. 163 ff. u. 178 ff.
- 95 Vgl. Heidegger [1938], bes. S. 91 ff. u. 109 f., sowie Heidegger (1959), Bd. 2, S. 153 ff., 432, 449 f. u. 464 ff.
- 96 Kant [1787], S. 249 (Originalpag. B 376).

- 97 Die scharfsinnige Kritik des Aenesidemus (Schulze [1792], bes. S. 41 ff.) an Reinhold (1790) war der unmittelbare Anlaß für die Konzeption von Fichtes "Wissenschaftslehre".
- 98 Eine kantianische Darstellung dieser Differenz zwischen 'abstrahiertem Gattungsbegriff' und 'Deduktionsprinzip' findet sich bei Heydenreich (1793), bes. S. 89 ff. u. 115 f., u. Heydenreich (1796), S. 46 f. u. 50 ff.
- 99 Vgl. Kant [1788], S. 119 ff. (Originalpag. S. 215 ff.), sowie Kant [1787], S. 109 Anm. (Originalpag. B 134).
- 100 Die Einwände des Aenesidemus gegen die Reinholdschen Grundsätze führen Fichte hier "auf die Vermuthung [...], daß es für die gesammte, nicht etwa bloß für die theoretische, Philosophie noch einen *höheren* Begriff geben müsse, als den der Vorstellung": den der "*That handlung*" (vgl. Fichte [1793], S. 43 u. 46). Zur Transzendierung des Raums der Repräsentation in den verschiedenen Wissensgebieten des ausgehenden 18. Jahrhunderts vgl. Foucault (1966), S. 256 ff./299 ff.
- 101 Vgl. hierzu Henrich (1967), S. 42 ff.
- 102 F.A. Wolf (1831), S. 293, entsprechend auch S. 271, sowie Wolf [1807], S. 830.
- 103 Wolf (1831), S. 271 u. 292.
- 104 Ast (1808), S. 1 (§ 1), 167 (§ 69) u. 4 (§ 2).
- 105 Ebd. S. 187 f. (§ 80).
- 106 Vgl. im einzelnen Birus (1982), S. 30 f.
- 107 Ast (1808), S. 177 (§ 74); dagegen HK 153 ff.
- 108 Vgl. Wach (1926), bes. S. 37 ff.; kritischer Szondi (1975), S. 139 ff.

Literatur

a) Hermeneutische Quellenschriften

- Ast, Friedrich (1808): Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik. Landshut 1808.
- Bauer, Georg Lorenz (1799): Entwurf einer Hermenevtik des Alten und Neuen Testaments. Leipzig 1799.
- Baumgarten, Siegmund Jacob (1769): Ausführlicher Vortrag der Biblischen Hermenevtic. Hrsg. v. Joachim Christoph Bertram. Halle 1769.
- Bretschneider, Karl Gottlieb (1806): Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testaments. Leipzig 1806.
- Chladenius, Johann Martin [1742]: Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften. (Repr. d. Ausg. Leipzig 1742.) Hrsg. u. eingel. v. Lutz Geldsetzer. Düsseldorf 1969 (= Instrumenta Philosophica. Ser. Hermeneutica, Bd. 5).
- Ernesti, Io[annes] Avgvst (1765): Institutio Interpretis Novi Testamenti. Ed. alt. Leipzig 1765 (¹1761).
- Francke, Avgvst Hermann (1717): Praelectiones Hermenevticae ad viam dextre indagandi et exponendi sensum Scripturae S. Halle 1717.

- Herder, Johann Gottfried [1768]: Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente. Erste Sammlung. Zweite völlig umgearbeitete Auflage, in: Herder, Sämmtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 1-33, Berlin 1877-1913, hier Bd. 2 (1877), S. 1-108.
- [1769]: Journal meiner Reise im Jahr 1769, in: ebd., Bd. 4 (1878), S. 343-461.
 - [1778]: Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume, in: ebd., Bd. 8 (1892), S. 165-333.
- Keil, Karl August Gottlieb (1810): Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testaments nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation. Leipzig 1810.
- Luther, Martin (1883 ff.): Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar 1883 ff.
- Meier, Georg Friedrich [1757]: Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst. (Repr. d. Ausg. Halle 1757.) Hrsg. u. eingel. v. Lutz Geldsetzer. Düsseldorf 1965 (= Instrumenta Philosophica. Ser. Hermeneutica, Bd. 1). [Zit. als: Versuch].
- Melanchthon, Philipp (1846): Elementorum Rhetorices libri duo, in: Melanchthon, Opera quae supersunt omnia, ed. Carolus Gottlieb Bretschneider, Vol. 13, Halle 1846 (= Corpus Reformatorum, Vol. 13), Sp. 417-506.
- Migne, Jacques[-]Paul] (Ed.) (1844-1864): Patrologiae Cursus Completus. Ser. Latina. T. 1-217. Paris 1844-1864.
- Morus, Sam[uel] Fridericus] Nathan[ael] (1797): Syper Hermenevtica Novi Testamenti Acroases Academicæ. Ed. & augm. Henr[icus] Carol[us] Abr[aham] Eichstädt. Vol. 1. Leipzig 1797.
- Pitra, Joannes] Baptist] (Ed.) [1855]: Spicilegium Solesmense [...]. Vol. 3. (Repr. d. Ausg. Paris 1855.) Graz 1963.
- Rambach, Ioannes] Iacobus] (1725): Institutioes Hermenevticæ Sacrae [...]. Cvm præfatione Io. Francisci Bvddei. Ed. sec. Jena 1725.
- Schleiermacher, Friedrich [Daniel Ernst] (1835): Sämmtliche Werke. 3. Abth.: Zur Philosophie. Bd. 3: Reden und Abhandlungen, der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß hrsg. v. L[udwig] Jonas. Berlin 1835.
- (1838): Sämmtliche Werke. 3. Abth. Bd. 2: Philosophische und vermischte Schriften. Bd. 2. Berlin 1838.
 - (1838 a): Sämmtliche Werke. 1. Abth.: Zur Theologie. Bd. 7: Hermeneutik und Kritik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen hrsg. v. Friedrich Lücke. Berlin 1838. [Zit. als: HL]
 - (1845): Sämmtliche Werke. 1. Abth. Bd. 8: Einleitung ins neue Testament. Vorw. v. Friedrich Lücke, hrsg. v. G. Wolde. Berlin 1845.
 - [1910]: Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen. Hrsg. v. Heinrich Scholz. (Repr. d. Ausg. Leipzig 1910.) 4. Aufl. Darmstadt 1977.
 - (1974): Hermeneutik. Nach den Handschriften neu hrsg. u. eingel. v. Heinz Kimmerle. 2., verb. u. erw. Aufl. 1974 (= 1959) (= Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Kl., Jg. 1959, Abh. 2). [Zit. als: HK]
 - (1977): Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hrsg. u. eingel. v. Manfred Frank. Frankfurt/M. 1977 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Bd. 211).
- Seiler, Georg Friedrich (1800): Biblische Hermenevtik oder Grundsätze und Regeln zur Erklärung der heil. Schrift des Alten und Neuen Testaments. Erlangen 1800.
- Semler, Joh[ann] Salomo (1760): Vorbereitung zur theologischen Hermenevtik, zu weiterer Beförderung des Fleisses angehender Gottesgelehrten. Halle 1760.
- (1786): Neuer Versuch die gemeinnützige Auslegung und Anwendung des neuen Testaments zu befördern. Halle 1786.
- Wolf, Fr[iedrich] Aug[ust] (1807): Darstellung der Alterthums-Wissenschaft, in: Wolf, Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache, hrsg. v. G[ottfried] Bernhardt, Bd. 2: Deutsche Aufsätze, Halle 1869, S. 808-895.
- (1831): Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Bd. 1: Vorlesung über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft. Hrsg. v. J.D. Gürtler. Leipzig 1831.

b) *Sprachtheoretische Quellenschriften*

- Adelung, Joh[ann] Christoph (1782): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 1.2. Leipzig 1782.
 - (1789): Ueber den Deutschen Styl. 3. Aufl. Bd. 1.2. Berlin 1789/90 (¹1785).
 - (1803): Deutsche Sprachlehre für Schulen, und Jeden, der diese Sprache gründlich erlernen will. 5. Aufl. Berlin/Wien 1803 (¹1781).
 Aichinger, Carl Friedrich (1753): Versuch einer teutschen Sprachlehre. Wienn 1753.
 Aristoteles (1949): Categoriae et Liber de Interpretatione. Recogn. L. Minio-Paluello. Oxford 1949.
 Arnauld, Antoine [1685]: Die Logik oder die Kunst des Denkens. (La Logique ou L'Art de penser [...]) Übers. v. Christos Axelos. Darmstadt 1972.
 -/[Claude] Lancelot [1660]: Grammaire générale et raisonnée. (Repr. d. Ausg. Paris 1660.) Paris 1969.
 Basedow, Johann Bernhard (1759): Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache. Kopenhagen 1759.
 - (1774): Des Elementarwerks Vierter Band. Ein geordneter Vorrath aller nöthigen Erkenntniß. Dessau 1774. S. 161-256: 10. Buch. Das Nöthigste der Grammatik und von der Wohlredenheit.
 Bernhardt, August F. [1801/1803]: Sprachlehre. (Nachdruck der 2. erw. umgearb. Aufl. Berlin 1801/03.) Bd. 1.2. Hildesheim/New York 1973.
 [Bodmer, Johann Jacob] (1768): Die Grundsätze der deutschen Sprache. Oder: Von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Zürich 1768.
 Bödiker, Johannes (1723): Grund-Sätze Der Teutschen Sprache [...] Verbessert und vermehrt von Joh[ann] Leonh[ard] Frisch. Berlin 1723.
 Bopp, Franz (1836): Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablautes. Berlin 1836.
 Dornblüth, R.P. Augustinus (1755): Observationes oder Gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen [...]. Augspurg 1755.
 Fichte, Johann Gottlieb [1795]: Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache, in: Fichte, Gesamtausgabe, [Reihe 1:] Werke, Bd. 3, hrsg. v. Reinhard Lauth u. Hans Jacob, unter Mitw. v. Richard Schottky, Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, S. 91-127.
 - [1808]: Reden an die deutsche Nation, in: Fichte, Werke. Auswahl in 6 Bänden, hrsg. u. eingel. v. Fritz Medicus, Leipzig 1908-1912, hier Bd. 5 (1910), S. 365-610.
 - [1813]: Die Staatslehre oder über das Verhältnis des Urstaates zum Vernunftreiche, in: ebd., Bd. 6 (1912) (= Philosophische Bibliothek, Bd. 132), S. 417-625.
 Fränklin, Georg (1778): Versuch einer neuen Lehre von den vornehmsten Gegenständen der deutschen Sprachlehre; nach den Regeln der Vernunftlehre in sechs Abhandlungen verfasst. Regensburg 1778.
 Fulda, Friedrich Carl (1773): Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. Leipzig 1773.
 Gottsched, Johann Christoph [1762]: Erste Gründe der gesamten Weltweisheit (Theoretischer Teil). [Text der 7. Aufl. Leipzig 1762; ¹1733.] Hrsg. v. P[hilipp] M. Mitchell. Berlin/New York 1983 (= Ausgewählte Werke, Bd. 5, T. 1).
 - [1762 a]: Deutsche Sprachkunst. [Text der 5. Aufl. 1762; ¹1748.] Hrsg. v. Herbert Penzl. Berlin/New York 1978 (= Ausgew. Werke, Bd. 8, T. 1).
 Grimm, Jacob (1819): Deutsche Grammatik. Th. 1. Göttingen 1819.
 Heinze, Johann Michael (1759): Anmerkungen über Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre nebst einem Anhang einer neuen Prosodie. Göttingen/Leipzig 1759.
 Herder, Johann Gottfried [1772]: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Herder, Sämtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 5, Berlin 1891, S. 1-147.
 Heynatz, Johann Friedrich (1772): Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. 2., verm. u. verb. Aufl. Berlin 1772 (¹1770).

- (1771-1775): Briefe, die Deutsche Sprache betreffend. Th. 1-6. Berlin 1771-1775.
- Humboldt, Wilhelm von (1903-1936): Gesammelte Schriften. Hrsg. v.d. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. v. Albert Leitzmann [u.a.]. Bd. 1-17. Berlin 1903-1936.
- Lambert, [Johann] H[einrich] (1764): Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein. Bd. 2. Leipzig 1764. S. 3-214: Semiotik oder Lehre von der Bezeichnung der Gedanken und Dinge.
- Leibniz, G[eorg] W[ilhelm] (1906): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, in: Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, übers. v. Al[r]tur Buchenau, hrsg. u. eingel. v. Ernst Cassirer, Bd. 2, Leipzig 1906 (= Philosophische Bibliothek, Bd. 108), S. 519-555.
- (1961): Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand / Nouveaux Essais sur l'Entendement Humain. Hrsg. u. übers. v. Wolf von Engelhardt u. Hans Heinz Holz. Bd. 1. 2. Frankfurt/M. 1961.
- Lindner, Johann Gottlieb (1772). Grundlegung zur deutschen Sprachlehre für Anfänger. Arnstadt 1772.
- Locke, John [1690]: An Essay Concerning Human Understanding. Ed. Alexander Campbell Fraser. Vol. 1. 2. (Repr. d. Ausg. Oxford 1894). New York 1959.
- Meiner, Johann Werner [1781]: Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre. (Faks. d. Ausg. Leipzig 1781.) Eingel. v. Herbert E. Brekle. Stuttgart-Bad Cannstatt 1971 (= Grammatica Universalis, Bd. 6).
- Michaelis, Johann David (1760): Beantwortung der Frage vom dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen. Berlin 1760.
- Morhof, Daniel Georg [1700]: Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. (Nachdruck d. 2. Aufl. Lübeck/Frankfurt 1700; 1682.) Hrsg. v. Henning Boetius. Bad Homburg v.d.H./Berlin/Zürich 1969 (= Ars poetica. Texte, Bd. 1).
- Popowitsch, Joh[ann] Siegm[und] Val[entin] (1754): Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche an Österreichischen Schulen [...]. Wienn 1754.
- Schlegel, Friedrich [1808]: Über die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Altertumskunde, in: Schlegel, Studien zur Philosophie und Theologie, hrsg. v. Ernst Behler u. Ursula Struc-Oppenberg, Paderborn [usw.] 1975 (= Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 8), S. 105-433.
- Schottelius, Justus Georg [1663]: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache. (Repr. d. Ausg. Braunschweig 1663.) Hrsg. v. Wolfgang Hecht. T. 1. 2. Tübingen 1967 (= Deutsche Neudrucke. Reihe: Barock, Bd. 11).
- Sulzer, Johann George (1773): Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache und der Sprache in die Vernunft, in: Sulzer, Vermischte Philosophische Schriften, [Th. 1], Leipzig 1773, S. 166-198.
- Vater, Johann Severin [1801]: Versuch einer allgemeinen Sprachlehre. (Faks. d. Ausg. Halle 1801.) Eingel. u. komment. v. Herbert E. Brekle. Stuttgart-Bad Cannstatt 1970 (= Grammatica Universalis, Bd. 3).
- Wolff, Christian [1751]: Vernünfftige Gedancken von GOTT, Der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt. (Nachdruck der 11. Aufl. Halle 1751; 1720.) Hrsg. u. eingel. v. Charles A. Corr. Hildesheim/Zürich/New York 1983 (= Gesammelte Werke. 1. Abt., Bd. 2).
- Zesen, Philipp von [1651]: Filip Zesens Rosenmånd [...], in: Philipp von Zesen, Sämtliche Werke, unter Mitw. v. Ulrich Maché u. Volker Meid hrsg. v. Ferdinand van Ingen, Bd. 11, Berlin/New York 1974, S. 79-273.

c) Sonstige Literatur

- Birus, Hendrik (1982): Zwischen den Zeiten. Friedrich Schleiermacher als Klassiker der neuzeitlichen Hermeneutik, in: Birus (Hrsg.), Hermeneutische Positionen: Schleiermacher - Dilthey - Heidegger - Gadamer, Göttingen 1982 (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1479), S. 15-58.
- (1984): Schleiermachers Begriff der "Technischen Interpretation", in: Selge, Kurt-Victor (Hrsg.), Internationaler Schleiermacher-Kongreß 1984, Berlin/New York 1985 (= Schleiermacher-Archiv, Bd. 1), S. 591-599.
- Brinkmann, Hennig (1980): Mittelalterliche Hermeneutik. Darmstadt 1980.
- Cassirer, Ernst (1932): Die Philosophie der Aufklärung. Tübingen 1932.
- Coseriu, Eugenio (1968): L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Jg. 119, Bd. 204, 1968, S. 81-112.
- Diderot/d'Alembert (1765): Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers. Mis en ordre & publié par Diderot et d'Alembert. T. 14. Neufchâtel [vielmehr: Paris] 1765.
- Dilthey, Wilhelm [1859]: Das hermeneutische System Schleiermachers in der Auseinandersetzung mit der älteren protestantischen Hermeneutik ['Preisschrift'], in: Dilthey, Leben Schleiermachers, Bd. 2: Schleiermachers System als Philosophie und Theologie, hrsg. v. Martin Redeker, Göttingen 1966 (= Gesammelte Schriften, Bd. 14/1.2), S. 595-787.
- [1900]: Die Entstehung der Hermeneutik, in: Dilthey, Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens, 1. Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, 6., unv. Aufl., Stuttgart/Göttingen 1974 (= Gesammelte Schriften, Bd. 5), S. 317-338.
- Ebeling, Gerhard (1942): Evangelische Evangelienauslegung. Eine Untersuchung zu Luthers Hermeneutik. München 1942.
- (1951): Die Anfänge von Luthers Hermeneutik, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jg. 48, 1951, S. 172-230.
- Fichte, Johann Gottlieb [1793]: Rez. v. "Aenesidemus, oder über die Fundamente der von dem Hrn. Prof. Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie. Nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. 1792", in: Fichte: Gesamtausgabe, [Reihe 1:] Werke, Bd. 2, hrsg. v. Reinhard Lauth u. Hans Jacob, unter Mitw. v. Manfred Zahn, Stuttgart-Bad Cannstatt 1965, S. 31-67.
- [1793/94]: Eigne Meditationen über ElementarPhilosophie, in: Fichte: Gesamtausgabe, [Reihe 2:] Nachgelassene Schriften, Bd. 3, hrsg. v. R. Lauth u. H. Jacob, unter Mitw. v. Hans Gliwitzky u. Peter Schneider, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, S. 1-177.
- Foucault, Michel [1963]: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. (Naissance de la Clinique. Une archéologie du regard médical, 1963.) Übs. v. Walter Seitter. München 1973.
- (1966): Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines. Paris 1966 (1971). - Dt. Übs.: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Übs. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M. 1971.
- (1966 a): Une histoire restée muette. (Rez. v. Ernest [sic] Cassirer: La Philosophie des Lumières), in: La Quinzaine littéraire, Nr. 8 v. 1.7.1966, S. 3 f.
- (1967): Nietzsche, Freud, Marx, in: Cahiers de Royaumont. Philosophie, Nr. 6: Nietzsche, Paris 1967, S. 183-200.
- (1969): L'archéologie du savoir. Paris 1969. - Dt. Übs.: Archäologie des Wissens. Übs. v. U. Köppen. Frankfurt/M. 1973.
- (1969 a): "Introduction" zu: Arnauld/Lancelot, Grammaire générale et raisonnée, Repr. Paris 1969, S. I-XXVII.
- (1971): "Vorwort zur deutschen Ausgabe" von Foucault (1966): Die Ordnung der Dinge, S. 9-16.
- [1972]: Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970. (L'ordre du discours, 1972.) Übs. v. W. Seitter. München 1974.

- (1976-1984): *Histoire de la sexualité*. T. 1-3. Paris 1976-1984. [Mehr nicht erschienen.]
- [1977]: *Wahrheit und Macht*. Interview mit Michel Foucault, von Alessandro Fontana u. Pasquale Pasquino. Übers. v. Elke Wehr, in: Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978 (= Internationale marxistische Diskussion, Bd. 77), S. 21-54.
- Frank, Manfred (1977): *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schliermacher*. Frankfurt/M. 1977.
- (1977 a): "Einleitung" zu: *Schliermacher, Hermeneutik und Kritik*, Frankfurt/M. 1977, S. 7-67.
- (1983): *Was ist Neostukturalismus?* Frankfurt/M. 1983 (= edition suhrkamp, Bd. 1203).
- Genette, Gérard (1976): *Mimologiques. Voyage en Cratylie*. Paris 1976.
- Habermas, Jürgen (1971): *Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*, in: Habermas, Jürgen/Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt/M. 1971, S. 101-141.
- Hazard, Paul [1939]: *Die Krise des europäischen Geistes*. (La Crise de la Conscience Européenne 1680-1715) Einf. v. Carlo Schmid, übers. v. Harriet Wegener. 5. Aufl. Hamburg o.J. (= 1939).
- (1949): *Die Herrschaft der Vernunft. Das europäische Denken im 18. Jahrhundert*. (La Pensée Européenne au 18^e siècle de Montesquieu à Lessing.) Übers. v. H. Wegener u. Karl Linnebach. Hamburg 1949.
- Heidegger, Martin [1938]: *Die Zeit des Weltbildes*, in: Heidegger, Holzwege, (hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann), Frankfurt/M. 1977 (= Gesamtausgabe, 1. Abt., Bd. 5), S. 75-113.
- (1959): *Nietzsche*. Bd. 1. 2. Pfullingen 1959.
- Henrich, Dieter (1967): *Fichtes ursprüngliche Einsicht*. Frankfurt/M. 1967 (= Wissenschaft und Gegenwart, H. 34).
- Heydenreich, Karl Heinrich (1793): *Encyclopädische Einleitung in das Studium der Philosophie nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters*. Leipzig 1793.
- (1796): *Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie*. Bd. 3, 1. Abth. Leipzig 1796.
- Holl, Karl (1923): *Luthers Bedeutung für den Fortschritt der Auslegungskunst*, in: Holl, *Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte*, Bd. 1, 3. Aufl., Tübingen 1923, S. 544-582.
- Jakobson, Roman (1971): *Selected Writings II: Word and Language*. Den Haag/Paris 1971.
- Jelinek, Max Hermann (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. Hbd. 1. Heidelberg 1913 (= Germanische Bibliothek. 2. Abt., Bd. 7).
- Kant, Immanuel [1787]: *Kritik der reinen Vernunft*. 2. Aufl. 1787. Berlin 1911 (= Gesammelte Schriften. Hrsg. v.d. Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1. Abth., Bd. 3).
- [1788]: *Kritik der praktischen Vernunft*, in: Kant, *Gesammelte Schriften*, hrsg. v.d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften, 1. Abth., Bd. 5, Berlin 1913, S. 1-163.
- Kittler, Friedrich A[dolf] (1977): "Einleitung" zu: Kittler/Horst Turk, *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*, Frankfurt/M. 1977, S. 20-43.
- (1979): *Vergessen*, in: Nassen, Ulrich (Hrsg.), *Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik*, Paderborn [usw.] 1979 (= UTB 961), S. 195-221.
- Köhler, Paul (1913): *Der Begriff der Repräsentation bei Leibniz. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte seines Systems*. Bern 1913.
- Lubac, Henri de (1959-1964): *Exégèse médiévale. Les quatre sens de l'écriture*. T. I/1.2. II/1.2. Paris 1959-1964.
- Mahnke, Dietrich (1925): *Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualmetaphysik*, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, Jg. 7, 1925, S. 305-612.
- Ohly, Friedrich (1977): *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung*. Darmstadt 1977.

- Peirce, Charles Sanders (1965): *Collected Papers*. Vol. 2. Ed. Charles Hartshorne & Paul Weiss. 3rd ed. Cambridge, Mass. 1965.
- Reinhold, Karl Leonhard [1789]: *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens*. (Nachdruck der Ausg. Prag/Jena 1789.) Darmstadt 1963.
- (1790): Neue Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie, in: Reinhold, Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen, Bd. 1, Jena 1790, S. 165-254.
- Sander, Ferdinand (1891): D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791-1855). Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Hannover-Linden 1891.
- Schulze, Gottlob Ernst [1792]: *Aenesidemus oder über die Fundamente der von dem Herrn Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie*. Besorgt v. Arthur Liebert. Berlin 1911 (= Neudrucke seltener philosophischer Werke. Hrsg. v.d. Kantgesellschaft, Bd. 1).
- Searle, John R. (1979): Metaphor, in: Searle, Expression and Meaning. *Studies in the Theory of Speech Acts*, Cambridge [etc.] 1979, S. 76-116.
- Szondi, Peter [1970]: Schleiermachers Hermeneutik heute, in: Szondi, Schriften II, hrsg. v. Jean Bollack [u.a.], Red.: Wolfgang Ietkau, Frankfurt/M. 1978 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Bd. 220), S. 106-130.
- (1975): Studienausgabe der Vorlesungen. Bd. 5: Einführung in die literarische Hermeneutik. Hrsg. v. J. Bollack u. Helen Stierlin. Frankfurt/M. 1975 (= stw, Bd. 124).
- Tieck, [Ludwig]/[Karl Wilhelm Ferdinand] Solger (1933): *The Complete Correspondence*. Ed. Percy Matenko. New York/Berlin 1933.
- Virmond, Wolfgang (1984): Der fiktive Autor. Schleiermachers technische Interpretation der Platonischen Dialoge (1804) als Vorstufe seiner Hallenser Hermeneutik (1805), in: *Archivio di Filosofia*, Jg. 52, 1984, S. 225-232.
- Wach, Joachim (1926-1933): *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert*. Bd. 1-3. Tübingen 1926-1933.
- Wolff, Christian [1740]: *Psychologia rationalis*. (Nachdruck d. Ausg. Franckfurt/Leipzig 1740.) Hrsg. u. eingel. v. Jean École. Hildesheim/New York 1972 (= Gesammelte Werke. 2. Abt., Bd. 6).

Die Sprachtheorie Wilhelm von Humboldts

Inhalt

1. Zum Begriff "Sprachtheorie"
- 1.1 Zum Stellenwert der Sprachtheorie in Humboldts Konzept des "Gesamten Sprachstudiums"
- 1.2 "Sprachstudium" und "Sprachwissenschaft"
- 1.3 Sprachtheorie als Theorie der "Sprache an und für sich selbst"
2. Aspekte der Humboldtschen Sprachtheorie
- 2.1 Das Prinzip der Individualisierung
- 2.2 Das Verfahren der Sprache
3. Zum Stellenwert der Humboldtschen Sprachtheorie

1 Zum Begriff "Sprachtheorie"

1.1 Zum Stellenwert der "Sprachtheorie" in Humboldts Konzept des "Gesamten Sprachstudiums"

Der Versuch, der hier im folgenden unternommen werden soll, Humboldts sprachtheoretisches Denken in Umrissen zu skizzieren, kann sich nicht auf eine terminologische Verwendung des Begriffes "Sprachtheorie" im Werke Humboldts selbst stützen. Sucht man ein terminologisches Pendant, so stößt man, insbesondere da, wo Humboldt in systematischen Aufzählungen eine neu zu etablierende Sprachwissenschaft zu begründen versucht, auf den zentralen Begriff des "Sprachstudiums" (vgl. etwa 7,619 ff), der programmatisch von den ambitionierteren Termini "Sprachkunde" und "Wissenschaft" der Sprache abgegrenzt wird (7,620 f). Allerdings umfaßt das von Humboldt mit dem Begriff "Sprachstudium" intendierte linguistische Programm mehr, als wir mit einem modernen Begriff der "Sprachtheorie", etwa im Sinne Chomskys, zu verbinden gewohnt sind. Wenn Chomsky zu Beginn der "Current Issues" den Begriff Sprachtheorie 'ausschließlich für Systeme von Hypothesen über die allgemeinen Züge der menschlichen Sprache' verwenden will, 'die aufgestellt werden, um einen gewissen Bereich sprachlicher Phänomene erfassen zu können' (Chomsky 1964), so läßt sich eine solche Konzeption der Sprachtheorie analog nur auf jenen Bereich des Humboldtschen "Gesamten Sprachstudiums" (7,619 ff) beziehen, den er – im Gegensatz zum "speziellen" und "geschichtlichen" Teil – den "allgemeinen Theil" (7,623) nennt. Hier geht es Humboldt – durchaus im modernen Sinne – um die Entfaltung eines allgemeinen Sprachbegriffes, der "alles erschöpfen (muss), was über die Sprache, ihre Natur, ihre Vertheilung in mehrere einzelne Sprachen, ihr Verhältniss zu dem Menschen und zur Welt im Allgemeinen (Sperrung L.J.) gesagt werden kann" (7,627). Im Gegensatz zur Chomskyschen Auffassung kann nun aber für Humboldt ein solcher allgemeiner Sprachbegriff, der 'Hypothesen über allgemeine Züge der menschlichen Sprache', der also – um mit Humboldt zu reden – die "Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus" (5,374 ff) entfaltet, nur dann als

gerechtfertigt gelten, wenn er auf zwei Fundamenten ruht: einmal der 'metaphysischen Analyse des menschlichen Sprachvermögens' (7,601) und zum andern auf der verglichenen Untersuchung "alle(r) Sprachen, von denen sich nur irgend noch Spuren auftreiben lassen" (7,598).¹ Anders als bei Chomsky entfaltet sich also Humboldts sprachtheoretisches Denken aus den Fragestellungen und Problemlagen einerseits einer philosophischen Reflexion der Sprache im Hinblick "auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung" (7,44) und andererseits einer umfassenden empirischen Forschung, die er nicht nur programmatisch gefordert, sondern auch praktisch durchgeführt hat.² Für ihn läßt sich ein allgemeiner Begriff der Sprache nur gewinnen, "wenn man immer wieder auf den Grund der Erfahrung auftritt, und immer zu ihm zurückkehrt" (7,623), wobei allerdings zugleich die "Bedingung der Totalität" nicht vernachlässigt werden darf, ohne deren Beachtung "die Mannigfaltigkeit nur verwirrend" wird: "Jene Bedingung der Totalität aber wird erfüllt, (...) wenn der Geist ununterbrochen thätig ist, nach den Datis der Erfahrung (...) das Vorhandene nie als zufällig abgerissenes Bruchstück, sondern als integrierenden Theil des Ganzen zu betrachten" (4,250 f.).

Wenn es mir also im folgenden darum geht, die Grundzüge der Humboldtschen Sprachtheorie nachzuzeichnen, so konzentriere ich mich – ohne allerdings dessen Erfahrungsbezogenheit auszublenden – im wesentlichen auf den "allgemeinen Theil" des "gesamten Sprachstudiums", jenen Teil also, dessen Ziel es ist, "über die Sprache, ihre Natur und ihren Einfluss überhaupt Licht zu verbreiten (...)" (7,627).

1.2 "Sprachstudium" und "Sprachwissenschaft"

Ich habe bereits oben darauf verwiesen, daß Humboldt den Terminus "Sprachstudium" in bewußter Differenz zu den Begriffen "Sprachkunde" und "Wissenschaft" verwendet.³ In dem programmatischen Gebrauch des bescheideneren Terminus "Sprachstudium" reflektiert sich Humboldts vorsichtige und realistische Einschätzung sowohl der methodischen und theoretischen Anforderungen, die sich aus seinem anspruchsvollen sprachwissenschaftlichen Programm ergeben, als auch der unzureichenden Mittel, die die zeitgenössische Linguistik zu seiner Realisierung bereitstellt.

Was diese Anforderungen betrifft, so ist sich Humboldt der Unabsehbarkeit des Arbeitsfeldes, das sich ihm mit seinem "Plan zu einer systematischen Encyklopaedie aller Sprachen" (7,598 ff und Seidel 1962 II, 221) eröffnet, durchaus im klaren. "Ein Unternehmen – so heißt es in dem soeben zitierten Fragment –, das an sich ungeheuer ist, nur angefangen, nicht vollendet zu haben, kann auch einem ganzen Zeitalter nie zum Vorwurf reichen." (7,598). Die Verwendung von "Sprachstudium" für dieses 'ungeheure' wissenschaftliche Unterfangen verweist also auf die Weite des noch zurückzulegenden, "doppelten", nämlich zugleich "philosophischen" und "rein empirischen" Weges (7,633), der sich

vom "gegenwärtigen Zustand" (ebd.) der Sprachwissenschaft bis zum Ziel einer "allgemeine(n) Enzyklopädie des gesamten Sprachstudiums" (vgl. Seidel 1962, II, 221) auftut, einer Enzyklopädie, der Humboldt skizzenhaft die folgende Gestalt gibt:

"Sie würde von der metaphysischen Analyse des Sprachvermögens ausgehn, nach dieser die zufälligen Umstände entwickeln, welche auf die Sprachbildung Einfluss gehabt haben, und auf diese Weise von allen Gesichtspunkten aus die gegenseitigen Beziehungen des Menschen zu der Sprache betrachten. Hätte sie nun zugleich aus der Vernunft und der Erfahrung die verschiedenen Arten aufgezählt, wie die verschiedenen Nationen der Erde die mannigfaltigen in der Sprache vorkommenden Aufgaben jede für sich aufgelöst haben (...), so würde sie nunmehr den Charakter jeder einzelnen schildern, und zwar immer, sie nach Graden ihrer Verwandtschaft gruppenweise zusammenstellend (...)" (7,601). Es ist der hier zum Ausdruck kommende Gedanke einer vergleichenden Analyse der "ganze(n) Masse des Sprachvorraths", die sowohl in historischer als auch in philosophischer 'Rücksicht' erhellenden Aufschluß über die "Verfahrungsart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden" ermöglicht, es ist dieser – wie Humboldt behauptet – neue und bisher übersehene Gedanke, "der so sehr eine ernsthafte Betrachtung verdient, dass mit ihm, nicht zwar eine neue Wissenschaft, aber ein neues Studium in die Reihe der bisherigen eingeführt wird." (Vgl. 7,598 f).⁴ Gerade insofern, als es sich hier nurmehr erst um einen Plan handelt, der sich nur auf sehr wenige methodische, theoretische und empirische Vorarbeiten stützen kann, wird verständlich, warum Humboldt von einem neuen "Studium", noch nicht aber von einer neuen "Wissenschaft" sprechen will. Erst nach der 'Vollendung des Geschäftes', nämlich auf der Grundlage einer 'metaphysischen Analyse des Sprachvermögens' "geschichtlich, so weit es sich thun lässt, ausgemittelt (zu haben), wie das menschliche Sprachvermögen in der Wirklichkeit verfährt (...), wird das Sprachstudium wahrhaft zur Wissenschaft gestaltet (...)" (4,246). Es ist aber nicht nur der weite Weg bis zur Realisierung des Planes einer Enzyklopädie aller Sprachen, der Humboldt davon abhält, das Sprachstudium eine Wissenschaft zu nennen, sondern es ist auch der "dürftige" Zustand der zeitgenössischen Sprachwissenschaft, die weder in theoretischer, noch in empirischer Hinsicht auch nur im entferntesten die Mittel für die Inangriffnahme eines vergleichenden Sprachstudiums bereitstellt. "In Absicht der philosophischen Idee" – so heißt es in der "Einleitung in das gesammte Sprachstudium" – "ist man fast nur innerhalb des dürftigen Gebietes der allgemeinen Grammatik stehen geblieben, hat aber auch diese nur selten als eine reine Vernunftwissenschaft, und nie als eine allgemein vergleichende Grammatik behandelt, sondern meistens als eine Mischung von Vernunftätzen und höchst unvollständig, mehr zufällig aufgegriffenen factischen Angaben." (7,624) Während also die allgemeine Grammatik einerseits weder in der Lage war, den "mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung" der Sprache (7,44) philosophisch zu reflektieren, noch die zen-

trale Bedeutung des Vergleichungs-Prinzips für die Legitimität *a l l g e m e i n e r* Aussage über die Natur der Sprachen zu erkennen, verfügten andererseits die ersten Versuche eines vergleichenden Zusammentragens von Materialien aus verschiedenen Sprachen,⁵ insofern als sie etwa "aus einigen Duzend mühselig aufgefundenen, in ihrem inneren Zusammenhang mit den übrigen ihrer Sprache gar nicht untersuchten Wörtern auf eine Verwandtschaft der Sprachen" schlossen (7,624), über keine angemessene Theorie des Sprachvergleichs: "In Absicht des historischen Stoffs hat man sich damit begnügt, Materialien zusammenzutragen, allein auch dies weder vollständig, noch rein genug, um zu allen Zwecken dienen zu können, gethan. Zu noch grosserem Unglück hat man fast überall daran Urtheile geknüpft, denen man es nur zu sehr ansieht, dass es ihnen an der sicheren Grundlage gehörig aufgestellter leitender Ideen fehlt" (7,624). Es sind also die Desiderate einerseits auf dem Felde der empirisch sprachvergleichenden Untersuchungen und andererseits die Aporien der Reflexion des Sprachproblems im Kontext der rationalistischen Philosophie, insbesondere aber auch der Mangel an Einsicht in die Notwendigkeit einer Vermittlung von Vernunft und Erfahrung, die Humboldt unter dem Titel "Sprachstudium" ein sprachwissenschaftliches Programm entwerfen – und teilweise ausführen lassen, in dessen Rahmen ein neuer Forschungsgegenstand konstituiert wird: "die Sprache an und für sich selbst" (7,601).

1.3 Sprachtheorie als Theorie der "Sprache an und für sich selbst"

Humboldts als sprachphilosophische Reflexion vorgetragenen – und durch empirische Forschungen validierten Bemühungen einer theoretischen Fundierung des vergleichenden Sprachstudiums haben – und hierin liegt die innovative Kraft und die säkulare Bedeutung seines Denkens – in entscheidender Weise den Boden bereitet für jenen Begriff von Sprachtheorie, wie er, bei allen terminologischen Schwankungen und theoretischen Modifikationen der Linguistik als einer inzwischen konstituierten Einzelwissenschaft heute zugrunde gelegt werden kann. Anders formuliert: erst die sich im Kontext sprachvergleichender, empirischer Forschung aufdrängende Frage nach den theoretischen Grundlagen und Möglichkeitsbedingungen, nach der "sicheren Grundlage gehörig aufgestellter leitender Ideen" eines vergleichenden Sprachstudiums, hat jene themenzentrierte Reflexion des Sprachproblems hervorgetrieben, die dieses als Gegenstand einzelwissenschaftlicher Forschung allererst konstituierte. Wenn deshalb im Rahmen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Linguistik jene Reflexion, die die theoretische Konstitution des Gegenstandes Sprache als Objekt einzelwissenschaftlicher Forschung ermöglichte, als die Gründungsurkunde der Sprachwissenschaft angesehen wird, so wird man diese Leistung – wie noch näher zu zeigen sein wird – insbesondere Wilhelm von Humboldt, und nicht etwa erst Saussure zuschreiben müssen. Es ist aus diesem Grunde auch gar nicht verwunderlich, daß der klassische Begründungs-Topos von der 'Sprache an und für sich selbst betrachtet'⁶ keineswegs erst im Zusammenhang moderner linguistischer Gegenstandskonstitution auftaucht; vielmehr hat

diese Wendung ihren Ursprungsort im Kontext der neuphilologischen, vergleichenden Sprachforschung des frühen 19. Jahrhunderts, die im Interesse einer Aufklärung der - wie Humboldt formuliert hatte - "Verfahrensart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden" (7,599), die also im Zuge der Lösung der "Hauptaufgabe" des Sprachstudiums, nämlich "die Sprachfähigkeit des Menschengeschlechtes auszumessen" (7,622), entschieden dafür plädiert, "die Sprache an und für sich selbst als ein wichtiges und gemeinnütziges Studium zu zeigen" (7,601), d.h. - wie wir an anderer Stelle bei Humboldt lesen können - sie "wie überhaupt jeden Gegenstand, den man wahrhaft ergründen will, nur um ihrer selbst willen, und unabhängig von jedem anderen Zweck (zu) studieren" (4,430).⁷ Diese Einsicht, die Einsicht also in den Grundsatz, daß die Sprache "als Zweck in sich" anzusehen ist, ist für Humboldt "die Grundlage alles eigentlichen Sprachstudiums" (4,430). Für ihn, wie für die neuphilologische Sprachreflexion des frühen 19. Jahrhunderts überhaupt, bedeutet die Forderung, die Sprache "um ihrer selbst willen" zu studieren, diese als Gegenstand einer autonomen wissenschaftlichen Reflexion ernst zu nehmen, bedeutet, sie von den Denkbeschränkungen und sekundären Zwecksetzungen zu emanzipieren, die sie in den zeitgenössischen Kontexten der rationalistischen Philosophie oder der klassischen Philologie erfahren hatte. Das "Aufsuchen jedes Sprachüberrestes, als solchen", bzw. "die Beschäftigung mit sogenannten barbarischen Sprachen" kann Humboldt nicht "für einen Entschluss der Verzweiflung derer achten, die in den klassischen nicht fortkommen können" (7,624); hierin zeigt sich vielmehr die grundlegende Einsicht, daß es die Sprache auf einen sekundären Zweck herabsetzen hieße, sie - wie dies etwa in der klassischen Philologie geschieht - lediglich als ein Mittel "für die sich aus ihr ergebenden historischen Aufschlüsse" über jene Nation zu betrachten, die sie spricht, während sie das wissenschaftliche Interesse dagegen alleine "durch ihren innern Bau und die Natur ihrer Grundbestandtheile anzieht und fesselt" (7,625). Humboldt insistiert darauf, daß "die Sprache (...) ein selbständiges, den Menschen ebenso wohl leitendes, als durch ihn erzeugtes Wesen" ist (7,621); daß sie, als ein Objekt, das "nicht eine Erfindung des Menschen, nicht ein Erzeugnis der Natur, sondern ein dem Menschen ohne sein Zuthun, und über alles sein im Bewusstseyn liegendes Vermögen hinaus gegebenes Instrument" unstreitig verdient, "rein objectiv, und, mit Beiseitesetzung jedes andern Zwecks, um ihrer selbst willen untersucht" zu werden (7,625). Nur so kann die theoretisch unreflektierte Position der zeitgenössischen "Sprachkunde" (7,624) überwunden werden, für die charakteristisch ist, daß - wie Humboldt anmerkt - "die meisten Gelehrten und Sprachgelehrte nicht ausgenommen, ihr ganzes Leben in (den Sprachen) herumwandern, ohne sich einmal auf den Standpunkt zu stellen, von welchem sie das Ganze und seine Anordnung zu übersehen im Stande wären" (7,625).

2 Aspekte der Humboldtschen Sprachtheorie

2.1 Das Prinzip der Individualisierung

Humboldt hat nun diesen Standpunkt, von dem das Ganze und seine Anordnung zu übersehen ist – das wurde in Kapitel 1 bereits deutlich – durch den, wie er es nannte, "Vorschlag" näher bestimmt, "aus der Sprache (d.i. der Sprache im allgemeinen und allen besondern Idiomen des Erdbodens) ein eignes, von allen übrigen abgesondertes, und in sich systematisch geordnetes Studium zu machen (7,603). Das "eigentliche Geschäft" eines solchen "gesamten Sprachstudiums" besteht für Humboldt – wie wir gesehen haben – in der Lösung der "Hauptaufgabe", "die Sprachfähigkeit des Menschengeschlechtes auszumessen" (7,622) oder, wie es an anderer Stelle heißt, "das Feld des Denkens durch die Verschiedenheit der Sprachen" zu erschließen (4,248).

"Die erste hier nothwendige Untersuchung" – und damit bestimmt Humboldt die Aufgabe der Sprachtheorie im Kontext des "gesamten Sprachstudiums" – "richtet sich daher auf die Sprache, und ihren Einfluss auf den Menschen, beide in ihrem allgemeinen Begriff genommen, und ohne Rücksicht auf individuelle Vielheit und Eigenthümlichkeit" (7,622). Der systematische Stellenwert der Sprachtheorie ergibt sich hier also aus der Maxime, daß, ehe man im vergleichenden Sprachstudium "die Verwandtschaft der Sprachen in Thatsachen aufsuchen kann, (...) man die leitenden Grundsätze dazu in ihrer allgemeinen Form entdecken muss" (7,633). Zwar ist für das vergleichende Sprachstudium in seiner empirisch konkreten Form, für das Sprachstudium also, insofern es "die Verwandtschaft der Sprachen in Thatsachen" aufsucht, der "geschichtliche Weg" der alleine mögliche: "Nur der geschichtliche Weg kann daher wesentlich zur Erkenntnis des Sprachbaues führen" (5,450); nur er erlaubt es, die Sprachen in ihrer Verschiedenheit "nach den Graden ihrer Verwandtschaft" (7,601) zu klassifizieren und so dem "Ziel aller philosophischen Untersuchungen" näher zu kommen, das darin besteht, "in der Kenntniss des Umfangs, und der Entwicklung des menschlichen Geistes bedeutendere Fortschritte zu machen" (4,246); nur der geschichtliche Weg ermöglicht Fortschritte in einer "wichtigen" und bislang "noch wenig versuchten Methode", nämlich der, "das Feld des Denkens durch die Verschiedenheit der Sprachen auszumessen" (4,248). Allerdings setzt nun gerade – wie wir bereits oben gesehen haben – eine empirisch vergleichende Untersuchung von Sprachen hinsichtlich ihrer Verwandtschaft voraus, daß "man die leitenden Grundsätze dazu in ihrer allgemeinen Form entdecken muss". Wenn auch nur der geschichtliche Weg zur Erkenntnis des Sprachbaues führt, so müssen doch – wie Humboldt hinzufügt – "die grammatischen Begriffe (...) philosophisch richtig bestimmt und scharf von einander gesondert, die wirklich gemeinsamen, unabänderlich waltenden Gesetze klar erkannt werden" (5,450). Und in den "Grundzügen des allgemeinen Sprachtypus" heißt es weiter: "Die Grundlage alles Sprachstudiums muss

immer die philosophische seyn, und bei jedem einzelnen Punkt, jedem noch so concreten Falle muss man sich mit vollkommner Klarheit bewusst werden, wie er sich zu dem Allgemeinen und Nothwendigen in der Sprache verhält" (5,450).

Als die erste Frage nun, deren philosophische Klärung im Hinblick auf die Entdeckung 'leitender Grundsätze' des vergleichenden Sprachstudiums ansteht, hat Humboldt in einem Fragment über Sprachverwandtschaft die folgende Frage bezeichnet: "in welchen Stücken und wodurch sind eigentlich verschiedene Sprachen verschieden"? und "in welchen Ursachen können diese Verschiedenheiten gegründet seyn" (7,633)? Läßt man einmal die Vermutung beiseite, die Humboldt in der Einleitung in das gesamte Sprachstudium hinsichtlich des "eigentliche(n) Grund(es) der Vielheit der Sprachen" äußert, nämlich daß hierin "das innere Bedürfniss des menschlichen Geistes, eine Mannigfaltigkeit intellectueller Formen hervorzubringen" (7,621) zum Ausdruck komme, so läßt sich hierauf eine Antwort geben, die zwei systematische Momente hat: die Verschiedenheit der Sprachen verdankt sich - neben kontingenten Ursachen - einmal dem Umstand, daß das Sprachvermögen als eine "allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft" (5,394), als ein "geistiges Vermögen" - wie Humboldt formuliert - "sein Daseyn allein in seiner Thätigkeit (hat)" (7,86), weil - wie wir als grundlegendes Prinzip an anderer Stelle lesen - "sich das Daseyn des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läßt" (7,46). Inwiefern kann nun hierin ein Teilgrund für die Verschiedenheit der Sprachen gesehen werden? Nun - insofern, als die Allgemeinheit des Sprachvermögens nicht hinreicht, um in der Vielheit der Einzelsprachen die Einheit einer in jenen nur variierten Universalsprache zu etablieren, nicht hinreicht, die besonderen Idiome so weitgehend zu bestimmen, daß sie als lediglich kontingent modifizierte Exemplare eines universalen Gattungstypus betrachtet werden könnten. Wir müssen in diesem ersten, gleichsam negativ formulierten Grund, eine dezidierte Wendung Humboldts gegen die Auffassung der rationalistischen Philosophie erblicken, daß die gattungssubjektive Allgemeinheit des menschlichen Sprachvermögens - etwa im Sinne der "Encyclopédie" - als ein System fundamentaler, allen Sprachen gemeinsamer Prinzipien aufgefaßt werden könnte, "deren unzerstörbare Wahrheit den verschiedenen Idiomen, die die Menschengattung unterteilen, vorausliegt."⁸ Wenn Humboldt davon spricht, daß es "nur eine Sprache" gebe, "wie es nur eine Menschengattung giebt" (5,393), so ist mit dieser einen Sprache kein System "unwandelbarer und allgemeiner Prinzipien der Rede" (Beauzée/Douchet a.a.O.) gemeint, deren sich - wie Changeux in seiner "Bibliothèque grammaticale" von 1773 formuliert hatte - "alle Völker bedient haben, um ihre Gedanken in der Rede auszudrücken" (Changeux 1773,8). Die in dieser rationalistischen Position implizierte Überzeugung, daß die Verschiedenheit der Sprachen letztlich auf die bloß äußerliche Verschiedenheit der konventionellen, einzelsprachlichen Zeichensysteme des Gedankenausdrucks zurückführbar sei, hat Humboldt entschieden mit der These zurückge-

wiesen, daß die Verschiedenheit von Sprachen "nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst" sei (4,27). Die Beziehung von Einheit und Vielheit, sowohl des Menschengeschlechtes, als auch seiner Sprache, läßt sich nicht nach dem Modell des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem denken. Humboldt hat dies in großer Klarheit formuliert: "Mir nun" – so heißt es in dem hier zentral herangezogenen Text der Grundzüge – "scheint das Wesen der Sprache verkannt, der geistige Process ihrer Entstehung, nicht der an sich, sondern auch der im jedesmaligen Sprechen und Verstehen nur scheinbar erklärt (...), wenn man das Menschengeschlecht als zahllose zu derselben Gattung gehörende Naturen, und nicht vielmehr als Eine in zahllose Individuen zer-spaltene betrachtet (...)" (5,383).

Daß die Sprache des Menschengeschlechtes – die, insofern sie allgemein ist, als eine dem Menschen innewohnende Kraft zu denken ist – ihr "Daseyn" nur in ihrer "Thätigkeit" und das heißt in der Sprachtätigkeit, "im jedesmaligen Sprechen und Verstehen" des einzelnen Subjektes hat, soll also erst einmal, gleichsam negativ, hervorheben, daß die eine Sprache der Menschengattung eine in der Tätigkeit zur Wirklichkeit gelangende Kraft, nicht aber eine universelle Struktur darstellt, die die subjektive Verständigungstätigkeit der Sprecher in einer durch die Einzelsprachen nur kontingent modifizierten Form restlos bestimmt. Verständigungstätigkeit ist also nicht lediglich der Vollzug einer durch einzelsprachliche Konventionen variierten, universalen Struktur, sondern das eigentliche "Daseyn" der Sprache: es ist eine der "Grundwahrheiten aller Sprachuntersuchung" – so Humboldt –, daß die Sprache "nirgends ein Daseyn hat, als in dem ewig sich wechselseitig erzeugenden Acte des Sprechens und Denkens in Sprache (...)" (5,395).

Damit sind wir nun beim zweiten Teilgrund der Sprachverschiedenheit angelangt; wenn wir bislang gesehen haben, daß das Sprachvermögen als eine "allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft" zwar einerseits die "allgemeine Gleichartigkeit" (5,393), also in einem gewissen Sinne die Einheit der Sprache des Menschengeschlechtes sichert, aber andererseits genötigt ist, als Tätigkeit zu erscheinen, weil die Sprache "bloss in der Thätigkeit des jedesmaligen Hervorbringens ihr Daseyn hat" (5,393), so stellt sich nun die Frage, welcher spezifischen Formbestimmung diese "Tätigkeit" derart unterliegt, daß sich aus ihr die Verschiedenheit der Sprachen nicht im Sinne einer äußerlichen Verschiedenheit "von Schällen und Zeichen", sondern in dem einer "Verschiedenheit der Weltansichten" mit Notwendigkeit herleitet. Humboldt hat nun die spezifische Form des "jedesmaligen Sprechens und Verstehens", also die spezifische Form jener Tätigkeit, in der das allgemeine Sprachvermögen erscheint, in seiner Individualität gesehen. Die allgemeine Sprachkraft muß nämlich aus ihrem quasi essentiellen, überzeitlichen und trans-subjektiven Modus der Gattungsallgemeinheit dadurch heraustreten, daß sie sich unter je

spezifischen historisch gesellschaftlich biografischen Randbedingungen individualisiert: "Das geistige Vermögen hat aber sein Daseyn allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt" (7,86), oder wie es in den "Grundzügen" heißt: " (...) die allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft bestimmt sich individuell" (5,394), sie muß sich "in der Wirklichkeit (...) individualisieren." (5,373) Es ist dieses - wie Humboldt es nennt - "individualisierende Princip", durch das sich die Sprachen in ihrer Eigentümlichkeit ausbilden, durch das "die Verschiedenheit in der Sprache der Einzelnen, wie der Nationen" (5,396) entsteht.

Individualität ist also die Form, unter der die allgemeine Sprachkraft erscheint, und in der Individualität der Sprachen liegt ihre Verschiedenheit begründet. Dabei vollzieht sich der Prozeß der Individuation allerdings nicht nur auf den beiden Ebenen "der Sprache der Einzelnen, wie der Nationen"; vielmehr gibt es zwischen beiden Individuierungsebenen ein reich differenziertes Geflecht miteinander vermittelter "Sprachsphären" (5,382) verschiedener Allgemeinheitsstufe, in deren Kontext sich die allgemeine Sprachkraft je "nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt": "Diese Kraft ist (...) eine individuelle, aber nach allen den Gattungsbegriffen individualisiert, vermöge welcher jede Gattung gegen eine allgemeinere höhere als Individuum genommen werden kann. Sie ist mithin die allgemeine Sprachkraft, bestimmt durch den Völkerstamm, die Nation, die Mundart, (...) endlich durch die in keine allgemeinere Kategorie mehr zu bringende Individualität." (5,382) Wenn es nun also auch für Humboldt mehrere Stufen gibt, "auf denen die Allgemeinheit der Sprachformen sich auf diese Weise individualisiert", und das "individualisierende Princip" immer dasselbe ist, nämlich "das Denken und Sprechen in einer bestimmten Individualität" (5,396), so ist doch der eigentliche und ursprüngliche Ort der Individualisierung das "Jedesmalige Sprechen und Verstehen" (5,383) des einzelnen Individuums, und dies deshalb, weil - so Humboldt - "die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden (und Verstehenden, L.J.) liegt" (5,396), bzw. weil - wie wir an anderer Stelle lesen - die Sprache "erst im Individuum (...) ihre letzte Bestimmtheit (erhält)" (6,187).

2.2 Das Verfahren der Sprache

Wir haben bisher gesehen, daß für Humboldt eine der zentralen sprachtheoretischen Fragen die Frage nach der Ursache der Verschiedenheit der Sprachen ist. Als eine erste Antwort haben wir die Humboldtsche Überzeugung freigelegt, daß die Sprachverschiedenheit ihren Grund in jenem "individualisierenden Princip" hat, das den - so Humboldt - "ewig sich wechselseitig erzeugenden Act des Denkens und Sprechens in Sprache" (5,395) bestimmt. Welchen Aufschluß können wir nun hieraus für die Klärung eines "allgemeinen Begriffes" der Sprache gewinnen; was heißt es näherhin, daß sich die Sprache als ein geisti-

ges Vermögen "in der Wirklichkeit (...) individualisieren" muß? Vorab läßt sich hier, vor dem Hintergrund unserer Erörterungen in 2.1, folgendes festhalten: daß sich die Sprache notwendigerweise individualisiert, daß sie sich in eine Pluralität von "Sprach-" und "Gedankensphären" (5,418) ausdifferenziert, deren jede eine eigene Weltansicht verkörpert, heißt erst einmal, daß sie – wie Humboldt formuliert – kein "Mittel" ist, "die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken" (4,27), heißt, daß die Sprache gerade insofern, als sie sich individualisiert, erkenntniskonstitutiv und nicht erkenntnisabbildend verfährt, daß sie "nicht bloss die Bezeichnung des, unabhängig von ihr geformten Gedanken, sondern selbst das bildende Organ des Gedanken" ist (5,374 u.ö.). Sie kann nicht als das repräsentierende, sekundäre Werkzeug eines zugrundeliegenden, universalen Denkens angesehen werden, als ein Werkzeug also, das uns – so Beauzée – "gegeben ist, um die inneren Gedanken unseres Geistes auszudrücken" (vgl. Beauzée 1751–1780, IX, 253a). Vielmehr stellt sie – im Zuge des individualisierenden Sprechens und Verstehens – allererst den Konstitutionsgrad dieses Denkens dar. Sprachverschiedenheit und Erkenntniskonstitutivität sind also zwei Momente, die sich derselben Ursache verdanken, der individuellen Natur der Sprache.

Die zentrale Bedeutung des Prinzips der Individualisierung für die Humboldtsche Sprachtheorie läßt sich nun – und dies möchte ich im folgenden näher zeigen – durch eine Analyse des Humboldtschen Theorems von der Sprache als dem bildenden Organ des Gedankens erhellen.⁹ Eine Analyse dieses Satzes nötigt uns nun näherhin zu einer Untersuchung dessen, was Humboldt in der Einleitung zum Kawi-Werk das "Verfahren der Sprache" (7,53) genannt hat, ein Verfahren, das uns insofern in das Zentrum der Humboldtschen Sprachtheorie führt, als hier das Verhältnis der Sprache "zu dem Denk- und Empfindungsvermögen" (7,53) in Rede steht. Für Humboldt läßt sich in der Tat das Wesen der Sprache, d.h. ihre "Natur und Beschaffenheit überhaupt" (7,52) aus der analytischen Rekonstruktion des Verfahrens der Sprache als eines Prozesses der Gedanken- bzw. Begriffsbildung gewinnen; das Wesen der Sprache besteht für ihn in ihrer spezifischen, gedankenbildenden Leistung; sie ist "die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen" (7,46).

Humboldt hat diese "Arbeit des Geistes", die er auch als den "einfachen Act der Gedanken-erzeugung" (7,56 u.ö.) anspricht, in drei analytischen Momenten rekonstruiert, die eine präzisierende Bestimmung des individualisierenden Verfahrens der Sprache als einer gedankenbildenden "Thätigkeit" erlaubt:

Gedankenbildung ist zunächst 'Hinübersetzung' der Vorstellung in den Begriff; die Hinübersetzung ihrerseits wird näher als "Bezeichnung" des Begriffes charakterisiert

und schließlich die Bezeichnung als eine den Begriff bildende "Verlautbarung" aufgefaßt.

Was heißt es nun, daß die Gedanken- bzw. Begriffsbildung¹⁰ als 'Hinübersetzung' der Vorstellung in den Begriff gedacht werden kann?

In einer ersten Bestimmungsbewegung analysiert Humboldt den Prozeß der Begriffsbildung als diejenige "einfache Verstandeshandlung", die als der Ort einer spezifischen – wie Humboldt formuliert – "Versetzung" (7,55) fungiert: als Ort nämlich der Hinübersetzung der bloß subjektiven Vorstellung, die – wie Humboldt in Kantischer Diktion ausführt – das synthetische Produkt 'sinnlicher Eindrücke' einerseits und 'selbstthätiger Geistesbewegungen' andererseits darstellt, in die wirkliche Objektivität des Begriffs: "Die Vorstellung wird – wie Humboldt formuliert – in wirkliche Objektivität hinübersetzt (...)" (7,55). Er analysiert also im Zuge dieser ersten Bestimmung den Prozeß der Begriffsbildung als eine spezifische Bewegung, nämlich als "Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität" (7,55), wobei diese "Versetzung" – so Humboldt – "ein Mittel (ist), den Gedanken (...) zur Rückwirkung auf das Subject, aus sich heraus und sich gegenüber zu stellen" (5,455). Erst auf dem Umweg der Hinübersetzung, also gleichsam auf dem Umweg einer produktiven Entfremdung des für sich erkenntnisunfähigen Subjektes von sich selbst, kann die Vorstellung für das Subject Objektivität – allerdings eine individuierte Objektivität – gewinnen.

Humboldt hat nun diese Hinübersetzung, die die Bedingung der Möglichkeit der Gedankenbildung ist, näherhin als Sprachzeichenhandlung, nämlich als "Bezeichnung" charakterisiert. Der "einfache Act der Gedankenbildung" wird so genauer bestimmt als "Act der Bezeichnung des Begriffes" (7,109), wobei – wie wir sehen werden – "Bezeichnung" bei Humboldt gerade nicht im Sinne einer repräsentationstheoretischen Zeichenauffassung gedacht ist. Das Sprachzeichen kommt nämlich im "Act der Bezeichnung" in einer den Begriff bildenden und nicht nur abbildenden Weise ins Spiel: Die Hinübersetzung der Vorstellung in den Begriff darf nicht in der Weise als ein zeichenvermittelter Prozeß aufgefaßt werden, daß die bloß subjektive Vorstellung vermittels ihrer Bezeichnung durch ein "verabredetes, gleichgültiges Zeichen" (7,626) in die wirkliche Objektivität des Begriffes hinübersetzt wird. Die "Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität" verdankt sich nicht der Einschaltung eines per Konvention eingeführten, "bloss vom Verstande construierten" (5,423), "allgemeingültigen Zeichens" (7,21), sondern einer – noch weiter zu klärenden – konstitutiven Wirkung des Sprachzeichens für die Bildung der Vorstellung als Begriff. Diese konstitutive Wirkung hat Humboldt in seiner Abhandlung über den Nationalcharakter der Sprachen dahin bestimmt, daß "die Sprache, indem sie

bezeichnet, eigentlich schafft, dem unbestimmten Denken Gestalt und Gepräge verleiht (...)" (4,428). In den "Grundzügen des allgemeinen Sprachtypus" formuliert er diesen Gedanken in expliziter Wendung gegen die semiotische Idee sprachunabhängig reiner Begriffe:

"Um die Beschaffenheit einer Sprache in Absicht ihres Wortvorraths vollständig zu beurtheilen, müsste man diesen mit der Masse der möglichen Begriffe, das Bezeichnete mit dem zu Bezeichnenden vergleichen. Von den reinen Begriffen verstanden ist dies unmöglich, da der Gedankenstoff sich nicht rein von dem Sprachstoff scheiden lässt, vielmehr die Bezeichnung erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet." (5,436)

Wir müssen also – wie wir dieser Bemerkung entnehmen können – den Akt der Gedanken-erzeugung insofern als einen sprachzeichenvermittelten Prozeß auffassen, als wir es bei der Hinübersetzung der Vorstellung in den Begriff mit einem spezifischen Typus der Bezeichnung zu tun haben, nämlich mit einer solchen Bezeichnung, in der diese "erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet."

Wir haben nun bislang den "einfachen Act der Gedankenerzeugung" als Hinübersetzung der Vorstellung in den Begriff und die Hinübersetzung ihrerseits als gestaltende Bezeichnung herausgearbeitet. Humboldt hat nun auf einer dritten Stufe der Näherbestimmung des Verfahrens der Sprache die soeben explizierte gestaltende Kraft der Bezeichnung darin gesehen, daß sie die Vorstellung in der "Verlautbarung" als Begriff konstituiert, denn es ist der "Laut", der den Begriff "hervorrufen und gestalten soll" (5,429); die Sprache – so formuliert Humboldt – "bildet Begriffe, führt die Herrschaft des Gedanken in das Leben ein, und thut es durch den Ton" (5,118). Die bezeichnende Einbildungskraft bedient sich der schematisierenden Kraft des Lautes, um das ansonsten "gewissermassen spurlos vorübergehende" Denken – wie Humboldt bereits 1795 bemerkt – aufzufassen und gleichsam festzuhalten (7,581). Ohne den Ton, der dem Begriff im Wort "sinnliche Geltung" (5,419) verschafft, hätte der Geist, so lesen wir, "keine Handhabe", die Begriffe aufzufassen (5,427), die "Seele keinen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit" (7,100): "Der sinnliche Stoff des Wortes, von dem wir hier reden, ist die Handhabe, an welcher der Geist die intellectuellen Begriffe auffasst, und wenn man dem Gange der Natur getreu bleiben will, muss man sich die Bezeichnung derselben in der Sprache nicht als vom Begriffe zur Bezeichnung herab-, sondern umgekehrt zu ihm hinaufsteigend denken." (5,427) Dadurch also, daß das Wort als ertönendes, hervorgerufenes (und wieder vernommenes) den ansonsten unbestimmten "Begriff in einen sinnlichen Stoff vor der Einbildungskraft verwandelt, "schiebt (es) der Idee eine Gestalt unter" (5,428), wird es zum "bildenden Organ des Gedanken." Aber noch in einer zweiten Hinsicht verdankt es sich der Verlautbarung, daß die Bezeichnung des Begriffes im Ton "erst die Entstehung des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet." Und

diese zweite Hinsicht betrifft den Ton als dasjenige Medium, das den, für die Gedanken-erzeugung absolut notwendigen Raum objektivierender Geselligkeit eröffnet, in welchem das "geistige Streben" sich nicht nur "Bahn durch die Lippen bricht", um "zum eignen Ohre zurück(zukehren)" (5,377), sondern den konstitutiven Umweg über ein anderes denkendes und vorstellendes Wesen nimmt. Die Sprache bedarf – so Humboldt – "der Wirkung nach aussen insbesondere deshalb, weil der Mensch ein geselliges Wesen ist: "Die wichtigste Ursache – so lesen wir in den Grundzügen des allgemeinen Sprachtypus – "aus welcher die Sprache, vermittels des Tones, der Wirkung nach aussen bedarf, um sich – die Grenzen seiner 'blossen' Subjektivität übersteigend – als gesellschaftliches Individuum zu konstituieren, ist die in ihrem Wesen gesellige Sprache:

"Das lebendig ineinander eingreifende, Ideen und Empfindungen wahrhaft umtauschende Wechselgespräch ist schon an sich gleichsam der Mittelpunkt der Sprache, deren Wesen immer nur zugleich als Hall und Gegenhall, Anrede und Erwiderung gedacht werden kann, die in ihren Ursprüngen, wie in ihren Umwandlungen, nie Einem, sondern allen gehört, in der einsamen Tiefe des Geistes eines jeden liegt, und doch nur in der Geselligkeit hervortritt." (4,435)

3 Zum Stellenwert der Humboldtschen Sprachtheorie

Wir haben in unseren bisherigen Überlegungen als das Zentrum jenes "allgemeinen Theils" des Humboldtschen "Gesamten Sprachstudiums", das man seine Sprachtheorie nennen könnte, die Rekonstruktion des erkenntniskonstitutiven "Verfahrens der Sprache" freigelegt; dabei haben wir gesehen, daß die individualisierende Bestimmung der allgemeinen Sprachkraft insofern gesellschaftlicher Natur ist, als das – nach Humboldts Ansicht – für sich erkenntnisunfähige Subjekt aus sich heraustreten und sein unfertiges und unbestimmtes Denken der dialogischen Bewährung eines "anderen, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen" (5,380) auszusetzen genötigt ist. Das "Wechselgespräch" ist der Ort einer zugleich individuierenden und vergesellschaftenden Gedankenbildung und damit zugleich der Ort, an dem sich ein in seinen allgemeinen Gattungsanlagen noch defizientes Subjekt als gesellschaftliches Individuum konstituiert.

Die Sprache rückt also bei Humboldt – ebenso wie etwa bei Schleiermacher und Hegel – gerade insofern in das Zentrum theoretischen Interesses, als es ihre – wenn auch mit dem Makel geschichtlicher Endlichkeit und Relativität behaftete – erkenntniskonstitutive Leistung ist, die an die Stelle der verlorenen Einheit einer übergeschichtlichen und gattungsallgemein-monologischen Erkenntnisgewißheit des Cartesianischen und Kantischen Erkenntnissubjektes tritt, eines Erkenntnissubjektes im übrigen, dem die Sprache nur als Mittel einer nachträglichen Repräsentation eines vorgängigen, monologisch-allgemeinen Wissens dient. Die Aktualität Humboldts liegt nun meines Erachtens insbesondere darin,

daß er damit eine – wie man sie in Anlehnung an Chomsky nennen könnte – Cartesianische Idee des Verhältnisses von Subjekt und Sprache nachhaltig destruiert hat, die auch heute noch weithin die Linguistik und deren Konzeptualisierungen der Sprache bestimmt. Gerade durch die Entdeckung ihrer erkenntniskonstitutiven Natur, die ja erst das empirisch-historische Interesse an den je verschiedenen "Weltansichten" einzelner Idiome rechtfertigt, emanzipiert sich die Sprache bei Humboldt von fremden Zwecksetzungen, etwa der, ein sekundäres Werkzeug der Repräsentation eines monologisch evidenten Wissens zu sein; hierdurch wird sie zu einem Erkenntnisobjekt sui generis, zu einer "Sprache an und für sich selbst" (7,601), deren Analyse zugleich die Analyse der "Organisation des geistigen Menschen" (4,249) leistet. Wenn die Sprache "in der einsamen Tiefe des Geistes" liegt "und doch nur in der Geselligkeit hervortritt", so heißt dies, daß der 'Geist' aus seiner einsamen Tiefe heraustreten muß, um sich in den Wechselgesprächen der "Sprach-" und "Gedankensphären", in die ihn seine Biografie vernetzt, als Individuum zu konstituieren. Daß der Mensch in der einsamen Tiefe seines Geistes keinen Erkenntnisschritt zu tun vermöchte, daß er genötigt ist, "die Worte als Stützen (zu) gebrauchen, um über sich selbst (...) hinauszureichen" (7,602), hat Humboldt in einem Brief an Schiller in großer Klarheit formuliert: "Alle unsre Endlichkeit rührt daher, daß wir uns nicht unmittelbar durch und an uns selbst, sondern nur in einem Entgegensetzen eines andren erkennen können, besteht in einem ewigen Trennen: unsres Wesens in einzelne Kräfte, der Welt in einzelne Gegenstände, der Menschheit in einzelne Menschen, des Daseins in vorübergehende Zeiten. (...) Des Menschen Wesen aber ist es, sich erkennen in einem andern. (...) Dahin aber zu gelangen, ist die Sprache das einzige sinnliche und – als aus der innersten Menschheit stammend und nur in ihr möglich – menschliche Mittel, und zu diesem Zweck muß man sie brauchen und tauglich machen." (Seidel, II, 208)

Anmerkungen

- 1 Chomsky irrt also, wenn er glaubt, sich mit der These auf Humboldt berufen zu können, daß es für die "Bewertung einer Theorie über die Form der Sprache kein wesentliches Hindernis" darstelle, daß die als "Beweismaterial" herangezogenen "empirischen Daten" nur "aus den grammatischen Beschreibungen relativ weniger Sprachen entnommen werden" können. Vgl. Chomsky 1969, 260.
- 2 "Es hat mir" – so heißt es in der Einleitung in das gesammte Sprachstudium – "besser geschienen, selbst Hand an den Versuch zu legen, als bloss einen Entwurf dazu vorzuzeichnen." 7,627; zu Humboldts immensen Sprachkenntnissen und seiner ungeheuren Produktivität auf dem Felde von Einzelsprachuntersuchungen, deren Ergebnis allein in den Jahren 1820 bis 1823 dreißig Wörterbücher und Grammatiken sind, s. Berglar 1970, 129 f; ebenso Scuria 1976, 591 ff.
- 3 Vgl. hierzu auch Trabandt 1985, 182 f, der allerdings nicht ganz korrekt behauptet, Humboldt verwende den Terminus "Wissenschaft" nicht, während ihn Humboldt nur auf den "gegenwärtigen Zustand" der Sprachwissenschaft (7,633) bezogen nicht verwendet, durchaus aber Erfüllungsbedingungen angibt, die eine Anwendung des Begriffes "Wissenschaft" auf das Humboldtsche Programm des Sprachstudiums rechtfertigen. Vgl. hierzu etwa 4,246.
- 4 Da Humboldt bereits 1802 in dem oben zitierten Brief an Schiller über den Plan seines vergleichenden Sprachstudiums berichtet, kann er in der Tat auch im Hinblick auf F. Schlegel, Rask, J. Grimm und Bopp für sich in Anspruch nehmen, einen Gedanken entwickelt zu haben, "den man bisher übersehen hat". (7,599)
- 5 Etwa noch im "Mithridates" Adelungs und Vaters. Vgl. Adelung, Vater 1806-17.
- 6 Vgl. zur fälschlichen These, Saussure sei der Autor dieses Topos etwa Jäger 1976, 225 f.
- 7 Vgl. hierzu ausführlich Jäger 1987 b.
- 8 Vgl. hierzu etwa Beauzée und Douchet 1751-1780, VII, 841b f.
- 9 Die folgende Argumentation in diesem Abschnitt ist die gekürzte Version des zweiten Kapitels eines Vortrages, den ich zum Thema "Über die Individualität von Rede und Verstehen. Aspekte einer hermeneutischen Semiologie bei Wilhelm von Humboldt" 1985 in Bad Homburg auf einem Kolloquium der Forschungsgruppe "Poetik und Hermeneutik" gehalten habe.
- 10 Humboldt selbst hat den Prozeß der Gedankenbildung am gleichsam elementarerem Modell der Begriffsbildung analysiert, das zur Explikation der erkenntnistheoretischen Aspekte der Problematik genügt. Vgl. etwa 4,16.

Literatur

- Adelung, J.C./Vater, J.S. (1806-17): Mithridates oder allgemeine Sprachkunde. Berlin. 4 Teile. (Nachdruck Hildesheim/New York, 1970).
- Beauzée, N. / Douchet, J.P.A. (1751-1780): Artikel "Grammaire", in: Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres. Mis en ordre et publié par M. Diderot; et quant à la partie mathématique, par M. d'Alembert. Nouvelle impression en facsimilé de la première édition de 1751-1780, VII, Stuttgart-Bad Cannstatt 1966 ff.
- Beauzée, N. (1751-1780): Artikel "Langue", in: Encyclopédie ou dictionnaire raisonné, IX.

- Berglar, P. (1970): Wilhelm von Humboldt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg.
- Changeux, P.N. (1973): Bibliothèque grammaticale abrégée ou nouveaux mémoires sur la parole et sur l'écriture. Paris.
- Chomsky, N. (1964): Current Issues in Linguistic Theory, in: J.A. Fodor / J.J. Katz (eds.): The Structure of Language, Englewood Cliffs, S. 50-119.
- Chomsky, N. (1969): Aspekte der Syntaxtheorie, Frankfurt a.M.
- Humboldt, W.v. (1903-1936): Gesammelte Schriften, hg. Preußische Akademie der Wissenschaften, 17 Bde., Berlin.
- Jäger, L. (1976): F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt, in: Linguistik und Didaktik 27, S. 210-244.
- Jäger, L. (1987a): Die Individualität von Rede und Verstehen. Aspekte einer hermeneutischen Semiologie bei Humboldt, erscheint in: M. Frank (ed.): Individualität. Akten des Kolloquiums "Poetik und Hermeneutik", Bad Homburg.
- Jäger, L. (1987b): Philologie und Linguistik. Anmerkungen zu einem gestörten Verhältnis, erscheint in: P. Schmitter (ed.): Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung des Linguisten, Tübingen.
- Scuria, H. (1976): Wilhelm von Humboldt. Werden und Wirken, Düsseldorf.
- Seidel, S. (ed.) (1962): Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt, Bd. II, Berlin.
- Trabant, J. (ed.) (1987): W.v. Humboldt, Über die Sprache. Ausgewählte Schriften, München.

Sprachtheorie und Belletristik

Die Etymtheorien von Emil Winkler und Arno Schmidt

Unter den vielen Werken der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in denen Sprache als Mittel der Dichtung zugleich auch deren Thema ist, ragt ein Werk in vielfacher Hinsicht hervor. Mit ihm hat sein Autor nicht nur die Summe jahrzehntelanger besessener literarischer Arbeit vorgelegt, eine verschwenderische Fülle einzelner Beobachtungen zum Aussage- und Stilwert der Sprache ausgebreitet, eine ganz eigene Schreibweise als Krönung seines Lebenswerkes vorgestellt und schließlich in eindringlichster Auseinandersetzung mit bedeutenden Zeugnissen der Weltliteratur eine neue Form des Lesens und Verstehens erprobt und propagiert. Mit diesem Riesenwerk hat er sich vor allem auch als bedeutender Sprachmeister erweisen wollen, dem eine umwerfende Entdeckung zum Verständnis künstlerischer und alltäglicher Sprachverwendung gelungen sei. Die Rede ist von Arno Schmidt und seinem Hauptwerk "Zettels Traum" und in unserem Zusammenhang vor allem von der sogenannten Etym-Theorie. Sie gilt – so der Klappentext des Sammelbandes "Der Triton mit dem Sonnenschirm" – als "eine philologische Entdeckung ersten Ranges", die "aus künftiger Literaturbetrachtung nicht mehr wegzudenken" sei (Lothar Streblow, Deutsche Volks-Zeitung, 26.11.1970), aber auch als ein theoretisches Konstrukt, von dessen umfassender Rekonstruktion auf wissenschaftlicher Grundlage wir noch weit entfernt seien (Wolfgang Marx, BB 67-68.1983, 26).

Was so als konsistente Theorie apostrophiert wird, hat ihr Autor Arno Schmidt zu Beginn der Niederschrift seines Werks viel bescheidener als ein Hilfsmittel verstanden: "Ich stelle nie Theorien auf: ich probiere Arbeitshypothesen & wie weit dieselben tragen", läßt er sein alter ego Daniel Pagenstecher dem Gesprächspartner Paul auf dessen Feststellung "Du stellst also die Theorie auf, –" antworten (ZT 26). Aber zugleich heißt es auch, ein nach diesem Konzept gelesener oder geschriebener Text "brächte mehr zur Sprache" und die im Vergleich dazu "einsprachig" wirkenden Bücher herkömmlicher Schreibart würden dem künftigen Leser "irgendwie 'schal' " erscheinen (ZT 28). Arno Schmidt hat darum keine Vorbehalte, das im Verlauf langjähriger Arbeit immer mehr entfaltete Hypothesengeflecht schließlich doch mit dem zunächst abgelehnten Terminus zu belegen, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, an der vom "Unheimlichen dieser Etym-Theorie" gesprochen wird (ZT 936).

Als Beispiel für unsere Überlegungen zum Verhältnis von Sprachtheorie und Belletristik bietet sich die Etym-Theorie in der Formulierung Arno Schmidts nicht nur deswegen an,

weil mit ihr ein sprachtheoretischer Aspekt Thema eines essayistischen Erzählwerks von dialogischem Charakter geworden ist, oder weil sich hier sprachkünstlerische Produktion und sprachwissenschaftliche Reflexion im Zentrum eines literarischen Großwerks in einzigartiger Weise verbinden. Die Etym-Theorie bietet sich vor allem auch deswegen an, weil die Erwägungen, die ihrer Ausgestaltung zugrunde liegen, auf die Neuformulierung der Grundzüge eines Sprachmodells zielen, mit dem die Gesamtheit alltäglicher und künstlerischer, bewußter und unbewußter Sprachverwendung abgebildet werden soll. Arno Schmidt handelt nicht nur – wie manch anderer Autor – ein Sprachthema belletristisch ab, er stellt nicht nur als Vorarbeit oder Kommentar ein Sprachproblem in den Zusammenhang sprachkritischer oder literarischer Reflexion. Er zielt vielmehr mit seiner Etym-Theorie auf die Erklärung und Entfaltung einer untrennbaren Einheit von Denken, Empfinden und Handeln sowie deren sprachlichen Ausdruck, die mit Modellen herkömmlicher Art nur unzureichend erfaßt werden konnte. Von daher lohnt sich die Auseinandersetzung mit der Etym-Theorie nicht nur als Voraussetzung zum Verständnis von Zettels Traum und des übrigen Werks von Arno Schmidt. Sie lohnt sich auch nicht bloß als besondere Hilfe beim Versuch, sich hermetischer Literatur zu nähern, sei sie von Joyce, Poe oder anderen. Die Beschäftigung mit der Etym-Theorie erscheint vor allem auch im Hinblick auf die Frage notwendig, ob Arno Schmidt nicht tatsächlich ein sprachtheoretisches Modell gelungen ist, aus dem für die Entwicklung der Sprachtheorie wichtige Hinweise und Anregungen zu gewinnen sind.

Für die Entwicklung der Etym-Theorie sind drei Werke Arno Schmidts von besonderer Bedeutung: die beiden Funkdialoge "Der Triton mit dem Sonnenschirm" von 1961 und "Das Buch Jedermann" von 1966 und schließlich "Zettels Traum" mit dem Entstehungsdatum "1963-1969". In den beiden Funkdialogen, die 1969 auch gedruckt vorlagen, beschäftigt sich Arno Schmidt am Beispiel von James Joyce und vor allem von dessen Werk "Finnegans Wake" mit der Lesbarmachung hermetischer Literatur. Seine Erwägungen zur Verschlüsselung und Entschlüsselung sehr persönlicher Empfindungen werden aber über Joyce hinaus verallgemeinert und an anderen Beispielen (Goethe, Karl May, Stifter u.a.) exemplifiziert. Schmidt versteht die Sprache von "Finnegans Wake" als eine private Notierung, die aus persönlichen und juristischen Gründen verschlüsselt ist, aus artistischen Gründen Abweichungen von der Norm, insbesondere im Bereich der Orthographie, extensiv ausnutzt und die durch die Verwendung vielsprachiger Assoziationen zu einer Wiederherstellung einer europäischen Gesamtsprache beiträgt, "in der jeder Europäer verständliche Anklänge fände" (TmS 205-207). Schmidt bezieht seine Überlegungen zur Lesbarmachung auf Wörter und Wortgruppen. Dies hat seinen Grund nicht nur in Joyce Schreibweise, sondern ist auch ein Hinweis auf eine noch zu erörternde Parallele. Auch daß bei dem "an den Haaren herbeigezwungenen Tinnel", wie die am Beispiel engl. *space* und dt. *Spaß* in Erwägung gezogenen sprachübergreifenden Wortverwandtschaften ironisch bezeichnet werden

(TmS 207), die "berühmten 'Obertöne' " angeführt werden, kann als weiterer Hinweis auf diese Parallele verstanden werden. Das Lesemodell, das als Technik der Entzifferung vorgeschlagen wird (TmS 228 f.), gipfelt darin, daß der Leser bei der Hypothesenbildung über den hermetischen Text seine eigene Persönlichkeit in dem Bewußtsein reflektiert, daß er "den Inhalt bestimmt" (TmS 228). Ein solches Lesemodell müßte die Beschreibung der subjektiven Anverwandlung der vom Texterzeuger hergestellten Bezüge zur Folge haben, würde aber durch eine derartige assoziative Annäherung eine Aufschlüsselung des Textes überhaupt erst ermöglichen. Bei einem Text wie "Finnegans Wake", dessen "Geheimnis der Schreibtechnik" in einer "Mehrfachformung" besteht (TmS 233), fußt alles Verstehen auf dem Versuch einer Entzifferung der palimpsestartigen Schreibweise. Die verschlüsselnde Überformung muß entschlüsselt, der Text so ansatzweise lesbar gemacht werden. Das kann nach Arno Schmidt für einen deutschen Leser nur bedeuten, daß "eine vermittelnde leidlich klare menschlich umschreibende und reichlich kommentierende Verdeutschung, ihm, früher oder später, einen Begriff davon gibt, was mit 'Finnegans Wake' beabsichtigt war" (TmS 252).

Diesen Überlegungen ist Arno Schmidt in seinem Funkessay zum 25. Todestag von James Joyce weiter nachgegangen. Zwischen der Abfassung der beiden essayistischen Arbeiten lag schon der Beginn der Arbeiten an Zettels Traum, und so ist es möglich, daß die Formulierungen von 1966 nicht den Beginn der Etym-Theorie bezeichnen, sondern bereits ein Zwischenergebnis auf dem Wege der Entfaltung des theoretischen Konstrukts darstellen. Schmidt greift das Problem der Entzifferung wieder auf und versucht, dem Überformungsproblem in "Finnegans Wake" mit einem Schichtenmodell beizukommen. Die Annahme einfacher Homonymie- oder Wurzelbeziehungen sowie von Homographien und metaphorischen Bedeutungen reicht nicht aus, um die "so Vieles bündelnden linguistischen Grundgewebsgebilde" (TmS 279) zu fassen. Darum schlägt er vor, von einer grundsätzlichen Zweisprachigkeit eines jeden Menschen auszugehen (TmS 280), die mit zwei kaum voneinander zu trennenden Sprachen erfüllt werde. Beide Sprachen denkt er sich in Schichten übereinander liegend wie in den Stockwerken eines Hauses: im Obergeschoß die Sprache der "Worte", dem Bewußtsein zugänglich und vom Gewissen zensiert, im Untergeschoß die Sprache der "Wort-Keime", halb dem Bewußtsein zugänglich, halb dem Unbewußten ausgeliefert (TmS 280). Da bei der mentalen Speicherung der Elemente des Wortschatzes Assoziationen aller Art eine Rolle spielten, seien überraschende Gedankenfolgen allein schon aus den vielfältigen Möglichkeiten des Assoziierens zu erklären (TmS 279). Für diese Wort-Keime führt Schmidt den Terminus "Etym" ein, abgeleitet von Etymologie, der "Lehre vom Echten" (TmS 279). Damit betont er den Charakter der Etymen als Träger der wahren Aussage eines Sprechers. Sie begnügen sich "als Humoristen, meist

mit mahnenden auch-Möglichkeiten", regelten Träume, Fehlleistungen und Assoziationen (TmS 281). Ihre Zahl sei geringer als die der Wörter, dafür aber seien sie vielseitiger (TmS 280).

Dieses Grundkonzept von der Doppelschichtigkeit der Sprache, von ihrer rationalen und emotionalen Seite, wurde von der Kritik sofort als außergewöhnliche Entdeckung gewertet. Arno Schmidt sei "ein Philologe von Rang" (Jörg Drews, ÜAS 167), ein "Schwerarbeiter im Steinbruch der Sprache" (Karlheinz Kramberg, ÜAS 170), ihm sei mit der Etym-Theorie eine "glänzende Entdeckung" gelungen (Klaus Reichert, ÜAS 180), die "Berufsphilologen noch einiges zu knacken geben" dürfte (Lothar Streblow, ÜAS 182). Dennoch waren auch kritische Töne zu hören: Schmidt habe seine eigene Empfindung durch Joyce bekräftigt und verstärkt, die Etym-Theorie aber nicht ausschließlich aus der kritischen Rezeption von dessen Erzählwerk gewonnen, äußerte Helmut Heißenbüttel schon 1969 (ÜAS 171). Auch die eher räsonnierende als argumentierende Darlegung der Problematik wurde von Heißenbüttel kritisiert (ÜAS 171), und Jörg Drews bemängelte, daß "der von Schmidt geprägte Begriff 'Etym' " sich vom "Terminus 'Etymologie', mit dem er nichts zu tun" habe, zu wenig unterscheide (ÜAS 168). Schließlich wurde die Etym-Theorie als zu sehr von der Tiefenpsychologie überfrachtet bezeichnet, wodurch "jeder interpretatorischen Willkür Tür und Tor geöffnet" sei (Klaus Reichert ÜAS 180).

Nach den ersten Andeutungen der Etym-Theorie in den beiden Funkdialogen hat Arno Schmidt sein Konzept dann in "Zettels Traum" ausgebreitet. Die – gemessen an den ersten Formulierungen – ziemlich umfangreiche Darlegung (ZT 24,57 – 28,48) bedarf für unsere Erörterung jedoch der Systematisierung, da sie im Zusammenhang eines dialogischen Erzählwerks und nicht einer argumentierenden Abhandlung vorgestellt worden ist. Daher sollen zunächst die wichtigsten Aspekte der Etym-Theorie nach ihrer Formulierung in Zettels Traum aus dem erzählerischen Zusammenhang gelöst und in Grundzügen wiedergegeben werden.

1. Ausgehend von Freuds "Traumdeutung", auf die ausdrücklich Bezug genommen wird (ZT 25,3), und von Freuds "Psychopathologie des Alltagslebens" wird der schon aus den Funkessays bekannte Gedanke einer prinzipiellen Zweisprachigkeit eines jeden Individuums zum Ausgangspunkt der Etym-Theorie erhoben. Der Wortsprache des Bewußtseins – Schmidt nennt sie "Hoch-Worte" (ZT 25,3) – wird ein "Schalks-Esperanto" des Unterbewußtseins gegenübergestellt (ZT 25,4). Während die Hochworte des Bewußtseins durch das Gewissen zensiert werden (ZT 26,31), sind die Äußerungen des Schalks-Esperantos von einer derartigen Zensur frei (ZT 26,34).

2. Beide Ausdrucksbereiche sind nach Schmidt grundsätzlich im selben Sprachmaterial vereinigt. Wortverwandtschaften, Mehrdeutigkeiten, Wurzelbeziehungen, Homonymie- und sonstige Ähnlichkeitsrelationen, auch zwischen genetisch verschiedenen Komponenten einer Einzelsprache und über die Grenzen solcher Einzelsprachen hinaus, erzeugen die Voraussetzungen doppelschichtiger Äußerungen des Bewußten und Unbewußten (ZT 25,6-43). Versprecher und Wortspiele (ZT 27,56) sind nur Hinweise auf die Vielfalt, mit der sich diese zweite Ebene manifestiert.

3. Der obere Teil des Unterbewußtseins vermag sich auf dem Wege einer an die Hochworte geknüpften Mitteilung zu äußern. Die Hochworte des Bewußtseins werden als "Wirtsworte" von Parasiten befallen (ZT 25,51), die den Ausdruck der Empfindungen des Unterbewußtseins bewirken. Diese Wortparasiten nennt Schmidt "Etymen" (ZT 24,26). Bei ihnen sind ideolektale und soziolektale Varianten zu unterscheiden (ZT 27,45).

4. Allen Texten in Hochworten, die als Hochhandlung eine erste Mitteilung bilden, steht grundsätzlich eine zweite, die etymische Mitteilung zur Seite (ZT 26,45). An die Oberfläche der Worte (ZT 26,15) ist unablässig das Schalks-Esperanto der Etymen gebunden. Diese zweite Schicht der Etymen als Ausdruck des Unterbewußtseins ist jedoch nur Eingeweihten zugänglich (ZT 26,51). Nicht eingeweihte Sprecher äußern Etymen unbewußt (ZT 26,27). Der Eingeweihte "vernimmt das Duett eines Janus mit sich selbst" (ZT 27,25). Das Verhältnis von erster und zweiter Mitteilung ist jedoch nicht beliebig, sondern inhaltlich durch Parallelität gekennzeichnet. Die zweite Mitteilung fügt "lediglich einen zweiten, parallel im Individuum vorhandenen, Gedankengang hinzu" (ZT 27,20).

5. Die Kenntnis der etymischen Komponente von Äußerungen ermöglicht es dem eingeweihten Rezipienten, die zweite Mitteilung hinter der Oberfläche der Worte auch dort zu entdecken, wo sich Sprecher oder Schreiber dieses Ausdrucks gar nicht bewußt sind (ZT 27,57). Als Lesemodell führt die Nutzung der etymischen Struktur von Äußerungen zur Aufdeckung verborgener Empfindungen und damit zur Annäherung an unbewußte oder verdrängte seelische Regungen anderer Kommunikanten.

6. Als Schreibmodell führt die Verwendung der etymischen Komponente zu einer polyphonen Sprachkunst (ZT 27,60), für die die Bildung und weitere Entwicklung etymfähiger Ausdrücke Voraussetzung ist (ZT 25,38 u. 47). Mit einer solchen "Technik des unendlich-klein-Polyglotten" (ZT 28,4) lassen sich nach Auffassung Arno Schmidts Wirkungen erzeugen, wie sie mit herkömmlichen Texten nicht erreicht werden können (ZT 28,11). Die bewußte Verwendung der Etymen zum Ausdruck der gewöhnlich durch das "Über-Ich" zensierten Empfindungen regelt im übrigen eine Instanz, die dem Individuum um die Lebensmittel parallel mit dem Abbau von Körperkräften und Fixierungen die Chance zum Ausdruck der Triebstruktur des Unbewußten eröffnet. Da sich diese aber nicht in Taten, sondern in Worten manifestierte, habe diese Form der Sublimierung humoristischen Charakter.

7. Die Nutzung der etymischen Komponente stellt nach Schmidt eher einen magischen als einen instrumental Gebrauch der Sprache dar (ZT 26,7), erinnert also an die Verbundenheit von rationalem und irrationalen Erleben und Ausdruck, der für den Gebrauch der Sprache in Urzeiten kennzeichnend gewesen sei. Darum würden sich bei einer Wiedergewinnung der etymischen Komponenten die Etymen wie eine Epidemie verbreiten und nicht nur die Hochworte, sondern auch deren Benutzer mit einem Sinn für den verdrängten Bereich seelischen Erlebens infizieren (ZT 26,5).

Konzept und Ausführung der Etym-Theorie in "Zettels Traum" wurden von der Kritik ebenso vehement gepriesen wie abgelehnt. Es wurde bezweifelt, daß "die Etymen auf lange Buchstrecken mehr sind, als aufgeblasene Kalauer" (Jost Nolte, ÜAS 198), und prognostiziert, daß die Etym-Theorie "einer kritischen Erörterung nur schwer stand halten dürfte" (Hartmut Surbier, ÜAS 221). Helmut Heißenbüttel konstatierte, daß die Etym-Theorie ein nicht-kommunikatives Sprachmodell propagiere, das "überhaupt keines Kommentars und keiner gelehrten Anspielung bedürfte, sondern lediglich des geduldigen Einlesens in seine nur ihm eigene Struktur" (ÜAS 202), was bloß als "eine diesem Modell eigentümliche Skurrilität" zu betrachten sei (ebd.). Heinrich Vormweg meinte dagegen, daß ungeachtet der von Schmidt benutzten Schreibweise der Text "an sprachliche und damit an menschliche Realitäten oft atemlos nahe" heranreiche (ÜAS 225) und daß Arno Schmidt mit der Etym-Theorie ein ganz außerordentlicher Fund gelungen sei (ÜAS 226). Etym-Theorie und Praxis etymischer Schreibweise wurden "eine Psychoanalyse des Sprachkunstwerkes" genannt (Karlheinz Schauder, ÜAS 259), die Etym-Theorie und die Prägung des Terminus ausdrücklich als von Arno Schmidt stammend anerkannt (Klaus Podak/Rolf Vollmann, ÜAS 209). Klaus Podak und Rolf Vollmann nannten die Etymen die die besondere Schreibweise "ermöglichenden beweglichen Kerne der Sprache" (ÜAS 219), wodurch nicht nur der Ausdruck "Wortkeime" variiert, sondern zugleich, vermutlich unbewußt, der Bezug zu einer anderen Formulierung der Etym-Theorie hergestellt wurde. Karlheinz Kramberg behauptete, die Verdeutschung des Terminus "Etymen" durch "Wortkeime" stamme nicht von Schmidt, sondern seinem Lektor (ÜAS 197). Damit wäre dann nicht nur ein Gesprächspartner, sondern auch möglicher Beiträger zur Ausformulierung der Etym-Theorie benannt. Auch Gert Uedings Bemerkung, Etymen seien "noch nicht zu festen Begriffen geronnen" (ÜAS 228), deutet wie die terminologische Variation von Podak und Vollmann auf einen Zusammenhang mit jener anderen Formulierung einer Etym-Theorie, über die noch zu sprechen sein wird. Im übrigen wurden Schmidt von Ueding Sprachskepsis und unfruchtbare Sprachspielerei ebenso attestiert wie ein ungebrochenes Vertrauen in die Sprache (ÜAS 230).

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Etym-Theorie hat bislang vor allem den folgenden Aspekten gegolten:

der Bedeutung der psychoanalytischen Theorie für die Ausbildung der Vorstellung von den vier Instanzen und ihrer Funktion für die Äußerung des Unbewußten;

der Beziehung zwischen der von Freud (nach Meringer und Mayer) dargelegten Bedeutung der Redefehler für den Ausdruck des Unbewußten und der von Arno Schmidt entfalteten Assoziationstheorie;

der Systematik etymischer Wortbildungstechniken nach Arno Schmidt, wobei insbesondere orthographische, grammatische, phonetische und typographische Phänomene dargestellt worden sind;

der Nutzung des Etym-Gedankens für die Ausbildung eines Interpretations- und Produktionsmodells, so wie dies von Arno Schmidt am Beispiel der Deutung literarischer Werke und am Beispiel eigener etymfähiger Schreibweisen exemplifiziert worden ist;

schließlich der empirischen Überprüfung der von Schmidt postulierten mentalen Beziehung zwischen Dingen und Wörtern, wie sie nur von psycholinguistischer Forschung zu leisten ist.

Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen ist an Arno Schmidts Etym-Theorie dreierlei bemerkenswert:

1. Schmidt nutzt eine mehrseitige Zeichenvorstellung zur Entwicklung eines Schichtenmodells. Dabei wird die Ausdrucks- und Inhaltsseite als mehrfach determiniert aneinander geknüpft gedacht, wobei allerdings Einzelheiten nicht in jeder Hinsicht ganz klar ausgeführt sind. Wird nämlich die etymische Komponente als ein Wortparasit der Hochworte verstanden, der sich prinzipiell auf einer identischen Ausdrucksgestalt ansiedelt, dann geht es hier nur um eine Homonymie- und Polysemievorstellung, bei der allenfalls – wie bei Wortgruppenidiomen – die ausdrucksseitige Bezugsebene sich von der der Hochworte unterscheiden könnte. Werden jedoch stillschweigend Varianten unterstellt, wie sie für eine so weitreichende Nutzung des Assoziativen unerlässlich sind, so würde sich die Modellvorstellung nicht nur auf einen Ausbau der Inhaltsseite, sondern auch auf einen Ausbau der Ausdrucksseite erstrecken müssen. Die gesprochenen und geschriebenen Ausdrücke wären demnach nur Indikator für eine ausdrucksseitige Gesamtheit, wie es auch aus den Übereinstimmungen assoziierter Phänomene abzuleiten wäre. In jedem Fall wären die Etymen als Zeichen ähnlich zu erklären wie Metaphern und feste Fügungen in deren Verhältnis zu den nicht-metaphorischen Bedeutungen und den nicht-idiomatischen Gegenspielern.

2. Unabhängig von diesen Überlegungen zur Zeichenvorstellung läßt sich die Doppelstruktur von Hochhandlung und zweiter, auf das Unterbewußtsein verweisender Mitteilung auch als ein Äußerungstyp verstehen, der mit der Ironie vergleichbar ist. Denn bei der Ironie

steht immer einer mit einer konkreten Äußerung gemachten Mitteilung eine zweite, diese infragestellende Mitteilung gegenüber. Diese zweite Mitteilung der ironischen Kommunikation entschlüsselt gleichfalls nur der Wissende, der so mit dem Kommunikationspartner auf zwei Ebenen zugleich kommuniziert. Ob nun eine Äußerung ironisch oder nicht ironisch gemeint oder zu verstehen ist, entscheidet die Beobachtung und Bewertung der Ironiesignale. Die Doppelstruktur der Hochhandlung und etymischen Mitteilung entschlüsselt der Wissende ja ebenfalls nur durch Aufdeckung und Bewertung jener Signale, die auf die Mitteilungen aus dem Unterbewußtsein verweisen.

3. Bei seiner Etym-Theorie stellt Arno Schmidt zahlreiche überkommene Klassifikationen der Sprachwissenschaft in Frage. Die Gliederung der Sprache in Wortarten und grammatische Verwendungszusammenhänge, in durch die Orthographie und Orthoëpie sanktionierte Ausdrucksgestalten, in konventionalisierte Bedeutungen und stilgerechte Verwendungszusammenhänge, in Gruppensprachen und Register, in Herkünfte und Nationalsprachen, ist für die Etym-Theorie nicht nur untauglich, sondern hinderlich. Gerade die Negation wissenschaftlicher Klassifikationen, die Infragestellung der rationalen Unterscheidungen und Zusammenhänge ermöglicht eine Vorstellung, in der das kreativ-artistische Herstellen von Querverbindungen, das Zwischen-den-Zeilen-Lesen propagiert wird. Schmidts Etym-Theorie besitzt so gesehen einen gleichsam anarchistischen Zug, wie er für jeden kreativen Sprachkünstler unerläßliche Voraussetzung seines Schaffens ist. Die Etym-Theorie und ihre literarische Nutzung durch Arno Schmidt weist ein ebenso bedeutsames Potential an sprachlicher Destruktion auf, wie sie zugleich intensiv und weitreichend zu einer Neukonstruktion der Sprache beizutragen sich bemüht. Beide Aspekte – Niederreißen überkommener Sprachnormen und Aufrichten neuer Ausdruckswelten – gelten auch für andere kreative Sprachkünstler, mögen die Mittel und Ziele im Einzelfall auch sehr verschieden sein. Dem anarchistischen Zug der Etym-Theorie, die sich anheischig macht, die Sprachwissenschaft in Teilbereichen einzuebrennen, entspricht darum auch die konstruktive Komponente, die auf die Entfaltung eines Sprachmodells abzielt, mit der der Verstehens- und Ausdrucksbereich auch auf einen Teil des Unbewußten ausgedehnt werden soll.

So einzigartig, wie Literaturkritik und Wissenschaft bisher meinten, ist Arno Schmidts Entdeckung der prinzipiellen Mehrschichtigkeit aller sprachlichen Ausdrücke nicht. Nicht einmal der Terminus "Etym", den Schmidt zur Bezeichnung des Phänomens verwendet, ist ihm allein zuzuschreiben. Denn bereits vier Jahrzehnte vor Schmidt war ein anderer Autor im Rahmen von Grundüberlegungen zu einer Theorie der Stilwerte dem Phänomen auf die Spur gekommen und hatte sogar den Terminus "etymisch" zu dessen Bezeichnung vorgeschlagen. Gemeint ist Emil Winkler, der in seiner "Grundlegung der Stilistik" von 1929 ausführlich von den "etymischen Werten der Sprache" handelt und diese etymischen Werte als ein wichtiges Phänomen sprachkünstlerischer Gestaltung begreift. Diese Über-

legungen sind bei Winkler genauer einzugrenzen. In seiner Schrift "Das dichterische Kunstwerk" aus dem Jahre 1924 und in seinem Vortrag "Die neuen Wege und Aufgaben der Stilistik" von 1925 hatte er sich bereits ausführlich mit dem Verhältnis von Gefühl und Sprache beschäftigt, ohne jedoch das Phänomen der etymischen Werte zu behandeln. In seinem Sammelband "Sprachtheoretische Studien" von 1933 wird jedoch der Begriff der etymischen Werte im Zusammenhang weiterer Überlegungen zum Bedeutungsbegriff wieder auf den Gesichtspunkt des Ursprungs reduziert (S. 25 ff.). Winklers Gedanke einer gefühlsmäßigen Differenzierung sprachlicher Mittel als Grundlegung der Stilistik tritt also nur in der im Herbst 1928 ausgelieferten "Grundlegung der Stilistik" hervor und hat, da er vom Autor selbst gleichsam zurückgenommen worden ist, keine besondere Wirkung hervorrufen können. Dennoch bleibt es möglich, daß Arno Schmidt den Text beiläufig zur Kenntnis genommen hat. Obwohl es interessant wäre zu wissen, ob und wann Schmidt aus diesem Ansatz geschöpft hat, ist eine Entscheidung darüber für unsere Erörterung nicht von Bedeutung. Für uns ist wichtiger, nach den Parallelen zwischen beiden Formulierungen einer Etymvorstellung zu fragen und uns zu verdeutlichen, was aus den Überlegungen Winklers gegebenenfalls für das Verständnis von Arno Schmidts Etym-Theorie zu gewinnen ist.

Winkler versteht Stilistik als "Wissenschaft von den (außerbegrifflichen, außergedanklichen) seelischen Werten der sprachlichen Gebilde" (S. 1). Aufgabe einer so verstandenen Stilistik ist es nicht, "nach den seelischen Regungen und Erlebnissen zu forschen, die einen individuellen Sprecher (Schreiber, Dichter usw.) seine Begriffe und ihre besonderen Verbindungen bilden ließen" (ebd.). Aufgabe der Stilistik ist es vielmehr, "nach den Seelenhaltungen zu fragen, die in den Sprachäußerungen zu ihrem Dornröschenschlaf eingeschlafen sind" (ebd.). Eine so formulierte Aufgabe der Stilistik, nach überindividuellen Niederschlägen seelischer Regungen in Sprache zu fahnden, erweist sich in der Tat Arno Schmidts Ansicht von der Leistung der Etym und ihrer Janusköpfigkeit verwandt. Geht es doch bei Schmidt auch um eine solche Verfestigung zusätzlicher hintersinniger Sprachwerte in den einzelnen Sprachäußerungen und um deren unabsichtlich-absichtsvolle Nutzung beim Sprechen und Schreiben, beim Hören und Lesen. Diese seelischen außerbegrifflichen Komponenten treten nach Winkler nur als Ober- oder Untertöne, als Werte von Begriffen und Begriffsoperationen, in der Sprache auf (S. 1 f.). Die Notwendigkeit, emotionale Werte über begriffliche Sprachwerte auszudrücken und aufzunehmen, führt nun aber zu der Schwierigkeit, daß der Reichtum und die Nuancierung seelischen Erlebens durch die begrifflich gesteuerte Vermittlung reduziert, wenn nicht vernichtet wird. "Unserer Begriffe", heißt es bei Winkler, "sind eben viel weniger als der Nuancen unserer Leidenschaften, Wollungen, Wünsche, Gemütszustände. Der Begriff vernichtet die Seelennuance!" (S. 2). Und weiter: "Aus Begriffen und Begriffsverbindungen kann man auf Denkweisen des Sprechenden und, wenn die betreffenden Begriffsoperationen in einer Sprachgemeinschaft geläufig, kon-

ventionell geworden sind, auf kulturell fundierte Denkgewohnheiten dieser Gemeinschaft schließen – tiefer sitzende Seelenzustände könnte man aus ihnen nur in dem Maße erschließen, als die Begriffe nicht erworben und angelernt, auch nicht bewußt gesetzt, sondern unwillkürlich aus der Tiefe der Seele hervorgetrieben sind" (S. 2). Auch dieser Gedanke der unvermeidlichen Verbindung von emotionalem und begrifflichem Ausdruck und damit der Voraussetzung für eine etymische Interpretation literarischer Werke verweist auf Arno Schmidt. Hat Schmidt doch gerade aus dem Charakter der Unvermeidbarkeit etymischen Mitbedeutens seine Überlegungen zur Lesbarmachung von Joyce und Poe, Karl May und Stifter gewonnen und einem solchen Lesemodell sein Modell der "Verschreibekunst" an die Seite gestellt. "Schlüsse aus der Sprache auf wirklich tiefersitzende seelische Vorgänge und Eigenschaften", heißt es weiter bei Winkler, "scheinen nur insofern berechtigt – wenigstens prinzipiell – als der Sprechende unbewußt für Seelenhaltungen, die unter der Schwelle seines begrifflichen Denkens liegen, eigene Ausdrucksnuancen setzt. Selbstverständlich tut jeder Sprecher das in jedem Augenblick. Da aber kein Sprecher von der Mechanik der Begriffe ganz los kommt, das Außerbegriffliche an Begriffe geheftet erscheint, bedarf es besonders begünstigter Beobachtungsmöglichkeiten, sollen die seelendeutenden Schlüsse einiges Vertrauen erwecken" (S. 3). Dies erscheint abermals wie ein Programm für Arno Schmidt und auch wie ein Programm für die Figur des Daniel Pagensteher in Zettels Traums. In der Tat bedarf der Vollzug etymischer Techniken – sei es des Lesens oder des Schreibens – besonderer Voraussetzungen, wenn die so gefundenen Ergebnisse über den Status bloßer Assoziationen hinaus intersubjektiv akzeptabel erscheinen sollen. Winkler sah das Problem einer intersubjektiv nachprüfbaren, also kommunizierbaren Verbindung von seelischem Erleben und begrifflichem Ausdruck und er konstatierte, daß "der Zusammenhang zwischen Seelenerlebnis und Ausdrucksnuance nicht so eng" sei, daß man "aus dieser ohne weiteres auf jenes schließen" könne (S. 4). Die Konsequenz aus dieser Feststellung liest sich wiederum wie das Programm zu Arno Schmidts "Verschreibekunst". "Wollte jemand sein tiefstes Erleben wirklich adäquat und eindeutig ausdrücken, er müßte sich eine ganz neue Sprache, Begriffe für sich, Begriffsverbindungen für sich, Werte für sich schaffen" (S. 4). Den Expressionisten als den Avantgardisten seiner Zeit konzidiert Winkler, daß sie den Versuch zu einer solch neuen Sprache machten, daß sie mit den Ausdrucksmitteln der Sprache experimentierten. Das Ergebnis vermochte ihn jedoch nicht zu überzeugen. Es heiße "Unverständlichkeit". Eine so verstandene Stilistik begreift Winkler als Lehre von "den seelischen Werten der sprachlichen Gebilde" und damit "als Charakterologie der Sprache" (S. 9).

Winkler entwickelt seine Etym-Theorie, wenn wir seine Vorstellungen mit diesem Ausdruck belegen wollen, im Zusammenhang eines Systems der Sprachwissenschaft. Diese ist in drei Teile, in die "Sprachdenklehre" als Lehre von den Begriffen, ihrer Handhabung und

den Stellungnahmen, in die "Sprachlautungslehre" zur Symbolisierung von Begriffen und denkmechanischen Tatsachen, und schließlich in die "Stilistik" als der Lehre von den außer-intellektuellen Werten der Sprache gegliedert. Begriffe denkt sich Winkler als eine Gesamtheit, die als Aufbaumaterial sprachlichen Denkens, als Denkelemente aus gedanklicher Erfassung resultieren (S. 18). Solche Begriffe, die ein komplexes Erfassen darstellen, die ganze Erlebniskomplexe (z.B. "akustischer Eindruck, Rhythmusgefühl, allgemeines Lustgefühl, vielleicht Nachwirken eines Augeneindrucks", S. 28) bedeuten, sind in Begriffselemente gegliedert. Dominierende Elemente eines derartigen Begriffskomplexes, auch "Begriffskerne" (S. 28) oder "Etymon" (S. 105) genannt, stellen die innere Auffassung von den Dingen dar, die bei der Unmöglichkeit einer vollständigen Abbildung des Erlebniskomplexes dominierende und weniger wichtige Erlebniselemente unterscheidet. Aus dem dominierenden Element entsteht der Benennungsaspekt und damit die Möglichkeit zum sprachlichen Ausdruck. Ein so zur Repräsentation einer Begriffsdominante geprägter Ausdruck wird jedoch im Prozeß des sprachlichen Kommunizierens "Symbol für einen von der Sachbeobachtung gewonnenen Vollbegriff" (S. 29). War das Wort zunächst Hinweis auf die Dominanz eines Erlebnisziuges im Bereich der inneren Anschauung, so wird es nun sprachliches Verständigungsmittel. Der ursprüngliche Bezug entfällt. "Ist [...] wie es in der Tendenz der Sprache als Verständigungsmittel liegt, ein Wort aus dem Symbol einer Begriffsdominante einmal Symbol für einen Vollbegriff geworden, dann hebt sich in Kürze doch wiederum ein Merkmal des Vollbegriffs mit besonderer Kraft in das Bewußtsein, wird dominierend, mag es auch ein anderes als das ursprünglich kernbildende Merkmal sein", heißt es bei Winkler (S. 30). Den gesamten Versprachlichungsvorgang haben wir demnach folgendermaßen zu sehen: Aus der Fülle eines Erlebniskomplexes treten einzelne Erlebniszüge auf der Basis individueller Wertung hervor. Sie werden sprachlich symbolisiert, wobei das Sprachzeichen kraft seines Verweises auf den dominierenden Erlebniszug nicht nur Symptom der Erlebnisbewertung durch das Individuum, sondern auch Symbol für dessen komplexen Erlebnis-zusammenhang ist. Das auf dieser Basis erzeugte Sprachzeichen wird aber zugleich auch Ausdruck einer Totalität, die auch dann bezeichnet bleibt, wenn der ursprünglich dominierende Erlebniszug verblaßt oder ganz entfällt. Auf diese Weise wird in der Vorstellung von der Entstehung und Verwendung von Benennungen sowohl der Bezug zur Ursprünglichkeit, d.h. zu einer Form individueller Motivation, als auch der Bezug zur sozialen Beliebbarkeit hergestellt. Aus dieser Differenzierung begründet Winkler das Phänomen der Polysemie. Die Sprache könne sehr Verschiedenes symbolisch darstellen, "wenn nur dieses Verschiedene in seinen vom Sprecher als dominierend erfaßten Merkmalen einige Verwandtschaft zeigt" (S. 31). Das ausgebildete Sprechen gehe nicht mit fertigen, durchaus eindeutigen und abgegrenzten, ein für allemal gefestigten Begriffen um. Im Sprechen erst bildeten sich unsere Begriffe, nähmen sie Gestalt an (S. 31). Aus der Bewegtheit der Begriffsbildung, die Winkler mit dem "Spiegelbild eines Gegenstandes auf bewegter Wasser-

fläche" (S. 31) vergleicht, ist der Grund für die unmittelbare Verbindung von seelischem Erleben und Symbolisierung der bewerteten Erlebnisgesamtheit durch Ausdruck dominierender Begriffszüge abzuleiten. Sprache als Ausdruck verfestigt, was im unmittelbaren und individuellen Erleben als bewegtes Kontinuum und nicht als statische Konstante gedacht wird. Selbst alltägliche Begriffe änderten sich darum in veränderten Sprechsituationen und blieben nur nach ihren begrifflichen Kernen konstant (S. 31).

An die Begriffe denkt sich Winkler "gefühlsmäßige Obertöne" gebunden (S. 33). Sie sind Werte der Begriffskerne, also emotionale Komponenten der Bewertung der dominierenden Züge des Erlebniskomplexes. Diese eigentlichen Begriffswerte nennt Winkler "etymisch", "da im Begriffskern das wahre Wesen des sprachlichen Begriffes liegt" (S. 33). Der Gefühlswert, also die etymische Komponente etwa des Wortes *Haus*, sei an dessen Begriffskern "Hütendes, Bergendes" gebunden. Nach Winkler sind diese etymischen Werte für die Stilistik von grundlegender Bedeutung: "Auf dem etymischen Werte der Worte beruht zum großen Teil die Möglichkeit künstlerischer Wortverwendung, auf ihm zum Beispiel auch die Möglichkeit sog. Euphemismen: Man kann die Wirkung einer Sache dadurch dämpfen oder abschwächen, daß man durch ein bestimmtes Wort im Hörer oder Leser eine bestimmte mildernde oder dämpfende innere Auffassung von der Sache, eine bestimmte mildernde oder dämpfende Begriffsdominante, d.h. andere Werterlebnisse weckt" (S. 33). Die wissenschaftliche Deskription solcher etymischen Wortwerte sei jedoch nicht leicht, die Etymologie komme nur dann infrage, wenn die ursprüngliche dominierende Begriffskomponente noch erhalten sei. "Wo aber die Etymologie versagt, kann nur sorgsame Beobachtung der wirklich lebendigen Begriffsdominanten zum Ziele" führen. "Sache der psychologischen Betrachtung sodann ist die Artbestimmung der etymischen Wortwerte selbst. Die Wortwerte sind Gefühlswerte. Die Psychologie der Gefühle muß also helfen, die (durch die entsprechenden Begriffsdominanten bedingten) Wortwerte nach Art und Qualität: ethische Gefühle, ästhetische Gefühle, Lustgefühle, Unlustgefühle usw. usw. zu ergründen und zu gruppieren" (S. 34).

Obwohl wir nicht wissen, ob Arno Schmidt das Konzept von Emil Winkler gekannt hat, passen viele Einzelzüge doch auf eine frappierende Weise zueinander. Dazu gehört auch Winklers Ansicht vom Wert der Etymanalyse, die er als grundlegend für die "exakte stilistische Charakteristik bestimmter Sprachen, Autoren usw." (S. 34) ansieht. Als Aufforderung hätte Schmidt auch Winklers Ansicht verstehen können, daß alle stilistischen und damit die Etymwerte durch Gebrauch in ihrer Existenz bedroht seien (S. 97). "Die Ausdrucksweise verliert, je mehr sie in den Alltagsgebrauch dringt, nicht nur den Schmelz und den Heimatduft ihrer Milieugebundenheit, auch ihre übrigen Obertöne hören auf zu klingen. Die schlimmste Feindin der Stilwerte aber ist die Begrifflichkeit und die Gedank-

lichkeit der Sprache: Das Knochengerüst zieht alle Säfte des Sprachlebens an sich" (S. 97). Rationalität als Feind der Emotionalität, Zensur als Feind der Ungezügeltigkeit, Gewissen als Korrektiv der Erlebnistotalität – das alles sind ja auch die Auffassungen, die Schmidts Formulierung der Etym-Theorie zugrundeliegen. "Die Stilwerte, die in unseren Sprachen schlummern, gegen die Bedrohung lebendig zu erhalten und vor dem Untergange zu schützen, ist eine vornehme Aufgabe des Sprachkünstlers. Er aktualisiert potentielle stilistische Wertmöglichkeiten, die dem Alltagssprecher entgehen oder für die Sprachgemeinschaft vielleicht schon erstorben sind; ja er aktualisiert sie gelegentlich mit solcher Macht, daß sie Gedanken und Begriffe übertönen", schreibt Winkler (S. 97). Auch dies liest sich zum wiederholten Male wie ein Programm für Arno Schmidt und seine Etymanalysen, kann als Rechtfertigung für die "Etym-Spürerei" (ZT 27) und die Etymanalyse an Texten selbst solcher Autoren gelten, denen der etymische Charakter ihrer Werke ganz unbewußt war, und deren potentielle Doppeldeutigkeit, wie sie Schmidt im einzelnen assoziiert, von Literaturkritik und Literaturwissenschaft nicht nachvollzogen werden. Winkler kennt dieses Problem, das er das "Suggestionsproblem" nennt. Was in einem Autor im Augenblick der Formulierung an etymischen Werten relevant sei, lasse sich wissenschaftlich nicht darstellen. Dennoch ließen sich zwei Verhaltensweisen den Dingen der Außenwelt gegenüber (S. 58) feststellen, die er als "erkenntnismäßig-rational-apollinisch" und "motorisch-affektisch-dionysisch" bezeichnet. Über das rationale Verstehen eines Textes hinaus sei ein Einfühlen in den affektischen Teil der Sprachäußerung notwendig und dadurch seien Schlüsse darauf denkbar, welche etymischen Werte durch einen Sprecher oder Schreiber in einem Erlebniskomplex eine Rolle spielten (S. 98). Arno Schmidts Versuch einer Bloßlegung der zweiten Ebene verschlüsselter Texte, der Etymebene, findet hier bei Winkler ihre Begründung. Und ihre Begründung, daß sich dies wesentlich auf einen verdrängten sexuellen Erlebnissbereich bezieht, findet Arno Schmidts Ansicht auch in Winklers Gegenüberstellung einer apollinischen und dionysischen Seite der Sprache. Ist die apollinische Komponente über die Sprachstruktur rational erfahrbare, so bedarf es bei der dionysischen des Einfühlens und Einhörens, also eines motorisch-assoziativen Sich-Einlassens auf die in den Texten vorgegebenen etymischen Werte. Sie zu finden und zu sichern, ist nach Winkler Aufgabe des Sprachkünstlers, der damit nicht nur eine künstlerische, sondern in einem der ratio nicht zugänglichen Bereich quasi wissenschaftliche Tätigkeit versieht.

Unsere Gegenüberstellung der etymtheoretischen Ansätze von Arno Schmidt und Emil Winkler zeigt neben den vielen aufgeführten Übereinstimmungen auch Unterschiede. Schmidts Anspruch einer umfassenden Gültigkeit der etymischen Unterfütterung aller Sprachäußerungen wird von Winkler nicht geteilt. Winkler begrenzt die Wirkung der etymischen Werte auf den Bereich kommunikativer Wirksamkeit. Was sich an seelischem Erleben im Individuum abspielt und bloß ideolektal ohne die Chance eines intersubjektiven

Nachvollzugs fixiert wird, bleibt außerhalb der Betrachtung. Für Arno Schmidt ist aber auch gerade dieser Teil von Wichtigkeit. Gehört er doch zu einer Gesamtheit, die beide – Schmidt und Winkler – aus der Reduktion bloß rationalen Sprachhandelns zurückgewinnen wollen. Das Dionysische dieses Unterfangens geht aus dem Gesamtwerk "Zettels Traum" mit hinreichender Deutlichkeit hervor, wird aber auch schon durch Daniel Pagenstechers Äußerung betont, "Alkohol in kleinen Gaben" sei ein guter "Führer zu den Orten, wo die Worte lagern" (ZT 28). Schmidt und Winkler unterscheiden sich auch in ihrer Zielrichtung. Winkler will die Wirkung, die sprachkünstlerische Texte hervorrufen, durch Begründung erklären. Schmidt will außer einer Argumentation zum Zusammenhang von Erleben und Sprachausdruck auch ihren Nachweis an Texten selbst erzeugen. Wenn Winkler Nachprüfbarkeit und Kommunizierbarkeit der Ergebnisse in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt, so muß Schmidt bei aller Anerkennung solcher Postulate sie doch partiell wieder zu durchbrechen suchen: der Sprachkünstler Schmidt muß den Theoretiker Schmidt jeweils in die Schranken weisen und damit ein Beispiel dafür liefern, daß die Sprachtheorie der Sprachwirklichkeit zu folgen habe und nicht die Sprachwirklichkeit der Sprachtheorie.

Unsere Erörterungen des Verhältnisses von Sprachtheorie und Belletristik am Beispiel zweier verschiedener Formulierungen einer Etymtheorie müssen in diesem Rahmen notgedrungen fragmentarisch bleiben. Vielleicht haben sie aber wenigstens in Ansätzen gezeigt, wie viel aus der Kenntnis der einen für das Verständnis der anderen Seite zu gewinnen ist.

Anmerkungen

Die im Vortrag behandelten Werke Arno Schmidts wurden nach folgenden Ausgaben zitiert: Zettels Traum. Stuttgart 1970 (ZT). – Der Triton mit dem Sonnenschirm. Großbritannienische Gemütererzetzungen. Karlsruhe 1969 (TmS). Neudruck Frankfurt a.M. 1985. Darin: Der Triton mit dem Sonnenschirm. (Überlegungen zu einer Lesbarmachung von "Finnegans Wake"), S. 194-254. Das Buch Jedermann. James Joyce zum 25. Todestage, S. 254-291.

Stimmen zum Werk sind gesammelt in dem Band: Über Arno Schmidt. Rezensionen vom "Leviathan" bis zur Julia. Hrsg. von Hans-Michael Bock. Mitarbeit und Redaktion von Thomas Schreiber. Zürich 1984 (UAS). Weitere Literatur verzeichnen Hans Michael Bock, Bibliographie Arno Schmidt 1949-1978. 2., verb. u. erg. Ausg. München 1979, Michael Matthias Schardt, Bibliographie Arno Schmidt 1979 - (7) 1985. Mit Ergänzungen und Verbesserungen zur Arno-Schmidt-Bibliographie 1949-1978. Aachen 1985 und die Zeitschrift "Bargfelder Bote. Materialien zum Werk Arno Schmidts". 1 ff. München ff. (BB).

Literatur zu "Zettels Traum" und zur Etymtheorie u.a.: Dieter Stündel, Register zu Zettels Traum. Eine Annäherung. München 1974. Nachträge 1979. – Jörg Drews, Zettels Traum. In: Kindlers Literatur Lexikon. 7. Zürich 1972, Sp. 1430-1435. – Wolfram Schütte, Bargfelder Ich. Das Spätwerk und sein Vorgelände. In: Jörg Drews, Hans-Michael Bock, Der Solipsist in der Heide. Materialien zum Werk Arno Schmidts. München 1974, S. 69-89. – Hugo J. Müller, Arno Schmidts Etymtheorie. In: Wirkendes Wort 25. 1975, S. 37-44. – Norbert Nicolaus, Die literarische Vermittlung des Leseprozesses im Werk Arno Schmidts. Frank-

furt a.M., Bern, Circencester/U.K. 1980. - Wolfgang Proß, Arno Schmidt. München 1980. - Peter J. Brenner, Melancholische Aufklärung. Literarische Konstruktion als Wirklichkeitskritik im Werk Arno Schmidts. In: BB 55-56. 1981, S. 3-22. - Heiko Postma, Aufarbeitung und Vermittlung literarischer Traditionen. Arno Schmidt und seine Arbeiten zur Literatur. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1982. - Dieter H. Stündel, Arno Schmidt. Zettels Traum. Frankfurt a.M., Bern 1982. - Wolfgang Marx, Psycholinguistische Brocken zu einer Rekonstruktion der Etym-Theorie. In: BB 67-68. 1983, S. 26-28.

Die Beiträge von Emil Winkler sind in folgenden Veröffentlichungen enthalten:
Emil Winkler, Das dichterische Kunstwerk. Heidelberg 1924. - Ders., Die neuen Wege und Aufgaben der Stilistik. In: Die neueren Sprachen 33. 1925, S. 407-422. - Ders., Grundlegung der Stilistik. Bielefeld u. Leipzig 1929. - Ders., Sprachtheoretische Studien. Jena u. Leipzig 1933.

Die Sprachtheorien in und hinter den Lehrern und die Entwicklung der Sprachfähigkeit in den Schülern

Inhalt

Erster Teil: Generelles

- 1.1 Zu Thema und Absicht; "praktizierte Sprachtheorien" und ihr Einfluß auf die Schüler
- 1.2 Zur Entstehung von "praktizierten, individuellen Sprachtheorien", mögliche Einflüsse der Linguistik von heute und früher
- 1.3 Schwierigkeiten beim Erfassen der "praktizierten, individuellen Sprachtheorien"
- 1.4 Angebote für die Praxis auch aus heutiger Linguistik zu fordern

Zweiter Teil: Versuche des Aufweisens im einzelnen

- 2.1 Zur Einordnung des in den folgenden Abschnitten Gesagten
- 2.2 Stilideale - "variatio delectat"
- 2.3 "Wörter haben eine feste, klare Bedeutung, ableitbar aus den Gesetzen der Wortbildung"
- 2.4 "Die Hauptsache an der Sprache sind Regeln, die ganze Sprache ist zu verstehen als ein Komplex von Regeln"
- 2.5 Rechtschreibregeln im Zentrum, für Öffentlichkeit und Lehrer
- 2.6 Der Stellenwert von Diktaten im Sprachunterricht
- 2.7 Zu enge Textsortenbegriffe, Glaube an einen einheitlichen "guten Stil"
- 2.8 Blinder Respekt vor literarischen Texten, Dichter als Lieferanten moralischer Leitbilder
- 2.9 "Es gibt für jeden Text ein und nur ein richtiges Verständnis"

Dritter Teil: Ein umgreifender sprachtheoretischer Rahmen, als Grundlage für ein bewußteres Setzen von Prioritäten

- 3.1 Drei Arten der Sprachverwendung
- 3.2 Ein Schichtungsmodell der Kompetenz, als Hilfe für das Erkennen jeweiliger Prioritäten:
 - VII Schreibsystem, Orthographie und Interpunktion
 - VI Lautungssystem, Phono-Morphologie, "Aussprache"
 - V Ganze Stimmführungsgestalten, Klangliches oberhalb der Wortlautungen überhaupt
 - IV Lexisch-morphosyntaktischer Bereich, Wörter und grammatische Formalstrukturen
 - III Semantischer Bereich, Bedeutungen und ganze Bedeutungsstrukturen
 - II Ganze Muster für den Textaufbau und ganze Strategien für Sprachverwendung
 - I Zentralbereich der Person-Konstitution, das "Ich"
- 3.3 Aus überindividuellem Bestand Übernommenes - mit seiner Hilfe selbst Entwickeltes
- 3.4 Blick auf die Probleme des Sprachwandels
- 3.5 Nebeneinander von Varietäten einer Sprache und von Erstsprache und Fremdsprachen
- 3.6 Oft gegensätzliches Verhältnis zwischen Beobachtbarkeit und Kontrollierbarkeit einerseits und Wichtigkeit für Kommunikationserfolg und gesamte Sprachfähigkeit andererseits
- 3.7 Das Verständnis von Texten, Verbindlichkeit und Offenheit für Individuelles

Anhang: Auszüge aus Sprachbüchern und linguistischen Texten, als Illustrationen zum in Abschnitt 2.3 und 2.4 Gesagten

Erster Teil: Generelles

1.1 Zu Thema und Absicht; "praktizierte Sprachtheorien" und ihr Einfluß auf die Schüler

Die heutigen Vorträge gelten der Auswirkung von Sprachtheorien in der Praxis, im Alltag – und ich soll und möchte dabei von einem sehr wichtigen Anwendungsfeld von Sprachtheorie reden, nämlich von der *Schule*: von den Lehrern und von den Schülern, aber auch von allen denjenigen, die beeinflussend, fördernd oder zurückhaltend, beurteilend (und ggf. auch aburteilend) *hinter* den Lehrern und Schülern stehen. Ich meine hier zunächst die Schulbehörden aller Art, die Schulaufsicht und Schulbürokratie, die Verfasser von Richtlinien und Lehrplänen (um einmal auf das schöne Wort "Curriculum" zu verzichten) und die Verfasser der Lehrmittel, die es heute in so reicher Auswahl gibt. Aber daneben meine ich auch die Öffentlichkeit in einem weiteren Sinn: die Journalisten, die über Schulfragen schreiben oder Fernsehsendungen machen – die Arbeitgeber insgesamt, welche die von den Schulen kommenden jungen Leute einstellen und dabei nicht selten auch Prüfungen der Sprachbeherrschung durchführen oder jedenfalls Urteile über die Sprachfähigkeit der von ihnen Einstellenden abgeben (nicht ganz selten mit Klagen über die "Verlotterung der deutschen Sprache"). Schließlich und ganz besonders sind hier diejenigen zu nennen, die am nächsten bei den Schülern stehen und oft die direkten Partner der Lehrer sind: die *Eltern*, die oft auf die Schule Einfluß nehmen oder das mindestens versuchen, kollektiv über Elternorganisationen oder einzeln, und die jedenfalls ständig die Resultate aller Arbeit von Lehrern und Schülern kritisch einschätzen.

Sie alle, die Lehrer und die hinter ihnen Stehenden, haben gewisse Auffassungen von Sprache in ihren Köpfen: Was Sprache ist – wie sie funktioniert – was korrekt ist und was fehlerhaft – wie man Sprache am besten lernt und wie daher der Unterricht anzulegen ist – wie man den erreichten Grad an Fertigkeiten und Kenntnissen prüfen kann – was insgesamt in Sprache und Sprachunterricht wichtig ist, und in welchem Grad.

Alle diese Auffassungen, Einstellungen, Wertungen, Prioritätssetzungen in bezug auf Sprache und Sprachverwendung *wirken sich nun aus auf die Schüler*, auf deren Einstellungen und Lernakte, das steht für mich außer Zweifel. Der Einfluß kann sehr direkt sein, z.B. durch ein intensiv gebrauchtes Lehrmittel und die Art der darin enthaltenen Aufgaben oder durch Lehr- und Stoffpläne und durch Prüfungsarbeiten und -vorschriften. Der Einfluß kann eher indirekt, aber mindestens ebenso wichtig sein durch die Art, wie der Lehrer die ihm von den Schülern vorgelegten Texte korrigiert, wie er sie wertet, wie er im mündlichen Unterricht die Beiträge der Schüler aufnimmt (sie herauslockt oder sie eher abblockt, wenn sie ihm nicht ins Konzept passen) – wie der Lehrer überhaupt

umgeht mit den Verstehensreaktionen aller Art bei seinen Schülern, mit den Leistungen der Schüler und vor allem mit den noch nicht korrekten Leistungen oder eindeutigen Fehlleistungen.

Für das Gesamt dieser Auffassungen von Sprache, Grundgefühlen gegenüber der Sprache (und gegenüber den verschiedenen Sprachen, der Erstsprache in Standardform und ggf. im Dialekt sowie den Fremdsprachen) – für diesen ganzen Komplex, der im Kopf jedes hier Beteiligten vorhanden ist, habe ich nun in meiner Themenformulierung das Wort "Sprachtheorien" (absichtlich im Plural) gebraucht.

Die Auffassungen von Sprache und ihrem Funktionieren sind nämlich in den Köpfen der meisten Leute hinter den Lehrern – und vielleicht auch hie und da bei Lehrern – größtenteils nicht gedanklich durchgearbeitet und in ein klares System gebracht. Sie bestehen nicht selten aus einzelnen Bestandteilen oder Teilkomplexen, die wenig Verbindung untereinander haben, ja sich manchmal sogar widersprechen. Vieles ist nur halbbewußt oder nur als unbewußte Haltung und Einstellung vorhanden, manches ist vielleicht nur als eine Art "Grundgefühl gegenüber Sprache" faßbar. Wirksam sind aber auch solche Grundgefühle, ja sie sind unter Umständen viel wirksamer als manches, was als bewußter Besitz oder als bewußter Vorsatz und Plan vorhanden ist.

Ich bitte also, das Wort "Sprachtheorien" in meinem Thema – mindestens für die Zeit dieses Vortrags und der anschließenden Diskussion – in diesem weiten Sinn zu verstehen. Ich kann vielleicht so verdeutlichen: worüber ich sprechen will, das sind die praktizierten, oft individuell geprägten Sprachauffassungen oder eben Sprachtheorien, die in den Köpfen von Lehrern und hinter ihnen Stehenden vorhanden sind und die die Lernvorgänge in den Schülern beeinflussen können.

Beim mündlichen Vortrag am 13.3.1986 verwendete ich, um das von mir Gemeinte klar genug abzuheben von den in den vorherigen Vorträgen vorgeführten und diskutierten Sprachtheorien der Linguisten, die Kennzeichnung "Laien-Sprachtheorien". Es zeigte sich dann in der Diskussion, daß einige Tagungsteilnehmer meine Ausführungen als eine generelle Kritik an Lehrern, Lehrmittelverfassern und Richtlinien-Kommissionen verstanden – also ganz anders, als es von mir gemeint war. Ich konnte das meinerseits im Moment der Diskussion nur als ein Mißverständnis verstehen, das ich durch zusätzliche Erklärungen zu beseitigen versuchte. Erst hinterher merkte ich in Privatgesprächen, daß das von mir zwecks Abhebung von den vorangegangenen Vorträgen benützte Wort "Laien-Sprachtheorien" mißverständlich war und den Eindruck erwecken konnte, ich wolle die Lehrer als linguistische Laien hinstellen (und damit auch diejenigen disqualifizieren, die diese Lehrer ausbildeten). Ich entschuldige mich daher, daß ich nicht schon beim ersten Niederschreiben des Wortes "Laien-Sprachtheorien" (das Wort fiel mir bei der Vorbereitung des Vortrags spontan ein) auch an die störende Nebenwirkung dachte, die der Wortbestandteil "Laien-" hier haben konnte und bei einigen Tagungsteilnehmern tatsächlich gehabt hat. Ich ersetze es nun in dieser Druckfassung durch die etwas umständlichere Formulierung "praktizierte, individuelle Sprachtheorien". Damit möchte ich nun andererseits nicht un-

terstellen, daß die von meinen Linguisten-Kollegen entwickelten, ausformulierten Sprachtheorien nicht auch praktikierbar seien und praktiziert würden – auch wenn sich mir gelegentlich der Verdacht aufdrängt, das Praktizierte entspreche auch bei Fach-Linguisten nicht immer und in allen Teilen dem theoretisch Entwickelten und Geforderten.

1.2 Zur Entstehung von "praktizierten, individuellen Sprachtheorien", mögliche Einflüsse der Linguistik von heute und früher

Eine besondere und sehr schwer, ja manchmal überhaupt nicht zu beantwortende Frage ist, wie sich solche praktizierten, individuellen Sprachtheorien in den Köpfen aller an Schule und Unterricht Beteiligten **gebildet** haben und in welcher Beziehung sie stehen zu den mehr oder weniger ausgearbeiteten Sprachtheorien der jeweils zeitgenössischen Linguistik und zu sprachtheoretischen Auffassungen in älteren Wissenschaftsepochen.

Daß Linguisten-Sprachtheorien einen Einfluß hatten und haben, ist sicher nicht zu bestreiten. Man muß nur einen Blick auf die Lehrpläne werfen und auf das, was den Schülern viel direkter vor Augen steht und den Unterricht viel mehr bestimmen kann als die Lehrpläne, nämlich die **Lehrmittel**, die Sprachbücher. Wie anders die heutigen Sprachbücher sind, in Aufbau und Einzel-Angebot, als diejenigen vor 30 und 40 Jahren, das sieht man schon beim ersten Blättern. Man liest denn auch in den Autorenverzeichnissen – hinter den meisten Büchern stehen ja heute ganze Gruppen von Verfassern und Beratern – auch die Namen bekannter Linguisten.

Hier hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Noch in den 40er und 50er Jahren hatte die Wissenschaft wenig oder gar keine Notiz genommen von den Schulen, vor allem von den Grundschulen. Universitätsprofessoren, die sich gründlich und systematisch mit Fragen des Sprachunterrichts bis zu den Schulfängern hinunter befaßten, hatten Seltenheitswert – ich kann hier nur Leo Weisgerber nennen, der das von Anfang seiner Karriere an, schon in den späten 20er und frühen 30er Jahren getan hat. Bei mir selbst war es insofern anders, als ich erst über Probleme meiner Schulpraxis, vor allem im 7.-9. Schuljahr, zur Germanistik und Sprachtheorie kam und die ersten 7 Jahre meiner Universitätsstätigkeit nur im Nebenamt, als Privatdozent, drei Wochenstunden Vorlesung und Übung hielt und im Hauptamt, mit durchschnittlich 24 Wochenstunden, an einer Dorf-Sekundarschule unterrichtete. Und noch als Professor für Didaktik des Deutschen an einer PH war man lange Zeit keineswegs bei allen Universitätskollegen als "ebenbürtiger" Germanist akzeptiert, sondern wurde immer mit einer gewissen Vor-sicht betrachtet.

Das änderte sich dann ziemlich schlagartig gegen Ende der 60er Jahre. Die Linguisten entdeckten die Schule, um es etwas spitz zu sagen, und die Schule zeigte, jedenfalls in manchen ihrer führenden Vertreter, eine große Offenheit gegenüber den Ergebnissen gerade

der neuen und neuesten linguistischen Forschung. Man spricht ja sogar von einem "Linguistik-Boom" jener Jahre - und wahrscheinlich ist damals zu viel und zu schnell in zu wenig verdaulicher Form aufgenommen worden und in die Lehrpläne und Schulbücher gewandert, vom Bäumchen-Zeichnen à la Chomsky und der Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben oder E l bis E x bis zu Theorien über Kommunikation und Sprachbarrieren und zu Übungsfolgen für Sprechakte (dabei auch für Sprechakte, die die Schüler schon seit dem 4./5. Lebensjahr in oft bereits recht raffinierter Form beherrschten).

Es gab dann, wie das beim Ablauf von geistig-kulturellen Modeströmungen oft der Fall ist (nicht anders als bei Modeströmungen irgendwo), auch Gegenbewegungen. Enttäuschung kam auf, harte Kritik. Es gab nicht nur Lehrer, sondern auch Schüler, die von den neuen Lerngegenständen und Begriffen enttäuscht waren, die z.B. das Reden über Kommunikationsmodelle und soziologische Literaturanalyse über hatten und wieder schlicht Romane und Dramen zu lesen beehrten. Besonders stark war die Gegenbewegung im Bereich der Grammatik - als Beleg dafür kann man nicht nur die Wandlungen in den Sprachbüchern gegenüber den frühen 70er Jahren anführen, sondern auch die sehr konservative "Terminologie-Liste" der KMK von 1982 (abgedruckt bei Albert Raasch, Grammatische Terminologie, Tübingen 1983, S. 13-18).

"Zurück zum bewährten Alten" - so konnte man diese Gegenbewegung zum Teil charakterisieren, und so wurde sie auch von manchen enttäuschten Linguisten empfunden. Zum Teil läßt sich dieses "bewährte Alte" als ein Niederschlag aus vergangenen Wissenschaftsepochen identifizieren (und es wurde seinerzeit teilweise auch als etwas revolutionäres Neues von manchen abgelehnt); zum Teil stammt es aus rein praktischer Überlieferung von Lehrerergeneration zu Lehrerergeneration (vor allem über die eigenen Erfahrungen als Schüler) und wurde als selbstverständliches Verhalten einfach übernommen, ohne Wissenschaft als Quelle.

1.3 Schwierigkeiten beim Erfassen der "praktizierten, individuellen Sprachtheorien"

Wir stehen nun vor der schwierigen Frage, wie denn solche praktizierte, individuelle Sprachtheorien überhaupt wissenschaftlich erfaßbar und zuverlässig genug beschreibbar sind, wie weit die immer nur an Einzelfällen zu machenden Erfahrungen generalisierbar sind, ohne daß man ungerecht wird. Nur im Rahmen dieser immer zu stellenden Frage und nur für die jeweils betrachteten einzelnen Bestandstücke ist es dann auch möglich, nach der *H e r k u n f t* aus jetziger Wissenschaft, früherer Wissenschaft oder schlicht aus kaum wissenschaftlich reflektierter Tradition zu fragen - und nur mit diesen Einschränkungen kann man auch zu skizzieren versuchen, wie weit und in welcher Weise heutige linguisti-

sche Sprachtheorien die Praxis beeinflussen, wie weit sie das Handeln und Denken von Lehrern und hinter ihnen Stehenden und damit vieles am Handeln und Lernen der Schüler mitgestalten können.

1.4 Angebote für die Praxis auch aus heutiger Linguistik zu fordern

Daß die Linguistik, auch in der heutigen Situation des Rückzugs mancher Lehrer und Schulbehörden von ihr, eine Aufgabe für die Schulpraxis sehen und erfüllen soll, das scheint mir unabweisbar, es gehört für mich zum Selbstverständnis der Wissenschaft. Zu enge, ungeeignete wissenschaftliche Sprachtheorien können leicht dazu führen, daß entsprechende, zu enge Praxis-Auffassungen sich noch mehr verfestigen und noch weniger veränderbar werden, als sie es ohnehin schon sind. Umgekehrt können zureichende, genügend differenzierte Theorie-Angebote ein Mittel sein, durch welches alle Lehrer, wo erforderlich, mehr Überblick, mehr innere Freiheit und dadurch auch mehr Offenheit für die Bedürfnisse und Schwierigkeiten ihrer Schüler gewinnen können. Und mit der Zeit, durch die Lehrer und Schüler hindurch, können dann auch einige als erstrebenswert betrachtete Veränderungen in der Haltung der Öffentlichkeit zu Sprache und Sprachverwendung und den dabei zu setzenden Prioritäten erreicht werden – denn die Schüler von heute werden die Erwachsenen von morgen, und aus ihnen rekrutieren sich auch die tonangebenden, einflußreichen, maßgeblichen unter den Erwachsenen von morgen.

Zweiter Teil: Versuche des Aufweisens im einzelnen

2.1 Zur Einordnung des in den folgenden Abschnitten Gesagten

Ich versuche nun, mit der gebotenen Vorsicht, einiges aus solchen heute wirksamen "praktizierten, individuellen Sprachtheorien" zu skizzieren, und dabei werde ich von Fall zu Fall auch danach fragen, woher die betreffenden Theorie-Bestandstücke kommen und inwiefern sich vielleicht auch einige heute von Linguisten vertretene Auffassungen eher hemmend als fördernd, eher beengend als befreiend auswirken können. Ich kann mich bei dem jetzt zu Sagenden nicht auf repräsentative Untersuchungen anderer stützen, sondern gehe von meinen persönlichen Erfahrungen aller Art aus.

Diese stammen z.T. noch aus den 20 Jahren meiner eigenen Schultätigkeit, bis 1956, zum größten Teil kommen sie aber aus den Erfahrungen mit Studenten, aus den Berichten unserer eigenen Kinder und vieler uns bekannter Kinder über ihre Probleme im Deutschunterricht und vor allem aus einer dreistelligen Zahl von (oft zusammen mit meiner Frau durchgeführten) Praxisbesuchen im Ruhrgebiet und dann in Aachen und Umgebung sowie aus einer ebenfalls dreistelligen Zahl von Lehrerfortbildungskursen, die ich – zum größten Teil zusammen mit meiner Frau – in Nordrhein-Westfalen und in den letzten 14 Jahren in

allen Teilen der deutschsprachigen Schweiz durchzuführen Gelegenheit hatte. Gerade in solchen Kursen konnten wir immer sehr viel von den eigenen Haltungen, Problemen, ja Nöten der Teilnehmer in ihren Schulstuben erfahren.

Ich möchte ausdrücklich bitten, die jetzt zu gebenden Charakterisierungen von praktizierten, individuellen Sprachtheorien und von damit verbundenen, die Entwicklung der Schüler hemmenden Haltungen von Lehrern und Öffentlichkeit nicht als Tadel und Besserwisserei zu verstehen – vorgetragen von einem, der nicht mehr in den täglichen Herausforderungen ja Nöten des Lehrers in der Praxis steht. Auch wenn ich als linguistischer Anwalt der Schüler manche von mir beobachteten Haltungen von Lehrern sehr deutlich kritisieren werde, so werde ich ebenso zu zeigen versuchen, inwiefern solche Haltungen als Ausfluß vergangener und z.T. gegenwärtiger Wissenschaft zu begreifen sind – und hinter all diesen zu kritisierenden Verengungen stehen natürlich auch vergangene und z.T. noch gegenwärtige gesamtgesellschaftliche Bedingungen und Zwänge, denen gerade die Lehrer aller Stufen besonders ausgesetzt sind.

2.2 Stilideale – "variatio delectat"

Ich beginne mit einem Komplex, den ich charakterisieren kann durch den lateinischen Rhetoren-Grundsatz "variatio delectat – Abwechslung in den sprachlichen Mitteln erfreut den Hörer/Leser". Dazu gebe ich zuerst eine Erfahrung aus meinem eigenen Unterricht, sie liegt allerdings heute um 31 Jahre zurück. Deutschstunde im 9. Schuljahr, die Schüler haben Erlebnisaufsätze geschrieben, ein Schuler liest vor, es geht um einen Ski-Ausflug auf den Rigi (die Puristen bei uns sagen: "auf die Rigi"). Der Schüler liest also: *Wir schnallten die Ski an und erklimmen die Höhe*. Darauf bei mir ein kritisches Gesicht und die spontane Frage: *War es steil?* Antwort: *Nein*. Wieder ich: *Was heißt erklimmen?* – und daraufhin sofort eine nonverbale und eine verbalisierte Reaktion des Schülers. Er machte nämlich mit den Armen die typischen Bewegungen des Kletterns im Fels, eben des "Erklimmens", und gleichzeitig begründete er: *Wissen Sie, beim Herrn Dr. X* (der Schüler hatte das 7. und 8. Schuljahr in der Schule eines anderen Dorfes verbracht und war erst vor kurzem zu uns gekommen), *da durften wir nicht so gewöhnliche Wörter brauchen*.

Ich habe dann entsprechende Beobachtungen auch als Professor gemacht: ich mußte bei sehr guten Studentinnen und Studenten nicht selten Formulierungen in Hausarbeiten korrigieren, als nicht präzise genug, worauf mir die Verfasser sagten, sie hätten doch mit den verwendeten Wörtern abwechseln wollen, nicht immer den gleichen Fachausdruck wiederholen.

In der Tat war die Forderung "Schreibe nicht mehrmals das gleiche Wort, wechsele ab, zeige, daß du einen reichen Wortschatz hast" lange Zeit ein Kernstück schulischer Stil-Erziehung. Man kann sie zurückführen bis auf den schon zitierten antiken Satz "variatio delectat". Diese Haltung scheint gerade im deutschen Sprach- und Schulbereich immer besonders wirksam gewesen zu sein – im Französischen z.B. galt viel eher als guter Stil, daß man mit weniger Wörtern auskam und oft mehrmals hintereinander schrieb "il dit,

elle dit", wo im Deutschen empfohlen wurde "er sagte, er sprach, er erwiderte, er warf ein, er knurrte, er brummte, sie lispelte, sie hauchte" und noch anders.

Übungen dieser Art sind in den heutigen Sprachbüchern kaum mehr anzutreffen – richtigerweise, denn die gesuchte Variation kann gerade in Sachtexten oft eher verwirren und stören als klären und gefallen. Aber in den Köpfen mancher Lehrer und in ihrem Korrigierverhalten scheinen mir doch solche Einstellungen noch zu oft vorhanden zu sein – und sie wurden wohl ohne Wissen und Wollen in den 70er Jahren noch verstärkt durch die etwas fragwürdigen Begriffe "restringierter Code – elaborierter Code", indem der anzustrebende elaborierte Code nicht ganz selten einfach das alte schulische Stilideal war, bei dem man nicht "gehen" durfte, sondern nur "schreiten, wandern, marschieren, flanieren, bummeln" usw. (damit sei natürlich gar nichts gesagt gegen das Streben nach dem jeweils passendsten Verb, sondern nur gegen das Streben nach Abwechslung rein um der Abwechslung willen).

2.3 "Wörter haben eine feste, klare Bedeutung, ableitbar aus den Gesetzen der Wortbildung"

Für diesen Punkt habe ich als Illustration einen Auszug aus einem Sprachbuch für das 6. Schuljahr herauskopiert (Anhang S. 233) und dazu (zwecks Demonstration eines andersartigen Gebrauchs des im Schulbuch verwendeten Fachausdrucks "Morphem") einen Auszug aus einem für eine breitere Öffentlichkeit bestimmten Buch eines Linguisten (Anhang S. 234). Ich möchte das aber nur als Illustration verstanden wissen und nicht im einzelnen behandeln. Auch auf mögliche Verbindungslinien zum Begriff "Etyme" bei Arno Schmidt, wie ihn Herr Althaus in seinem Vortrag (in diesem Band) vorführte, kann ich aus Zeitmangel nicht eingehen.

Das hier gemeinte Bestandstück von praktizierten, individuellen Sprachtheorien (nämlich den Glauben, die Wortbedeutung sei überall fest und lasse sich ableiten aus der Wortgestalt) habe ich oft angetroffen, gerade auch bei Studenten für die Lehrämter aller Stufen. Es handelt sich dabei um eine Vergrößerung und Verabsolutierung aus der sehr richtigen und wichtigen Beobachtung, daß man viele zunächst unbekannte Wörter verstehen kann, indem man auf ihre Bildung ("Zusammensetzung" oder "Ableitung") achtet. Dabei wird nämlich allzu leicht übersehen, wie oft dieser Weg von der Wortgestalt zur Bedeutung nicht gangbar ist bzw. gerade zu falschen Ergebnissen führt. Auch wenn man genau weiß, was *vor* und *rück* und *sicht* bedeuten, weiß man noch lange nicht, was *Vorsicht* und *Rücksicht* bedeuten (man sieht ja nicht einfach vor sich hin oder hinter sich zurück!). Wenn man Vorsilben wie *er-* und *ver-* kennt und dazu das Verb *legen*, hat man noch gar nicht die verschiedenen Bedeutungen von *erlegen* (etwa in *einen Bären erlegen* oder *einen hohen Preis erlegen*) oder von *verlegen* (etwa in *einen Teppich verlegen* oder *ein Buch verlegt haben*, *es nicht finden* oder *ein Buch verlegen* = es drucken lassen und in den Handel bringen).

Für das Entstehen solcher verengter Auffassungen vom Zusammenhang zwischen Bedeutungen und Wortgestalten ist wohl größtenteils die germanistische Sprachgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verantwortlich zu machen, samt dem Niederschlag, den sie in manchen Wörterbüchern gefunden hat. Zum Teil ist es wahrscheinlich das generelle Bedürfnis nach Festigkeit und Eindeutigkeit, bei der man sich beruhigen kann, das Zurückschrecken vor schwerer handhabbarer Vielfalt. Zum Teil sind aber auch Einflüsse neuerer Wissenschaft kaum auszuschließen, etwa die von Weisgerber vorgetragenen Auffassungen von der Festigkeit und Verbindlichkeit von Wortinhalten oder die Trier'sche Theorie von der Festlegung der Bedeutungen (bzw. Wortinhalte) in klar strukturierten, ja lückenlosen "Feldern". Und auch ganz moderne Sprachtheorien mit ihrer Betonung des Aufbaus von Bedeutungen aus Semen etc. können hier negativ wirken und können der Annahme eines Ein-zu-eins-Zusammenhangs zwischen Bedeutungen und Wortgestalten (und damit einer ganz unhaltbaren Verengung) Vorschub leisten oder solche Verengungen, wo sie schon bestehen, mindestens nicht im nötigen Maß relativieren helfen.

2.4 "Die Hauptsache an der Sprache sind Regeln, die ganze Sprache ist zu verstehen als ein Komplex von Regeln"

Dieses Bestandstück von praktizierten Sprachtheorien habe ich besonders oft auch außerhalb der Schulen angetroffen, bei Eltern, Schulbehörden usw. Lernen von Sprache wird hier weitgehend als Einprägen von Regeln verstanden – und zwar denkt man dabei natürlich nicht an Regeln im Sinn der formalisierenden Grammatiker. Man denkt vielmehr an Regeln aus der Elementargrammatik wie "Das finite Verb muß mit dem Subjekt in Zahl und Person übereinstimmen". Die Elementargrammatik in Form von fixen Definitionen und Regeln (auch wenn diese hinterher mit Entdeckungsprozeduren für die Schüler versehen werden) spielt auch in Sprachbüchern mit betont kommunikativem Ansatz eine für mich überraschend große Rolle. Als Illustration dafür kann eine Seite aus "Sprachprojekte 4" (also für das vierte Schuljahr) dienen, samt einem Auszug aus einer von zwei Linguisten verfaßten deutschen Schulgrammatik für Lehrer und ältere Schüler – zugleich ein Beleg dafür, wie verschiedene Begriffe hier und dort mit dem gleichen Wort "Prädikat" gemeint sind (S. 235/6). Ich muß es mir aus Zeitgründen versagen, auf diese beiden Seiten genauer einzugehen, und ebenso muß ich es mir versagen, auf den Vortrag von Herrn Baker (in diesem Band) über die Unzulänglichkeit des linguistischen Regelbegriffs zurückzugreifen – dagegen sehe ich mich hier, jedenfalls in der Stoßrichtung, völlig einig mit manchem, was Herr Lieb (in diesem Band) gesagt hat.

Auch diese Hochschätzung von Regeln ist sicher sehr, sehr alt, sie ist keineswegs aus der gegenwärtigen Linguistik und ihrem Regel-Begriff gekommen; wahrscheinlich hat hier

auch die lateinische Grammatik mit ihren Merkversen für Wortformen ihren Anteil, wie z.B.:

*unus, solus, totus, ullus,
uter, alter, neuter, nullus:*

diese Wörter haben alle
-ius in dem zweiten Falle,
und im Dativ enden sie
wie *alius* mit langem -i.

Aber auch hier läßt sich wohl kaum bestreiten, daß die Hochschätzung des Wortes "Regel" bei den Linguisten auch in die außerlinguistische Öffentlichkeit vorgedrungen sein dürfte und daß sich dann der fachwissenschaftliche Begriff "Regel" als eine schlichte Verstärkung eines viel primitiveren Regelbegriffs auswirkt – eines Regelbegriffs, der lange vor dem Einsetzen einer systematischen Sprachwissenschaft entstanden ist. So kann auch der linguistisch einwandfreie Begriff "Regel" in der breiteren Öffentlichkeit eher zu einer noch stärkeren Verengung des Blickfelds auf den Bereich leicht faßbarer Regeln beitragen, als daß er mithilft bei der nötigen Auflockerung zu enger Begriffe und der Weitung des Blicks für das Ganze der Sprachverwendung.

2.5 Rechtschreibregeln im Zentrum, für Öffentlichkeit und Lehrer

Der Ort, wo viele Leute in allererster Linie Regeln sehen, und zwar wichtige, zentrale Regeln, ist zweifellos die *R e c h t s c h r e i b u n g*, mit Einschluß der Zeichensetzung, vor allem der Setzung des Kommas. Tatsächlich ist die Rechtschreibung im Deutschen wie in allen modernen Sprachen der am klarsten normierte Bereich von allen. Wenn man genauer zusieht, findet man allerdings auch hier gar nicht so viele Regeln, die wirklich Regeln sind, nämlich *d u r c h l a u f e n d e* Beschreibungen bzw. Festsetzungen, auf die man sich wirklich verlassen kann. Eine solche durchlaufende Regel ist etwa, daß man den Anfang eines Satzes groß schreibt und das Ende des Satzes durch Punkt bzw. bei besonderer Aussageabsicht durch Ausrufezeichen oder Fragezeichen markiert, worauf dann wieder groß weiterzufahren ist, usw. Als weitere durchlaufende Regel betrachtet man oft, daß die Nomen/Substantive groß zu schreiben sind. Aber was ein Nomen/Substantiv ist, darüber gehen in den Grenzbereichen die Meinungen auseinander, bei Wissenschaftlern wie bei Praktikern. Warum schreibt man *mit Bezug auf* (also groß), aber *in bezug auf* (also klein)? Warum schreibt man *des Morgens früh* groß, aber *morgens früh* klein? Und bei der Regel über die Adjektive, die als Nomen/Substantive gebraucht werden und demgemäß groß zu schreiben sind, kommen dann manche Ausnahmen (bedingt durch eine zur Grundregel quer laufende Regel, ohne eindeutige Identifizierungsmöglichkeit): *Der Redner bewegte sich sehr im A l l g e m e i n e n*, aber *ich war im a l l g e m e i n e n* zufrieden. Noch

schlimmer wird es bei der Darstellung des langen Vokals (der in der Schule oft bemühten "Dehnung"), wo nebeneinander stehen *Stil - Ziel — kam - lahm — Tor - Ohr* usw. Hier kann von einer Regelmäßigkeit, auf die man sich beim Schreiben verlassen könnte, kaum die Rede sein.

Trotz aller dieser Unschärfen und Inkonsistenzen hält sich aber in der breiten Öffentlichkeit die Auffassung unerschüttert, hier, in der Rechtschreibung, liege eine ganz klare Regelung vor, und man stehe vor einem, ja vor dem zentralen Bereich für alle Sprachbeherrschung. Das ist auch wohl begreiflich: Nirgends so wie in der Rechtschreibung *s i e h t* man einen Verstoß gegen die gewohnte Regelung (auch wenn diese an sich von Wort zu Wort verschieden ist, wie in *packen - Paket* oder *Matratze - Matrize*) so schnell und eindeutig. Man ist so sehr an die üblichen graphischen Wortgestalten gewöhnt, daß jede Abweichung davon sofort "ins Auge sticht", und man reagiert sehr viel stärker darauf als etwa auf eine entsprechend geringe Abweichung in der Aussprache oder im Wortgebrauch oder etwa im Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede. Im Bereich der Rechtschreibung ist daher auch das *K o r r i g i e r e n* am leichtesten, man hat einen festen Maßstab, anders als bei den (sachlich meist viel wichtigeren) Bereichen wie Textaufbau, Satzgestaltung und Satzlänge, Wortwahl, Stil überhaupt. Dazu wird in Teil III noch etwas zu sagen sein (S. 219 ff.)

2.6 Der Stellenwert von Diktaten im Sprachunterricht

Das bisher Gesagte macht auch verständlich, daß bei vielen Lehrern und den allermeisten Außenstehenden nach wie vor das Diktat als einer der wichtigsten Bestandteile alles Sprachunterrichts betrachtet wird und daß man speziell für die Schulung und Prüfung der Rechtschreibfähigkeiten immer wieder Diktate schreiben läßt – d.h. daß die Schüler ausschließlich die Aufgabe haben, einen gehörten Text in seine korrekte schriftliche Form umzusetzen, und das in vorgeschriebener Zeit, nämlich nach dem Diktiertempo des Lehrers, und ohne Benutzung von Hilfsmitteln oder Korrigierenlassen des Textes durch einen sachkundigen Partner, vor dem Abgeben an den Lehrer.

Exkurs: anderer Stellenwert des Diktats im Französischen und Englischen

Im Französischen hat das reine Umsetzen eines gehörten Textes in einen geschriebenen viel mehr Sinn als im Deutschen. Bei einem französischen Text wird nämlich nicht selten die grammatische Struktur und damit der genaue Sinn erst klar, wenn man den Text geschrieben vor sich sieht (oder ihn mindestens geschrieben denkt). Heißt es, und ist zu verstehen *il la fait* oder *il l'a fait* oder *il a fait*? Heißt es *Il parlait*, *parlait toujours* oder *Ils parlaient*, *parlaient toujours* und dann anschließend *mais elle*, *elle ne disait rien* oder *mais elles*, *elles ne disaient rien*? So kann man sagen, daß im Französischen jedes Diktat zugleich ein Stück Training im Auffassen der grammatischen Strukturen darstellt – d.h. im Erkennen, welche grammatische Form aus den verschiedenen in dieser gesprochenen Gestalt möglichen an dieser Textstelle vorliegt. Wenn man dazu noch als Diktattext ein literarhistorisch ergiebiges und stilistisch reizvolles Stück Text wählt, kann die genaue Be-

trachtung dieses Textes, die durch das so stark verlangsamende eigene Schreiben erzwungen wird, durchaus auch einen Bildungswert in einem höheren Bereich haben – was man bei den allermeisten im Deutschunterricht verwendeten Diktaten wohl kaum behaupten kann. Auch im Englischen versteht der anderssprachige Lernende einen gesprochenen Text manchmal erst richtig, wenn er ihn in geschriebener Form vor sich sieht, und auch hier kann daher ein Diktat eine Funktion erhalten, die es im Deutschen allermeistens nicht hat.

2.7 Zu enge Textsortenbegriffe, Glaube an einen einheitlichen "guten Stil"

An den Aspekt "Grundgefühl, daß die Sprache durch und durch regelhaft ist" kann ich zwei weitere Punkte anschließen, an denen eine zu enge, überall klare Gesetzmäßigkeiten annehmende Lehrerhaltung die Bewegungsfreiheit der Schüler einschränken und dadurch das eigentliche, wirkliche Lernen hemmen kann: die engen Textsortenbegriffe, die man lange Zeit vor allem in den höheren Schulen pflegte ("In einer Inhaltsangabe darf man kein Präteritum brauchen, das Präteritum hat nur in der Nacherzählung seinen Platz") oder der generelle Anspruch, es gebe einen einheitlichen guten Stil und darin für jeden einzelnen darzustellenden Sachverhalt *e i n e* und *n u r e i n e* beste, wirklich treffende Formulierung. Das führte dann leicht zu einer entsprechend harten Korrekturpraxis bei Aufsätzen – wobei nicht selten die verlangte beste Formulierung einfach diejenige war, die dem Korrigierenden zuerst einfiel und seinem Geschmack und Stil am besten entsprach, ohne Blick auf einen eventuell vorhandenen besonderen Stilwillen des Schülers. Auch hier können zu eng gefaßte Begriffe heutiger Linguistik (z.B. "Funktionalstil" oder "festgelegte Register" oder "Textkohärenz durch bestimmte Arten von Pronomen-Gebrauch") leicht zur Zementierung solcher Verengungen beitragen statt zur erforderlichen größeren Elastizität.

2.8 Blinder Respekt vor literarischen Texten, Dichter als Lieferanten moralischer Leitbilder

Eine heute nicht mehr so aktuelle, aber früher weitverbreitete Haltung, die wohl manchen älteren Teilnehmern an dieser Tagung auch noch in Erinnerung ist: die Tradition, daß in der Schule die literarischen Texte, vor allem die älteren, klassischen, aber oft auch zeitgenössische, als etwas besonders Hohes, Anspruchsvolles hingestellt wurden – als etwas, vor dem man sich bewähren müsse, das man als Leitbild zu akzeptieren habe. Das führt mich zu meinem letzten Punkt in diesem Teil über heute beobachtbare praktizierte Sprachtheorien: zur Frage nach der Eindeutigkeit von Texten und der Verbindlichkeit von Textverständnissen.

2.9 "Es gibt für jeden Text ein und nur ein richtiges Verständnis"

Eine der wichtigsten negativen Auswirkungen des beschriebenen Grundgefühls von der durchgängigen und strengen Regelhaftigkeit der Sprache ist die meistens unbewußt wirkende Haltung: für einen bestimmten Text in einer bestimmten Situation gibt es *g e n a u*

ein und nur ein richtiges Verständnis; wenn man alle Wörter und Konstruktionen genau genug beachtet, muß man unfehlbar zu diesem dann für alle verbindlichen Verständnis kommen. Und auch bei den besonders anspruchsvollen und potentiell mehrdeutigen Texten, als die sich die literarischen Texte darstellen, ist nach dieser Haltung ein solches verbindliches Verständnis zu erreichen – jedenfalls wenn man zum reinen Text die Entstehungssituation, die Lage des Autors, seine sozialen Verhältnisse, seine Biographie und ggf. seine eigenen Erklärungen zu seinem Text beizieht. Man kommt so zu der berühmten Frage: *Was meint der Dichter denn hier?* – und dann ist es auch nicht mehr weit zu der schon oben (2.8) anvisierten wohlmeinenden Frage: *Was will uns denn der Dichter hier sagen?* (= Welche Lehre sollen wir für unser eigenes Leben aus dem Text entnehmen und beherzigen?).

Ich habe hier vielleicht etwas überzeichnet, und ich muß auch gleich hinzufügen, daß für das Entstehen einer solchen Auffassung gerade in den Köpfen mancher Gymnasiallehrer nicht der linguistische Zweig der Germanistik, sondern die Entwicklung der *L i t e r a - t u r w i s s e n s c h a f t* seit dem mittleren 19. Jahrhundert verantwortlich zu machen ist: die Literatur als die Verwirklichung des nationalen Gedankens, die literarischen Gestalten (nicht zuletzt diejenigen des Mittelalters) als Vorbilder für die eigene Lebensführung Aber auch die moderne Textwissenschaft kann, wenn sie zu eng aufgefaßt wird, zu derartigen Überschätzungen der Determiniertheit des Verständnisses durch den Text führen. Es wurde ja in textlinguistischen Arbeiten auch in allem Ernst erörtert, welche formalen Qualitäten ein Text haben müsse, damit man ihn wirklich als "Text" bezeichnen könne (damit er diesen Ehrennamen verdiene), und was für sprachliche Gebilde, obgleich ggf. vorhanden, dann in die Klasse der "Nicht-Texte" zu verweisen seien.

Nirgends so sehr wie gerade in diesem Bereich des Verständnisses anspruchsvoller Texte wirkt nun ein überzogenes Gesetzmäßigkeits-Gefühl so verheerend auf die *e i g e n e s p r a c h l i c h e E n t w i c k l u n g* der Schüler. Hier sollte nämlich *j e d e r* Schüler das Recht haben, von den untersten Klassen bis zu den obersten, zu allererst *s e i n e i g e n e s*, spontanes Verständnis deutlich werden zu lassen. Er sollte dieses Verständnis mit den oft etwas andern Verständnissen der andern Schüler in der Klasse vergleichen, ja ausdrücklich konfrontieren können, um dann nach nochmaligem genauem Lesen entweder zu sagen: *Mir leuchtet ein, wie ihr das auffaßt, ich verstehe es jetzt auch so* – oder aber: *Man kann das ja durchaus so verstehen, wie ihr es tut, aber ich halte doch meine Auffassung für ebenfalls vertretbar, und ich will und muß dabei bleiben*. Die kleinen Schüler werden das noch keineswegs so explizit formulieren, aber in der Sache dürften sich die gleichen Verstehens- und Aushandlungsprozesse im 1. und 2. Schuljahr wie in der Abitur-Klasse abspielen, wenn man den Schülern nur den dafür nötigen Freiraum gewährt. Und der Lehrer ist gut beraten und wird viel mehr Lernerfolge bei den Schülern hervorrufen,

wenn er bei ihm überraschenden, ihm falsch erscheinenden und sogar bei ganz eindeutig unvertretbaren Verstehensreaktionen nicht einfach sagt *Falsch* - wie kann man nur so etwas meinen und sagen, sondern wenn er nachfragt: *Wie kommst du (kommen Sie) denn zu dieser Auffassung?* und wenn er sich dann den Verstehensweg des betreffenden Schülers erläutern und diesen Weg evtl. auch von der Klasse diskutieren läßt. Dabei ist der Prozeß des Erläuterns individueller Verständnisse und des Aushandeln eines möglichen gemeinsamen Verständnisses oft schon als Prozeß mindestens so wichtig und lern-produktiv wie das dadurch erreichte (manchmal auch nicht erreichbare) tatsächliche gemeinsame Verständnis.

Dritter Teil: Ein umgreifender sprachtheoretischer Rahmen, als Grundlage für ein bewußteres Setzen von Prioritäten

3.1 Drei Arten der Sprachverwendung

Eine erste und elementarste Art der Sprachverwendung ist die *Wechselkommunikation*: man hört den andern zu und kann auch jederzeit selber sprechen, sich selber in das Gespräch einschalten, die eigene Meinung sagen. Im kleinen Kreis geht das ohne jede Regelung, in größerem Kreis muß man darauf achten, daß nicht einige das Gespräch an sich reißen und die andern zu kurz kommen; in noch größerem Kreis und in formelleren Situationen setzt man einen Diskussionsleiter ein, der dann einem nach dem andern das Wort gibt.

Eine zweite Möglichkeit ist die *Einwegkommunikation*, als Hörer/Leser oder als Sprecher/Schreiber. Man hört zu, wo man nicht selber zum Sprecher werden kann, z.B. bei Veranstaltungen, bei öffentlichen Reden, und immer wieder im Fernsehen. Das ist auch Kommunikation, aber sie geht nur in einer Richtung: vom Sprecher (den man direkt oder auf dem Bildschirm sieht oder nur hört) zum Hörer bzw. vom Verfasser des geschriebenen/gedruckten Textes (den man vielleicht gar nicht kennt, der vielleicht schon längst nicht mehr lebt) zum Leser. Natürlich macht sich auch der Hörer bzw. Leser seine Gedanken zu allem, was er hört oder liest - Einwegkommunikation ist alles andere als passive, nur aufnehmende Kommunikation. Man macht Bemerkungen zum Gehörten/Gelesenen, für sich allein oder auch zu einem anwesenden Partner - aber diese Bemerkungen kommen dem Sprecher/Schreiber nicht zu Ohren, es ergibt sich keine Wechselkommunikation. Dabei muß man zweifellos als Leser noch mehr eigene Aktivität aufbringen als beim direkten Hören/Sehen, weil man zu den auf dem Papier identifizierten Wörtern und Wortfolgen immer auch eine geeignete Stimmführung finden muß, sei das nun auch äußerlich hörbar, wie beim Leseanfänger, sei es nur in "innerlichem Hören", wie beim geübten Leser, der still für sich liest.

Das Gegenstück zu dieser Einwegkommunikation als Leser liegt vor, wenn man etwas schreibt, das man nachher jemandem zuleiten will. Man stellt sich den Empfänger des Textes vor, man redet vielleicht sogar in Gedanken mit ihm, stellt sich seine Antworten auf etwas eben Geschriebenes vor und reagiert darauf beim weiteren Schreiben – aber der Empfänger hört das alles nicht, für ihn zählt nur das, was er dann in der geschriebenen (oder gedruckten) Form vor Augen bekommt. Bei einem Briefwechsel könnte man dann von "verzögerter Wechselkommunikation" sprechen.

Es gibt aber auch noch eine *d r i t t e* Möglichkeit, die man in der Wissenschaft wie in der Schulpraxis gelegentlich vor lauter Begeisterung für Kommunikation und Interaktion völlig übersieht: das Sprechen, laut und leise, ohne Partner (oder jedenfalls nicht für einen evtl. anwesenden Partner), das Sprechen für sich selbst, das "innere Sprechen". Man kann das "*p e r s o n - i n t e r n e S p r a c h v e r w e n d u n g*" nennen. Wenn man will, kann man auch dafür das Wort "Kommunikation" brauchen, denn in gewissem Sinn kommuniziert man dabei mit sich selber.

Wie wichtig diese person-interne Sprachverwendung ist, kann jeder überprüfen, wenn er sich nur ein klein wenig selbst beobachtet. Man kontrolliert eigene Handlungen, indem man dazu spricht, wenn man z.B. von einer Medizin 10 oder 20 Tropfen in ein Glas Wasser schütten will oder wenn man Geld zählen will oder wenn man irgend etwas einigermaßen Kompliziertes durchführen will und sich dabei die einzelnen Schritte oder Teilhandlungen durch sprachliche Formulierung besonders deutlich vergegenwärtigt (*Also, jetzt muß ich zuerst So, das habe ich, jetzt usw.*). Man kann aber auch Emotionen verarbeiten ("sich Luft machen", ggf. durch lauten Ausruf), man kann seine Denktätigkeit unterstützen, man kann zu Problemlösungen kommen.

Dabei kommt es nicht darauf an, ob man laut mit sich selbst spricht oder nur innerlich – entscheidend ist, d a ß die Gedanken, Gefühle, laufenden Beobachtungen usw. *v e r - b a l i s i e r t* werden und dadurch besonders deutlich vor das Bewußtsein hingestellt werden.

Und im Blick auf die Schüler im Klassenzimmer: Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, wie viel "inneres Sprechen" sich beim stillen Dasitzen und Zuhören abspielen kann, wie wichtig das für den gesamten Gefühlshaushalt ist – und wie hilfreich es ist, wenn man beim *L e r n e n* mit sich selber sprechen, wichtige Lerninhalte immer wieder verbalisieren kann. Den nötigen Raum dafür wird daher der gute Lehrer seinen Schülern ganz bewußt einräumen. Er wird den Schülern *Z e i t* geben, nicht Antworten erwarten wie aus der Pistole geschossen, sondern Geduld haben, warten können – und er wird immer wieder die hohe Kunst des Lehrers üben, daß er aus den *G e s i c h t e r n* der Schüler etwas von

dem ablesen kann, was da innerlich vorgeht und meistens gar nicht laut wird (und umso weniger laut wird, je älter und selbstkritischer die Schüler werden). Und entsprechend wird derjenige, der einen Lehrer besucht und beurteilt, nicht erwarten oder gar verlangen, daß immer sofort einige Hände in die Luft fliegen. Auch er wird zu erkennen und zu bewerten versuchen, was in den Köpfen der Schüler vor sich geht und sich ggf. erst nach einigen Sekunden oder gar Minuten in hörbarer Sprache zeigt (oder erst in anschließenden schriftlichen Arbeiten).

Natürlich greifen die drei Arten der Sprachverwendung *in einander*. Wenn man zu zweit oder zu dritt vor dem Fernsehapparat sitzt, kommentiert man oft das Gesehene/Gehörte in ggf. lautstarker Wechselkommunikation (und auch beim Hören von Vorträgen tritt man gelegentlich in kurze, flüsternde Wechselkommunikation mit einem Danebensitzenden). Jede Literaturstunde ist Wechselkommunikation in der Klasse über das in Einwegkommunikation dem Text Entnommene. Und wieviel person-interne Sprachverwendung auch in und neben aller Wechselkommunikation abläuft, weiß jeder – gerade wenn er in einer Situation wie an dieser Tagung einen Diskussionsbeitrag liefern möchte und diesen in person-interner Sprachverwendung vorbereitet, vorformuliert, evtl. in Stichwörtern festhält, während er gleichzeitig dem eben sprechenden Vortragenden oder Diskussionsredner zuhört.

3.2 Ein Schichtungsmodell der Kompetenz, als Hilfe für das Erkennen jeweiliger Prioritäten

Für den Kommunikationserfolg und insgesamt für das Erreichen der Ziele, die man durch Sprachverwendung anstrebt, können je nach dem jeweiligen Ziel und der Situation recht verschiedene Teilbestände aus dem gesamten Sprachbesitz eines Menschen wichtig werden. Um sie einigermaßen überblicken zu können, auch im Zusammenhang mit dem über die Sprache hinausgehenden gedanklichen Besitz und dem Selbstverständnis eines Menschen, habe ich seit etwa 15 Jahren ein Schichtungsmodell der Kompetenz zu entwickeln versucht. Ich meine damit ein Denkmodell, nach welchem man sich den Zusammenhang aller Teilbereiche von Sprache im Kopf eines Menschen vorstellen kann – und zwar gerade auch im Kopf eines Menschen, der eine Erstsprache mit verschiedenen Varietäten (ggf. auch Dialekten) versteht und spricht und der dazu eine oder mehrere Fremdsprachen gelernt hat.

Ich bitte auch ausdrücklich, das jetzt vorzuführende Modell als ein Denkmodell zu betrachten, dem gar nicht unbedingt eine räumliche Verteilung, eine getrennte Speicherung in verschiedenen Regionen der Sprachzentren des Gehirns zu entsprechen braucht – obwohl eine solche auch räumliche Verteilung durchaus möglich ist und es schon heute in der Aphasieforschung Hinweise auf solche Verteilungen gibt (daß z.B. bei Verletzung bestimmter Hirnregionen die Produktion der Satzmelodien, die Stimmführung beeinträchtigt ist, daß also der Bereich V in meinem Schichtungsmodell, satzphonologische Gestalten, auch physiologisch lokalisierbar ist).

Ich schlage vor, insgesamt sieben Bereiche zu unterscheiden, und ich führe sie nun von "unten" nach "oben" vor.

VII Schreibungssystem, Orthographie und Interpunktion

Als ein unterster und äußerster Bereich (für die Erstsprache erst vom 6./7. Lebensjahr an erworben, wenn alle andern Bereiche schon relativ weit ausgebildet sind) ist das **Schreibungssystem** der betreffenden Sprache zu betrachten: die Darstellung der Wörter durch Buchstaben und weitere graphische Symbole und die Signalisierung von Satzgrenzen und von Grenzen innerhalb von Sätzen durch die Satzzeichen.

Das Schreibungssystem ist grundsätzlich ein sekundäres System. Es ist (jedenfalls in den Buchstabenschriften) bezogen auf das Lautungssystem (Bereich VI), teilweise auch direkt auf die jeweiligen Bedeutungen (Bereich III – so etwa bei "Unterscheidungsschreibungen" für gleich lautende Wörter wie *Meer* – *mehr*). Entsprechend sind die Regeln für die Satzzeichen mehr oder weniger konsequent bezogen auf die Stimmführungsgestalten für Sätze (Bereich V) und auf die oft auch als "Sätze" bezeichneten grammatischen Einheiten (die "Propositionen" oder "clauses", siehe Bereich IV). Mit der allgemeinen Verbreitung des Lesens und Schreibens wird das zuerst sekundäre System der Schreibweisen weitgehend zum primären System, und die (ursprünglich primären) Lautungen werden als bloße "Aussprache" den geschriebenen Formen der Wörter nachgeordnet.

VI Lautungssystem, Phono-Morphologie, "Aussprache"

Oberhalb des Schreibungssystems ist das **Lautungssystem** der betreffenden Sprache zu sehen, d.h. die lautliche Charakterisierung aller Wörter in ihren verschiedenen grammatischen Formen, die zur Wortunterscheidung benützten lautlichen Merkmale (Phoneme) und die manchmal vorhandenen verschiedenen lautlichen Ausprägungen eines Phonems (Allophone). In diesen Bereich gehört auch die verschiedene lautliche Signalisierung für ein und denselben grammatischen Unterschied, z.B. für den Gegensatz von Präsens und Präteritum bei *geht-ging* — *steht-stand* — *weht-wehte*.

Das Lautungssystem ist genetisch älter als das Schreibungssystem – man sprach schon Jahrtausende lang, bevor die erste Schrift erfunden wurde, und noch heute verwendet jeder Mensch seine Erstsprache in den ersten ca. 6 Lebensjahren nur hörend und sprechend, und erst dann lernt er sie auch lesen und schreiben. Dabei kann im Einzelfall durchaus eine Schreibung älter sein als die durch sie dargestellte heutige Lautung, z. B. wenn im Englischen das mit dem deutschen *machen* stammverwandte *make* zwar mit langem *e* und kurzem nachschlagendem *i* gesprochen, aber immer noch wie im Altenglischen mit *a* geschrieben wird.

V Ganze Stimmführungsgestalten, Klangliches oberhalb der Wortlautungen überhaupt

Alle einzelnen Wortlautungen werden beim Sprechen **eingebettet** in übergreifende Stimmführungsgestalten, in "Satzmelodien", und alle etwas längeren Äußerungen werden auf diese Weise eingeteilt in klanglich mehr oder weniger klar abgeschlossene Teilstücke, nämlich in "Sätze" (sentences, phrases, periods). Dazu kommt alles andere, was oberhalb der einzelnen Wortlautungen liegt: verschiedene Lautheit, Klangfarbe, Tempo usw. Die Erscheinungen dieses Bereichs sind direkt bezogen (nicht über die Wörter) auf die ganzen Aussageabsichten, Haltungen usw. (Bereich II); das kann auch ohne Wissen und Wollen des Sprechers der Fall sein (z.B. gehemmtes, gepreßtes Sprechen als Ausdruck von Ängstlichkeit, innerer Beklemmung). Besondere Satzmelodien können kennzeichnend sein für besondere Aussageabsichten, etwa für Fragen. Gelegentlich ist eine bestimmte Stimmführung auch direkt auf eine

bestimmte Bedeutungsbeziehung zwischen Hauptsatz und Nebensatz (Bereich III) bezogen, z.B. bei *Jetzt kann er sagen, was er will* (es macht mir keinen Eindruck) gegenüber *Jetzt kann er sagen, was er will* (ich höre zu).

Dieser Bereich der Stimmführungsgestalten ist genetisch wohl das Älteste an der ganzen Lautungsseite der Sprache, älter als die lautliche Ausprägung der einzelnen Wörter. Kleine Kinder erwerben zuerst solche Stimmführungsgestalten, und ihre ersten "Wörter" sind meistens in ihrer lautlichen Ausprägung noch sehr rudimentär. Dazu ist hier wohl vieles als universal (als für alle Sprachen gültig) anzuerkennen: einen freundlichen oder einen drohenden Ton eines Sprechers erfaßt man meistens auch, wenn man jemanden in einer unbekannten Sprache sprechen hört.

IV Lexisch-morphosyntaktischer Bereich, Wörter und grammatische Formalstrukturen

Die drei Bereiche VII, VI und V (Schreibung – Wortlautungen – Stimmführungsgestalten) kann man als die "Ausdruckseite der Sprache" zusammenfassen (in der Terminologie von Saussure: *le signifiant*, das Bezeichnende). Ihnen grundsätzlich übergeordnet ist die gesamte "Inhaltsseite" (Saussure: *le signifié*), und hier ist zuerst der *lexisch-morphosyntaktische Bereich* zu nennen: die Gesamtheit der in der betreffenden Sprache vorhandenen Wörter in den verschiedenen Wortarten und mit den verschiedenen grammatischen Abwandlungen und dazu die formalen Kombinationsmöglichkeiten der Wörter zu den (meistens um ein Verb herum organisierten) Einheiten, die man *englisch clauses*, *französisch propositions*, *italienisch proposizioni* nennt und die man auch im Deutschen klar unterscheiden sollte von den "Sätzen" als den Einheiten der Stimmführung und der Mitteilung (*engl. sentences*, *frz. phrases*, *ital. periodi*). Ich verwende dafür den Ausdruck "Propositionen", im vollen Wissen, daß dieser Ausdruck bei manchen logischen Grammatikern für einen etwas andern Begriff verwendet wird. Eine Proposition kann für sich unter einer Satzmelodie präsentiert werden, also ein "einfacher Satz" sein, oder sie kann mit andern zusammen zu einem Satz zusammengenommen werden und dann ein Teilsatz in diesem Satz (dem "Ganzsatz" nach Admoni) sein.

In diesen lexisch-morphosyntaktischen Bereich gehört neben den Wörtern das meiste, was man in der Elementargrammatik behandelt, z.B. Deklination, grammatische Geschlechter, Konjugation, Stellung der verbalen Teile, formal bestimmbare Satzglieder, Stellung dieser Satzglieder. Alle diese Einheiten und Strukturen (die durch die Lautungen bzw. Schreibungen dargestellt werden) sind aber ihrerseits nicht Selbstzweck, sondern dienen als Träger, als Signalisierung für die Bedeutungen und Bedeutungsstrukturen aller Art (Bereich III); dabei kann eine direkte Beziehung zwischen Formalstruktur und Bedeutung vorliegen; manche Formalstrukturen sind aber auch reine grammatische Mechanismen, wichtig für den Korrektheitseindruck des Gesprochenen/Geschriebenen, aber an sich belanglos für das Erfassen der Bedeutungen (z.B. die Verschiedenheit des grammatischen Geschlechts bei Nomen/Substantiven wie *der Spaß* – *die Freude* – *das Vergnügen*).

III Semantischer Bereich, Bedeutungen und ganze Bedeutungsstrukturen

In diesem Bereich möchte ich alle Bedeutungen, alles Semantische zusammenfassen, sowohl Einzelbedeutungen (z.B. *Verfassungsbeschwerde*) wie ganze Bedeutungsstrukturen für das Bilden geeigneter verbaler Propositionen (z.B. *an das Bundesverfassungsgericht gelangen* oder *das Bundesverfassungsgericht anrufen* – hier bedeutet ja *gelangen* nicht etwa *an einen Ort kommen*, und *anrufen* bedeutet die betreffende Institution durch schriftliche Eingabe zum Handeln veranlassen und nicht etwa eine telefonische Verbindung mit jemand herstellen oder jemanden durch Rufen auf sich aufmerksam machen).

Der ganze semantische Bereich ist sehr eng mit dem lexisch-syntaktischen Bereich verbunden, ja verflochten – aber er ist keineswegs von diesem aus zu verstehen oder auch nur 1:1 auf ihn zu beziehen. Es ist gerade umgekehrt: man verwendet grammatische Formalstrukturen und in sie eingesetzte Wörter aller Art, um dadurch Bedeutungsstrukturen und in deren Rahmen einzusetzende Einzelbedeutungen zu signalisieren. Die Bedeutungen aller Art sind die Hauptsache, die Formalstrukturen und Wörter sind die zur Signalisierung dieser Bedeutungen verwendeten Mittel. Beim Hören/Lesen muß man daher aus den identifizierten Wörtern und Formalstrukturen die durch sie übermittelten, signalisierten Bedeutungsstrukturen und Einzelbedeutungen erkennen (d.h. diese aus seiner Kompetenz abrufen, aktualisieren).

Die Bedeutungen aller Art machen den eigentlichen Reichtum einer Sprache aus, und ihre angemessene wissenschaftliche Erfassung ist das große Problem aller Lexikographie wie aller Grammatik. Wie viele Bedeutungen sind zu einem bestimmten Wort vorhanden, wie weit sind sie durch den Einbau des Wortes in ganzen Wendungen festgelegt, wie soll man sie im Wörterbuch präsentieren, um dem Benutzer das Auffinden möglichst leicht zu machen? Das sind die Fragen, vor denen der Lexikograph steht, und der Grammatiker hat zu fragen: Welche Bedeutungsstrukturen für Wortgruppen und vor allem für ganze verbale Propositionen sind vorhanden, wie ist ihr Verhältnis zu den Formalstrukturen? Welche Bedeutungsstrukturen bestehen für die Verknüpfung von Propositionen, ob diese nun als Haupt- und Nebensätze oder als gereichte Teilsätze gesetzt sind? Wie viele verschiedene Bedeutungsstrukturen können z.B. durch einen Nebensatz mit *wenn* dargestellt werden – oft in der Schrift gleich aussehend, aber durch verschiedene Stimmführung unterscheidbar, z.B. *Wir machen weiter mit dem Projekt, wenn ihr a u c h bei eurer Meinung bleibt* (d.h.: wenn ihr das Projekt weiterhin bejaht) oder aber: ... *wenn ihr auch bei eurer Meinung b l e i b t* (d.h.: obwohl ihr es offenbar weiterhin ablehnt).

II Ganze Muster für den Textaufbau und ganze Strategien für Sprachverwendung

An den Bereich der Bedeutungen und Bedeutungsstrukturen anschließend, aber weit über ihn hinausgehend, ist ein Bereich anzusetzen, in welchem die *g a n z e n M u s t e r* für den Aufbau von Texten gespeichert sind (Muster oberhalb der in Bereich III betrachteten Bedeutungsstrukturen für Aufbau und unmittelbare Verknüpfung von Propositionen), also z.B.: Womit fange ich an – was rücke ich in den Mittelpunkt – was spare ich mir für den Schluß auf, usw. Diese meistens sehr offenen Muster sind grundlegend für das Schaffen von längeren Texten (vor allem beim Schreiben), aber auch wichtig für das Verstehen (man erfaßt das in einem Text Gesagte viel schneller, wenn man sofort das zugrundeliegende Muster erkennt – wobei man auch in die Gefahr kommen kann, ein falsches Muster in dem Text zu sehen).

Diese mehr oder weniger fertigen oder noch offenen Muster sind ihrerseits nicht scharf abzugrenzen von den (meistens sehr flexiblen) *S t r a t e g i e n* für die Sprachverwendung *ü b e r h a u p t* – für das Einschätzen von Partnern und von Situationen, für das Führen von Gesprächen, für den Einsatz von bestimmten (eigenen, noch zu schaffenden oder fremden, schon vorhandenen) Texten usw. Diese Strategien der Sprachverwendung (für das "Handeln durch Sprache") sind ihrerseits nicht scharf abzugrenzen von den Handlungsstrategien überhaupt, den Strategien für materiales Handeln, für das Lösen (auch) materialer Probleme. Wieder speziell im Bereich der Sprachverwendung sind die Strategien für das Erreichen eines jeweils genügenden *T e x t - v e r s t ä n d n i s s e s* zu sehen (z.B. für das Erschließen unbekannter Bedeutungen, das eigene Entwerfen von Mustern, die dem zu verstehenden Text zugrunde liegen könnten, für das Erkennen der vom Textverfasser vermutlich verfolgten Absicht usw. und daran schließen sich die *L e r n s t r a t e g i e n* *ü b e r h a u p t* an, mit Einschluß des Lernens neuer Bedeutungen, neuer sprachlicher Möglichkeiten, ja ganzer neuer Sprachen.

I Zentralbereich der Person-Konstitution, das "Ich"

Schon der Bereich II, von zentraler Wichtigkeit für alle Sprachverwendung, greift weit über die (bloße) Sprachverwendung hinaus, indem dort auch die generellen Strategien für Handeln und Problemlösen einzuordnen sind – und nun ist über allen sechs bisher unterschiedenen Bereichen noch ein oberster Bereich zu betrachten, der Zentralbereich, von dem aus letztlich auch alle Sprachverwendung gesteuert wird und dem alle Sprachverwendung dient. Es ist die Person-Konstitution als solche, das "Ich", nämlich das Gesamt der (bewußten und unbewußten) Vorstellungen und inneren Bilder von der eigenen Stellung und Aufgabe in der Welt, von den Bedürfnissen und Zielen und Möglichkeiten, für sich selbst wie für andere. Das ist nun natürlich ein weites Feld, dessen Bearbeitung nicht in erster Linie dem Linguisten zukommt – aber auch der Linguist muß im Rahmen einer Sprachtheorie diesen Bereich in seiner zentralen Stellung sehen und anerkennen.

3.3 Aus überindividuellem Bestand Übernommenes – mit seiner Hilfe selbst Entwickeltes

Von dem vorgeführten Denkmodell für die individuelle Kompetenz her läßt sich nun manches am Spracherwerb (im weitesten Sinn dieses Wortes, mit Einschluß allen Schulunterrichts) beleuchten. Man kann jetzt nämlich fragen: Was hat der einzelne Mensch aus dem, was er hörte (und später selbst las) einfach übernehmen, sich durch Nachahmung aneignen können? Wo hat er selbst etwas schaffen, selbst kreativ handeln müssen – zwar im Rahmen von Kommunikation und mitmenschlichem Umgang überhaupt, aber doch nicht durch diese determiniert, sondern nur angeregt, vielleicht nur leicht angestoßen? Wo hat er dann durch solche Kreativität im wesentlichen (nur) das reproduziert, was schon vorhanden war in dem überindividuellen Bestand, nämlich in der Sprache bzw. in den Sprachen, in die er durch Kommunikation und Interaktion aller Art hineinwachsen konnte? Wo hat er dagegen etwas geschaffen, was in diesem überindividuellen Bestand, dem er begegnete, bisher noch nicht (noch nicht genau in dieser Form oder noch gar nicht) vorhanden war – und was dann vielleicht von ihm aus auf andere Sprachteilhaber wirkt, von ihnen nachahmend (bei Lautlichem) bzw. nachvollziehend (bei Bedeutungen) übernommen wird und dadurch ggf. selbst zu einem kleinen neuen Teil des überindividuellen Bestandes, d.h. der betreffenden Sprache wird?

Man sieht leicht: durch direkte Nachahmung übernehmbar ist die gesamte Aussdrucksseite der betreffenden Sprache, das Gesamt der Wortlautungen (Bereich VI), der Bestand an Satzmelodien und typischen Stimmführungen überhaupt (Bereich V) sowie das gesamte Schreibsystem (Bereich VII). Teilweise rein nachahmend läßt sich manches aus dem Bereich IV, grammatische Formalstrukturen, übernehmen – hier ist daher im Fremdsprachunterricht oft "pattern drill" möglich und nützlich.

Eigenes Entwerfen, eigene Kreativität ist dagegen sehr oft für die Bedeutungen erforderlich. Hier kann man nicht einfach nachahmen. Viele Bedeutungen, und oft gerade die wichtigsten, lassen sich nicht veranschaulichen, nicht durch Hinweis auf Sicht-

bares, Hörbares usw. vermitteln. Bei solchen Bedeutungen muß man aus allem, was man hört und sieht (und was einem der Partner vielleicht ausdrücklich erklärt) **eigene Schlüsse** ziehen, gestützt auf die ganze Situation, den ganzen Handlungszusammenhang, man muß **selbst** in sich die Bedeutungen aufbauen, zunächst probeweise, die der Partner offenbar meint (bzw. die im gelesenen Text offenbar gemeint sind) – und man muß dann in weiterer Kommunikation (oft: in weiterem Lesen) prüfen, ob man die betreffende Bedeutung richtig entworfen, richtig in der eigenen Kompetenz nachgebaut hat. Das alles läuft wohl in manchen Teilen unbewußt ab, nicht selten tut man es aber auch ganz bewußt, und zwar meistens in person-interner Sprachverwendung, in "innerem Sprechen" (vgl. S. 225), und es umfaßt oft gerade die allerwichtigsten Akte beim Sprachlernen, auch noch beim Lernen neuer Bedeutungen im Erwachsenenalter.

Sehr verschieden zu beantworten ist die Frage, wie weit durch dieses eigene Entwerfen, Nachbauen, Erproben **genau** die Bedeutungen reproduziert werden, die in der betreffenden Sprache (d.h. in den Kompetenzen der Gesprächspartner bzw. der Verfasser der gelesenen Texte) schon vorhanden waren, und inwiefern bei jedem neuen Sprachteilhaber grundsätzlich gleiche Bedeutungen doch etwas anders gefaßt, etwas anders ausgeprägt sind. Ein Beispiel für völlig identische Reproduktion bieten wohl die natürlichen Zahlen und die gesamten mathematischen Begriffe, und dasselbe gilt (oder sollte gelten) für alle wissenschaftlich definierten und mit Identifikationsoperationen versehenen Begriffe. Dagegen kann es von Sprachteilhaber zu Sprachteilhaber etwas schwanken, was unter "einige – mehrere – manche – viele" verstanden wird. Gewisse Unterschiede, und teilweise sehr fühlbare, sind auch zu erwarten bei nicht scharf definierten und definierbaren Bedeutungen, die das menschliche Zusammenleben betreffen: "Freiheit – Freundschaft – Liebe – Autorität – Mitbestimmung" usw. können sich in jedem neuen Sprachteilhaber, je nach seiner individuellen Sozialisation und gesamten Lebensgeschichte mehr oder weniger verschieden ausprägen. Ein besonders bekanntes Beispiel für verschiedene Bedeutung in verschiedenen politischen Systemen und Kulturen ist wohl "Demokratie". Und wie weit oder wenig weit solche Verschiedenheiten der Bedeutungsbildung gehen mögen – für jeden Sprachlehrer ist es grundlegend, daß er mit derartigen Verschiedenheiten rechnet, daß er sie (etwa in Gesprächen über Gelesenes) richtig aufspürt, sie in der Klasse zur Diskussion stellt und dadurch den Schülern Gelegenheit gibt, ihren Bedeutungsbesitz zu überprüfen, zu klären, zu erweitern.

Mit allen Übergängen von reiner Übernahme durch Erkennen beim Hören oder Lesen bis zu spontanem eigenem Entwickeln ist wohl für den Bereich II zu rechnen, die Muster und Strategien. Gerade die Strategien für Handeln und Lernen sind ja sehr oft ein unbewußter oder jedenfalls wenig bewußter Besitz, und Ähnliches gilt wohl für viele Muster für den

Textaufbau, wie für viele Stile. Solche Muster, auch wenn sie erstmals in literarischen Werken in einer bestimmten Sprache geschaffen wurden, sind grundsätzlich nicht als Bestandstücke einer einzelnen Sprache zu betrachten. Sie werden durch Übersetzungen bald auch in andern Sprachen zugänglich, und sie werden dann zu einem allen Sprachen eines Kulturkreises gemeinsamen Besitz – z.T. kann man sie sogar als Universalien betrachten.

Am meisten eigenes Schaffen und Entwerfen, Festhalten und Verändern – wenn auch oft in Anlehnung an Vorbilder oder Traditionen oder gerade in Absetzung von ihnen – ist wohl für den Bereich I anzusetzen: sein "Ich" muß sich jeder Mensch selber schaffen und durch die Wechselfälle seines Lebens hindurch zugleich erhalten und verändern, auch wenn er sich dabei, als Kind wie später, immer wieder von andern helfen lassen, mindestens anregen lassen kann.

3.4 Blick auf die Probleme des Sprachwandels

Es wäre verlockend, von dem vorgeführten Denkmodell aus auf die Probleme des Sprachwandels einzugehen, die im Vortrag von Herrn Keller (in diesem Band) und der anschließenden Diskussion behandelt wurden. Vom Zusammenhang der Bereiche II und I her (Strategien aller Art, Ich-Konstitution) könnte man auch das dort diskutierte Problem "Linguistik als Teil einer Psychologie – Psychologie als Helferin der Linguistik" aufgreifen. Ich muß mir das aus Zeitgründen versagen und kann nur darauf hinweisen, daß ich von meiner hier vorgeführten Position aus mit vielem, was Herr Keller vorgeführt und gefordert hat, sehr einverstanden bin.

3.5 Nebeneinander von Varietäten einer Sprache und von Erstsprache und Fremdsprachen

Nur ganz kurz möchte ich darauf eingehen, wie man sich nach diesem Denkmodell das Nebeneinander der verschiedenen Varietäten einer Sprache (auch von Dialekten, mit stärkeren Unterschieden) und das Nebeneinander von Erstsprache und Fremdsprache(n) im Kopf eines Sprachteilhabers vorstellen kann.

Bei den Varietäten einer Sprache kann man offenbar oft annehmen, daß der Bereich der Bedeutungen praktisch identisch bleibt, dagegen für gleiche Bedeutungen ggf. verschiedene Wörter oder für gleiche Wörter verschiedene Lautungen (Aussprachen) gespeichert sind. Bei Dialekten muß man oft auch mit besonderen Bedeutungen rechnen, die neben den Bedeutungen der Standardsprache gespeichert sind (und diese vielleicht oft auch beeinflussen). Bei verschiedenen Sprachen wie Deutsch und Französisch, Deutsch und Englisch usw. ist anzunehmen, daß für die Bereiche VII (Schreibungen), VI (Lautungen) und teilweise auch V (Satzmelodien) besondere, eigene Teilsysteme gespeichert werden, die kaum miteinander verknüpft sind. Beim Übergang von der einen Sprache zur andern

("code-switching") schalten sich die Lautungs- und Schreibgewohnheiten ("Routinen") der einen Sprache völlig aus, und diejenigen der andern Sprache schalten sich ein. Man kann von klar getrennten Subsystemen sprechen (gewissermaßen "verschiedenen Ausgängen nach unten bei gleicher Eingabe von oben").

Ebenso klar ist wohl, daß nicht nur der Bereich I (die Person-Konstitution, das Ich), sondern auch das meiste von Bereich II (Muster und Strategien) für alle Sprachen, die ein Mensch spricht oder mindestens versteht, praktisch in gleicher Weise wirksam ist. Ein kompliziertes Ineinander von Gemeinsamkeit und von getrennten Systemteilen gibt es wohl in den Bereichen III (Bedeutungen) und IV (Lexikon und Morphosyntax), und entsprechend muß man dann "Verzweigungspunkte" (beim sprachlichen Produzieren, sprechend oder schreibend) bzw. "Vereinigungspunkte" (beim Hören/Lesen und Verstehen) annehmen. So kann man z.B. für deutsch *nichts* und englisch *nothing* wohl nicht nur Gleichheit der Bedeutung annehmen, sondern hier gewissermaßen ein Wort (d.h. eine Einheit in Bereich IV) sehen, und dann erst eine Verschiedenheit der Aussprache und der Schreibung, also einen "Verzweigungspunkt" zwischen Bereich IV (Lexikon und Morphosyntax) und Bereich VI (Lautungen) bzw. VII (Schreibungen). Dagegen ist wohl bei der zweiwortigen französischen Negation *ne...pas*, *ne...rien* usw. schon eine eigene, mit dem deutschen *nicht*, *nichts* usw. gar nicht parallelisierte Formalstruktur anzunehmen, hier läge also der "Verzweigungspunkt" schon zwischen Bereich III (Bedeutungen) und Bereich IV (Lexikon und Morphosyntax). Von diesem Ineinander an den einen Stellen und klaren Nebeneinander an andern Stellen aus kann man auch die verschiedenen Erscheinungen von "Interferenz" beim Sprachenlernen gut beleuchten. Ich versage mir hier ein genaueres Eingehen und verweise auf die etwas ausführlichere, an einem Übersetzungsbeispiel erläuterte Skizze in meinem Beitrag "Several Languages - One Competence" in: Kurt R. Jankowsky (ed.), *Scientific and Humanistic Dimensions of Language*, Festschrift for Robert Lado, Amsterdam/Philadelphia, 1985, S. 263-276.

3.6 Oft gegensätzliches Verhältnis zwischen Beobachtbarkeit und Kontrollierbarkeit einerseits und Wichtigkeit für Kommunikationserfolg und gesamte Sprachfähigkeit andererseits

Manches von dem, was ich in meinem zweiten Teil vorgeführt und kritisiert habe, läßt sich nun besser verstehen (wenn auch trotzdem nicht als richtig anerkennen), wenn man von dem vorgeführten Schichtungsmodell der Kompetenz aus die Frage stellt: Welche Bereiche aus der Gesamtkompetenz, der gesamten Sprachbeherrschung eines Menschen lassen sich auf Grund dessen, was er sagt und was er geschrieben hat, am leichtesten beobachten, beurteilen, kontrollieren, messen - und für welche Bereiche ist solche Beobachtung, Beurteilung, Kontrolle, Messung am schwersten? Und wie

ist das Verhältnis zwischen der Leichtigkeit bzw. Schwierigkeit von Beurteilung und Messung zur tatsächlichen Wichtigkeit der betreffenden Bereiche für den Erfolg in den verschiedenen Kommunikationssituationen und für das sprachliche Lernen und die geistige Entwicklung überhaupt?

Direkt beobachten läßt sich die gesamte Ausdrucksseite der Sprache (bzw. der Sprachen): Bereich V, Satzmelodien – Bereich VI, Wortlautungen – Bereich VII, Orthographie und Interpunktion. Dabei besteht immerhin für die Bereiche V und VI die Schwierigkeit, daß das Gesprochene so schnell vorbeizieht, daß es sogleich wieder verklingt. Eine Beurteilung ist dabei gar nicht so leicht, weil etwas, was einem vielleicht auffällt, im nächsten Moment schon vorbei ist. Man hat daher auch bei hörbaren Abweichungen von der üblichen Lautung, sogar bei klaren Verstößen gegen die Verständlichkeit der Lautgebung oft nur ein unbehagliches Gesamtgefühl, aber man kann nicht leicht angeben, wo die Mängel genau liegen (das gilt sogar dann, wenn man das Gesprochene auf Tonband aufgenommen hat und wiederholt abspielen kann).

Das ist ganz anders bei Rechtschreibung und Zeichensetzung. Der geschriebene Text liegt vor Augen und läßt sich leicht überblicken, ohne Rückgriff auf eine technische Apparatur. Man kann bequem auf jede auffällige Stelle zurückgreifen und kann den Text leicht anderen Beurteilenden zeigen, als Beleg für die eigene Beurteilung und Einschätzung.

Dieses stoffliche Vorhandensein, diese Dauerhaftigkeit des geschriebenen sprachlichen Gebildes, hat daher von alter Zeit her bis heute zu einer besonderen Wertschätzung des geschriebenen Wortes gegenüber dem gesprochenen geführt. Der Schüler im "Faust" sagt denn auch auf die hübsch ironische Aufforderung des als Professor verkleideten Mephisto (*Doch Euch des Schreibens ja befließt, / Als diktiert' euch der Heilig' Geist.*) sehr zuversichtlich:

Das sollt Ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir, wieviel es nützt;
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Und Hölderlin fordert (ohne eine Spur der bei Mephisto deutlichen Ironie): *Daß gepflegt werd' / Der feste Buchstab' ...*

So ist es sehr wohl begreiflich, daß weitherum der geschriebene Text als die eigentliche, wahre Form von Sprache betrachtet wird und daß man daher die Korrektheit dieses geschriebenen Textes zu allererst ins Auge faßt. Und dabei fällt nun wieder zu allererst die Rechtschreibung auf. Verstöße gegen die gewohnte Rechtschrei-

bung (die der Leser vielleicht seinerzeit mit großem Aufwand an Fleiß erlernt hat) fallen sofort ins Auge. In ähnlicher Weise fallen Verstöße gegen die formalgrammatischen Korrektheit leicht ins Auge, z.B. ein Nominativ, wo ein Akkusativ stehen müßte (*Das bedeutet ein Fehler*) oder ein Nomen/Substantiv mit einem falschen grammatischen Geschlecht. Dagegen bemerkt man Unklarheiten in den Wortbedeutungen, ungeschickten Gesamtaufbau usw. oft erst dann, wenn man den Text genau liest und sich die Mühe macht, dem Gedankengang und den Formulierungen Schritt für Schritt zu folgen.

Diese Schwächen und Verstöße gegen die formale Korrektheit, die man sofort bemerkt, sind nun zugleich dasjenige, was über die Substanz und Qualität des Textes und die Sprachfähigkeit des Textverfassers am allerwenigsten aussagt. Diese Fehler sind ja sehr leicht aus dem Text zu entfernen, sogar ohne Mitwirkung des Verfassers; es gibt Schreibende, die diese Bereinigung ihrer Texte von vornherein dem Setzer überlassen. Was in einem Text *w i r k l i c h* steckt, welcher Grad von Sprachbeherrschung dem Verfasser zuzubilligen ist, das läßt sich aus diesen Details der geschriebenen Textgestalt so gut wie gar nicht ablesen - es läßt sich nur ein Urteil gewinnen über die reine Rechtschreib-Fähigkeit des Verfassers, ggf. über die vom Verfasser aufgewendete Sorgfalt (die auch darin bestehen kann, daß er seinen Text von jemandem überprüfen ließ und nachher sorgfältig ins reine schrieb).

Nun ist solche Sorgfalt eines Verfassers immerhin etwas Wichtiges, und es ist daher durchaus verständlich, daß z.B. der Empfänger eines Briefes recht klar auf mangelnde orthographische Korrektheit dieses Briefes reagiert - genau wie er auf die Sauberkeit bzw. Flüchtigkeit der Schrift usw. reagiert und eine mangelnde Sorgfalt in diesem Bereich auch als Stück mangelnder Höflichkeit gegenüber ihm, dem Empfänger, auslegt.

Man muß also den Schülern sehr deutlich zeigen, gerade auch heute, daß in der Kommunikationssituation "Brief - speziell Brief, mit dem man etwas Bestimmtes erreichen möchte" die formale Korrektheit in jeder Beziehung, mit Einschluß von Schrift und Sauberkeit, einen sehr hohen Stellenwert hat. Man muß den Schülern sagen, daß das ein Hauptgrund ist, warum man von ihnen immer wieder sorgfältige Arbeit an der Rechtschreibung verlangt: sie werden sonst in derartigen Kommunikationssituationen benachteiligt sein.

Man sollte aber zugleich die Schuler klar erkennen lassen, daß in den meisten andern Kommunikationssituationen die Gewichte *g a n z a n d e r s v e r t e i l t* sind, daß es dann viel mehr auf den Aufbau eines Textes, die Führung eines Gesprächs, die Beherrschung der dabei wichtigen Wortbedeutungen, das Hörenkönnen auf die Reaktionen des Partners usw. ankommt. Und man muß als Lehrer wie bei aller Beurteilung von Unterricht, bei jeder Einschätzung des Lernerfolgs eines Schülers wie des Lehrerfolgs eines Lehrers immer sehen: *J e w i c h t i g e r* und zentraler ein Bereich der gesamten Sprachkompetenz ist, *d e s t o w e n i g e r* ist er beobachtbar und meßbar, und desto schwerer ist es mei-

stens auch, ihn direkt zu beeinflussen und z.B. gezielte Übungen dazu anzulegen. Und entsprechend dieser Gesamteinschätzung sollte man dann im gesamten Unterricht die Gewichte verteilen: die Zeit, die man dem Lesen und den an das Lesen anschließenden Verstehensgesprächen (auch Kritik-Gesprächen) gibt, und die Zeit, die man sich nimmt, um die schriftlichen Arbeiten der Schüler nicht nur auf ihre formale Korrektheit hin zu überprüfen, sondern auf ihre innere Stimmigkeit hin, und um dann die Ergebnisse ausführlich mit dem betreffenden Schüler zu besprechen – nicht als Normenkontrolleur, sondern als einer, der jedem Schüler zu derjenigen Sprachgebung zu verhelfen sucht, die gerade diesem Schüler entspricht und zugänglich ist. Und weil so viel sprachliches Lernen, so viel Entwicklung des Bedeutungsbesitzes und des Besitzes an Strategien sich aus vielem und sorgfältigem Lesen ergibt, möchte ich zum Schluß noch einmal auf den schon in Abschnitt 2.9 berührten Punkt "Textverständnis" zurückkommen.

3.7 Das Verständnis von Texten, Verbindlichkeit und Offenheit für Individuelles

Nach meiner Meinung sollte jeder Lehrer, der es mit Sprache und Texten zu tun hat (sei es im muttersprachlichen Unterricht, im Fremdsprachenunterricht oder in irgend einem andern Fach, in welchem Texte und Textverständnis eine Rolle spielen) sich die folgenden Zusammenhänge und Forderungen klar gemacht haben:

- A Es gibt k e i n e n mechanisch begehbaren Weg, keine computerisierbare Methode, um von den gelesenen bzw. gehörten Wörtern und Sätzen zu einem zureichenden Textverständnis zu kommen. Äußerst wichtige Prozesse beim Textverstehen laufen völlig automatisiert ab, erst ihre Ergebnisse treten ins Bewußtsein. Diese Prozesse können bei g l e i c h e m Text und g l e i c h e r Situation bei jedem Leser oder Hörer, und daher auch bei jedem Schüler, immer e t w a s a n d e r s ablaufen.

Man kann diese automatisierten Grund-Abläufe beim Verstehen teilweise ins Bewußtsein rufen bzw. hinterher rekonstruieren, um z.B. Verstehensverschiedenheiten zu klären, die sich gezeigt haben. Das kann die eigene Verstehenstechnik wie das Verständnis für (oft nur zu vermutende) Verstehensabläufe bei andern wesentlich erleichtern. Ausschalten kann und soll man aber diese Automatisierung der elementaren Stufen beim Verstehensablauf nie. Auch die raffinierteste bewußt gepflegte Verstehenstechnik wird erst völlig wirksam und praktisch, wenn sie automatisiert worden ist, wenn man sie "ins Gefühl bekommen hat" und sie nur gelegentlich, bei einem Anstoß, einer Schwierigkeit, einer Verstehensdifferenz (wieder) ins Bewußtsein ruft.

- B Es gibt Texte, bei denen es auf genaues und einheitliches, sachbezogenes Verständnis besonders ankommt und wo ein solches bei genügender Kenntnis der behandelten Sache meistens auch ohne besondere Interpretations-Anstrengungen erreichbar ist: das sind die allermeisten "Sachtexte" im Bereich von Wissenschaften, Technik und täglichem Leben, bis zu den Anleitungen für die Handhabung eines Apparates oder das Kochen nach einem Kochrezept (es sind die Texte, für die Weinrich seinerzeit den Fachausdruck "expositorische Texte" vorgeschlagen hat).
- C Auch bei expositorischen Texten, die auf möglichste Eindeutigkeit angelegt sind, können sich aber Verstehensverschiedenheiten ergeben. Bei den juristischen Texten, aus denen Rechte, Pflichten, Strafen abgeleitet werden können (also bei Gesetzestexten, Verordnungen, Verträgen aller Art), ist das allgemein bekannt und akzeptiert.

Man weiß: Bei solchen Texten gibt es immer wieder Verstehensdifferenzen, sie können große materielle Auswirkungen haben, und es muß daher durch besondere Institutionen dafür gesorgt werden, daß e i n e s von den konkurrierenden Verständnissen als das g ü l t i g e festgesetzt wird. Nach diesem Verständnis ist von nun an zu handeln, alle andern (vielleicht früher gültig gewesenen) Verständnisse sind durch den (neuen) Entscheid der jeweils zuständigen Instanz unwirksam geworden. Das Musterbeispiel für ein solches evtl. neues Verständnis für einen evtl. schon seit längerer Zeit vorhandenen Text ist ein Urteil eines Verfassungsgerichts, durch welches eine Verfassungsbestimmung (evtl. neu) ausgelegt und dadurch ein (ggf. neues) von jetzt an gültiges Verständnis festgelegt wird.

- D Eine besondere Stellung haben die f i k t i o n a l e n Texte. Sie sind meistens gar nicht auf ein eindeutiges Verständnis angelegt (obwohl das zum Teil auch möglich ist), sondern sie wollen in erster Linie belehren, zu einem Denken oder Handeln bewegen oder auch einfach unterhalten, durch Spannung und Entspannung. Hier sind oft verschiedene Verständnisse, je nach den eigenen Bedürfnissen des jeweiligen Lesers/Hörers in seiner individuellen Situation, durchaus sinnvoll und legitim. Diese Möglichkeit sollte man den Schülern nicht verbauen (etwa indem man in der Literaturgeschichte ein bestimmtes "historisch richtiges" Verständnis annimmt) – man sollte im Gegenteil den Schülern systematisch zeigen, wie weit bei derartigen Texten verschiedene Verständnisse berechtigt sind, ja wo die Texte von ihren Verfassern auf solche verschiedene Verstehensmöglichkeit angelegt worden sind.

Ich möchte zum Abschluß sagen: wenn Grundauffassungen aus einer solchen Sprachtheorie Eingang finden könnten in die individuellen, praktizierten Sprachtheorien von Lehrern und von hinter ihnen Stehenden, könnte das vielleicht doch mehr als bisher die nötige äußere und innere Freiheit und Souveränität schaffen helfen für einen Unterricht, der zugleich effizient ist und jeden Schüler als besondere, einmalige Person ernstzunehmen gestattet, ohne Überforderung des Lehrers. Denn je mehr jeder Schüler nach seiner Individualität lernen kann und dazu motiviert ist, desto besser und wirksamer lernt er – und das kann auch dem Lehrer Erfolgserlebnisse geben und Freude (wenn nötig: neue Freude) an seinem nicht leichten, aber schönen Beruf.

ANHANG

Aus: Bendel-Klostermann, Sprachschlüssel, Sprachbuch 6. Schuljahr, Ausgabe A/B für Gymnasien und Realschulen. Stuttgart: Klett 1983, S. 123.

weinrot – käseweiß – kreidebleich – quittengelb – knallgelb – hellgelb
– steinreich – bettelarm

Sucht weitere zusammengesetzte Adjektive. Welche Wortart hat das Bestimmungswort? Ist es wörtlich oder metaphorisch gemeint?

3.2 Wortbausteine

3.2 Wortbausteine

<u>un-</u>	<u>er-</u>	<u>-el-</u>	<u>-ig-</u>	<u>-schaf-</u>
<u>ge-</u>	<u>vor-</u>	<u>-er-</u>	<u>-lich-</u>	<u>-heit-</u>
<u>be-</u>	<u>vor-</u>	<u>-den-</u>	<u>-lich-</u>	<u>-heit-</u>
<u>zur-</u>	<u>maß-</u>		<u>-ig-</u>	<u>-ma-</u>
<u>ent-</u>	<u>emp-</u>		<u>-den-</u>	<u>-den-</u>
				<u>-en-</u>
				<u>-e</u>
				<u>-er</u>

Links stehen alle Präfixe, rechts die wichtigsten Suffixe. Wie ist ihre Schreibung geregelt?

Mit den Präfixen und Suffixen kann man viele Wörter bilden

Zum Wörterbilden braucht man aber auf jeden Fall noch einen Wortbaustein. Welchen?

Nehmt den Wortkern „dank“, und bildet mit den Präfixen und Suffixen so viele Wörter wie möglich. Die Wörter werden nicht immer aus allen drei Wortbausteinen bestehen. Es reicht sogar einer. Welcher ist es?

Pedro überlegt: Wenn ich weiß, was „dankbar“ bedeutet, muß ich nicht extra lernen, was „Dankbarkeit“ bedeutet, und wenn ich „dank(en)“ verstehe, verstehe ich auch „dankbar“. So kann ich mir das Lernen vieler Wörter sparen. — Hat er recht?

Welche Wörter findet ihr zu dem Wortkern „stell“?

Sebastian und Pedro haben u. a. „Besteller“ gefunden. Pedro weiß, daß damit jemand bezeichnet wird, der etwas bestellt.

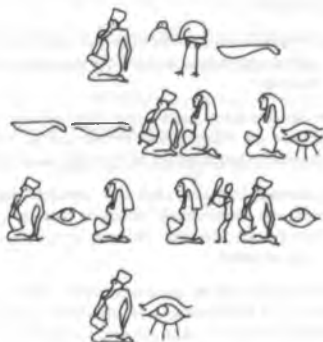
Sucht noch mehr Wörter mit dem Suffix „-er“, die jemanden bezeichnen, der etwas tut.

Beim Wortkern „gleich“ hat Pedro „Gleichungen“ als eigenes Wort notiert. Die Klasse läßt nur „Gleichung“ gelten. Wieso?

Sucht weitere Wörter zu „gleich“.

Präfixe, Wortkerne und Suffixe (einschließlich Endungen) sind **Wortbausteine (Morpheme)**.

Eine weitverbreitete Ansicht über unsere Sprache ist die: Mit Wörtern bezeichnen wir Gegenstände. Wenn wir ein Wort äußern, so rufen wir damit bei unserem Partner im Geist ein Bild des Gegenstandes hervor, den das Wort bezeichnet. Sätze sind Verbindungen von Wörtern. Mit den Sätzen bilden wir die Sachverhalte der Wirklichkeit ab. Die Sprache ist ein Bild der Wirklichkeit. Diese Ansicht von unserer Sprache ist verzerrt. Wenn sie so wäre, dann könnten wir die wesentlichsten sprachlichen Leistungen mit ihr nicht vollbringen. Wir wollen uns dazu ein einfaches Beispiel vor Augen führen: eine Bilderschrift, die in etwa das leistet, was in der landläufigen Ansicht von unserer Sprache angenommen wird. So werden wir sehen, worin unsere Sprache darüber hinausgeht.



Morpheme

Menschliche Sprachen stellen nicht Sachverhalte so wie Bilder dar. Ein Satz besteht nicht aus unverbundenen Wortbrocken. Vielmehr wird er zusammengefügt durch Fügeteile, sogenannte Morpheme, die ihn organisieren. Die Morpheme dienen besonders dazu, Begriffswörter in unterschiedliche Kategorien mit unterschiedlicher syntaktischer Funktion zu bringen.

Diese ergreifende Geschichte könnte auf Deutsch etwa so lauten:

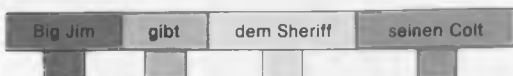
Ein Mann findet ein Messer.
Mit dem Messer schneidet der Mann die Frau.
Die Frau weint.
Der Mann sieht sie.
Die Frau schlägt dem Mann aufs Auge.
Der Mann weint.

E2₁

Satzteile – Das Prädikat



1. Alles dreht sich um das rote Prädikat



Den Verbleil in Sätzen nennt man **Prädikat**. Man fragt danach mit der Frage: **Was tut?** Das Prädikat heißt auch **Satzaussage**.



- a) Wo sind die Nomenteile (NT)? Welcher ist der Verbleil (VT)? (Folie)
b) Dreht die Nomenteile um das Prädikat. Wie oft geht das? Könnt ihr den Satz dann noch verstehen?



2. Richard schenkt seinem Freund ein Buch.
Der Torwart zeigt dem Schiedsrichter den Vogel.

- a) Macht mit diesen Sätzen das gleiche wie in 1.
Wie oft könnt ihr die Satzteilc vertauschen?
b) Probiert diese Satzstellungen aus:



Geben alle Sätze einen Sinn?

- c) Malt euch Kästchen mit den Farben für die Satzteilc auf und tragt die Satzteilc ein. Vertauscht die Satzteilc.

Wann ergeben die Sätze keinen Sinn?

- d) Jetzt könnt ihr eine Regel finden (Folie):

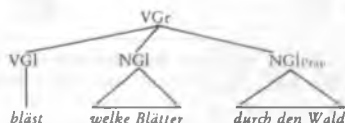
Bei Aussagesätzen steht das Prädikat an _____ Stelle
Bei Fragesätzen steht das Prädikat an _____ Stelle

3. a) Seht noch einmal in E 1.2 (Seite 71) nach; wie ist es beim Prädikat mit der Klammerstellung? Probiert auch dort die Umstellungen durch.
b) Sucht auch in anderen Texten das Prädikat.

Aus zwei Gründen nennen wir das Prädikat seiner Kategorie nach Verbalgruppe:

1. Weil das Verb im Prädikat das wichtigste Wort ist, dem sich die anderen zuordnen.
2. Weil das Prädikat nicht ohne Verb erscheinen kann.

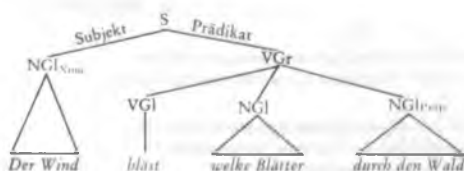
Die Satzglieder im Prädikat lassen sich im Strukturbaum, wie im folgenden Beispiel gezeigt, zusammenfassen:



Anmerkung:

Das Dreieck im Strukturbaum zeigt an, daß die Satzglieder nicht weiter in die einzelnen Wörter zergliedert werden.

Die Beziehungsverhältnisse im ganzen Satz lassen sich nun im Strukturbaum genauer darstellen:



Satzglieder lassen sich nach ihren Kategorien (Erscheinungsformen) und nach ihren Funktionen (Leistungen) bestimmen.

Kategorienfrage: Wer oder was ist es?

Funktionsfrage: Was leistet es?

Deutsche Sätze kommen durch das Zusammenwirken der Grundfunktionen Subjekt (Satzgegenstand) und Prädikat (Satzaussage) zustande. Der Kategorie nach ist das Subjekt ein nominales Satzglied im Nominativ (NG1_{nom}) und das Prädikat eine Verbalgruppe (VGr).

Das Nomen oder Pronomen im Subjekt und das finite Verb im Prädikat sind durch Personen-Numerus-Kongruenz aufeinander bezogen.

Sprache, Sprachen, Zeichenbegriff¹

1. Erkenntnisinteressen

In seinen "Prinzipien der Sprachgeschichte" stellt Hermann Paul im vierten Kapitel, das die Überschrift "Wandel der Wortbedeutung" trägt, fest:

Die Möglichkeit, wir müssen auch sagen die Notwendigkeit des Bedeutungswandels hat ihren Grund darin, dass die Bedeutung, welche ein Wort bei der jedesmaligen Anwendung hat, sich mit derjenigen nicht zu decken braucht, die ihm an und für sich dem Usus nach zukommt. Da es wünschenswert ist für diese Diskrepanz bestimmte Bezeichnungen zu haben, so wollen wir uns der Ausdrücke *usuelle* und *okkasionelle* Bedeutung bedienen. Wir verstehen also unter usueller Bedeutung den gesamten Vorstellungsinhalt, der sich für den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte verbindet, unter okkasioneller Bedeutung denjenigen Vorstellungsinhalt, welchen der Redende, indem er das Wort ausspricht, damit verbindet und von welchem er erwartet, dass ihn auch der Hörende damit verbinde. (Paul 1920, S. 75)

In diesen Ausführungen und überhaupt im 4. Kapitel "geht" Paul – wenn ich Bühlers Formulierung entlehnen darf² – gewiß nicht "unter die ELEATEN". Vielmehr gilt auch hier das bekannte Diktum, mit dem Paul die sprachwissenschaftliche Welt souverän in die Gerechten und die Irrenden einteilt, je nach der Stellung zur historischen Orientierung, nämlich:

Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. (Paul 1920, S. 20)

Paul geht von einem *historisch orientierten*, den Wandel zu erfassen suchenden *Sprachbegriff* aus. Dieser führt ihn, im Fall der Wortbedeutung, zu den Termini "usuell" und "okkasionell" und damit zu Konstruktions- oder – wie man will – zu Rekonstruktionsprinzipien von Bedeutung, in denen sich der Status der Zugehörigkeit zur "Sprachgenossenschaft" und der Status des "Redenden" gegenüberstehen. Als "usuelle" Bedeutung ergibt sich dabei eine *vollständig signifikant orientierte Zusammenfassung*. Modern gesprochen: Sowohl inhaltlich verwandte wie auch inhaltlich einander fremde Bedeutungen werden unter einem einzigen Signifikanten zusammengefaßt und als ein einziges Wort gewertet. Wir haben damit eine Auffassung vor uns, der zufolge ein historisch orientierter Sprachbegriff einen solchen Zeichenbegriff bzw. hier im engeren Sinne einen solchen Wortbegriff bedingt, der den genannten Status-

unterschied voraussetzt und der mehrere Bedeutungen zu einer einzigen Bedeutung, nämlich die "okkasionellen" Bedeutungen zur "usuellen" Bedeutung zusammenfaßt.

Nun meine ich, daß dieser von Paul so unterstellte Zusammenhang zwischen Sprachbegriff und Wortbegriff nicht ganz zwingend ist. Ich will dies aber nicht besonders vertiefen, sondern nur bemerken, daß eine Beziehungssetzung zwischen "okkasionell" und "usuell" nicht den Weg über eine Versammlung der "einfachen"³, d.h. "okkasionellen" Bedeutungen zu der "mehrfachen"⁴, also "usuellen" Bedeutung nehmen muß. Vielmehr kann die "okkasionelle" Bedeutung schon 'usuell' sein, einfach dann, wenn sie auch zuvor schon in Gebrauch war. Offensichtlich ist die Versammlung zur "mehrfachen" Bedeutung de facto anders motiviert, nämlich durch das Bedürfnis, eine Folie für die Konstatierung des Bedeutungswandels zu haben, die Folie des Konstanten. Wenn ich hier Wittgensteins im Zusammenhang mit der Diskussion der Familienähnlichkeiten benutztes Faden-Bild übertragen darf: Der Faden bleibt solange erhalten, wie die Faserbrüche asynchron sind. Paul stellt fest:

Während der Lautwandel durch eine wiederholte Unterschiebung von etwas unmerklich Verschiedenem zu Stande kommt, wobei also das Alte untergeht zugleich mit der Entstehung des Neuen, ist beim Bedeutungswandel die Erhaltung des Alten durch die Entstehung des Neuen nicht ausgeschlossen. In der Regel tritt zunächst das letztere dem ersteren zur Seite, und wenn dann weiterhin, wie es allerdings oft geschieht, dieses vor jenem zurückweicht, so ist das erst ein zweiter, durch den ersten nicht notwendig gegebener Prozess. (Paul 1920, S. 74)

Wie bemerkt, will ich diese Überlegungen nicht vertiefen und auch nicht auf die Mehrdeutigkeiten von "usuell" und "okkasionell" eingehen. Vielmehr möchte ich einen aus einem bestimmten Erkenntnisinteresse heraus postulierten Zusammenhang zwischen einem Sprachbegriff und einem Zeichenbegriff konstatieren und gleichzeitig ein weiteres Erkenntnisinteresse vorbringen, das mit der Bezeichnung "synchron orientiert" außerordentlich vielfältig und nachgerade geschichtsnotorisch thematisiert wurde, das aber m.E. noch nicht dezidiert genug auf den funktionalen Aspekt, d.h. einfach, auf den Aspekt des Funktionierens von Sprache in der Kommunikation hin, spezialisiert wurde. Ich möchte also Überlegungen zu einem kommunikativen Sprachbegriff und zu einem kommunikativen Zeichenbegriff anstellen. Das Erkenntnisinteresse an der Kommunikation und ihrem Funktionieren scheint dabei in letzter Zeit in vielen linguistischen Teilbereichen zugenommen zu haben; man denke an sprach- und kognitionspsychologische Ansätze in den Bereichen der Lexik und der Textlinguistik, an die Gesprächsanalyse und ihre empirische Orientierung und nicht zuletzt an die Bestrebungen in der Semantik, die Sprachteilhaber als Probanden in

die Untersuchungen mit einzubeziehen, d.h. auch die Eigenperspektive der Kommunizierenden wesentlich zu berücksichtigen.

2. Überlegungen zu einem kommunikativen Sprach- und Zeichenbegriff

Im folgenden möchte ich mich auf den Zusammenhang zwischen Sprachbegriff und Zeichenbegriff konzentrieren. Daß dies eine an dieser Stelle nicht aufzuhebende Aspektualisierung ist, die solche wichtigen Fragen wie das Verhältnis von Sprache und Wissen oder auch das Verhältnis von Sprache und Handlungssystem nicht thematisiert, ist dabei bewußt zu halten. Die Antwort auf die Verabsolutierung der historischen Orientierung durch das Ausdifferenzieren einer synchronen Ebene hat aus meiner Sicht im Bereich der Zeichentheorie und der Lexikographie keine grundlegende Neubessnung zur Folge gehabt; weiterhin wird in einer als synchron orientiert bezeichneten Zeichentheorie und Zeichenbeschreibungspraxis ein historisch orientierter Zeichenbegriff verwendet. Ich möchte dies erläutern.

In der Beschreibung des Wortschatzes in den alphabetischen Wörterbüchern ist die Einheit des Wörterbuchartikels grundlegend. Viele solcher Wörterbuchartikel weisen eine polyseme Struktur auf, d.h. unter ein- und demselben Lemma sind verschiedene Bedeutungen aufgeführt. Für die einzelnen Bedeutungen verwendet man auch die Bezeichnung "Semem". In der Regel werden nur solche Sememe unter ein einziges Lemma eingeordnet, die miteinander verwandt sind. Liegt keine inhaltliche Verwandtschaft vor, dann richtet man zwei verschiedene Wörterbuchartikel ein. In solchen Fällen spricht man bekanntlich von Homonymen. Liegen Homonyme vor, dann bedeutet dies, daß man verschiedene Wörter oder Lexeme annimmt. Nun gibt es im Zusammenhang mit dieser Beschreibungsform Schwierigkeiten, und zwar, wie ich meine, vordergründige und ernsthaftere. Die vordergründigen sind die allgemein bekannten, nämlich die, die sich aus der Frage der Abgrenzung von Polysemie und Homonymie ergeben. Hier gibt es eine umfangreiche Literatur⁵ und eine Fülle von Vorschlägen, die zumeist auf zwei Grundmuster hinauslaufen, nämlich auf die Abgrenzung nach inhaltlichen Kriterien oder auf die nach formal-grammatischen Gesichtspunkten. Bei den inhaltlichen Kriterien wird immer wieder auch eine etymologische Orientierung in Erwägung gezogen, doch gibt man in der Regel einer, wie man sagt, synchronen Orientierung den Vorzug. Neben den genannten Grundmustern ist noch zu vermerken, daß einige Autoren den Unterschied nicht für sonderlich wichtig, vielmehr für vernachlässigbar halten. Das meines Erachtens jedoch sehr viel ernsthaftere Problem liegt nicht in der Abgrenzung von Polysemie und Homonymie, sondern in der Annahme einer polysemen Struktur überhaupt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch Homonyme ihrerseits intern wieder polysem sein können. Das Problem der Annahme einer polysemen Struktur beim Zeichen-

he ich darin, daß das, was als polysemes Lexem postuliert wird, in der aktualisierten Kommunikation so gut wie nie vorkommt. Das, was an Sememen unter einem Lemma aufgelistet wird, hat in den allermeisten Fällen keine kommunikative Realität. In der Literatur ist der mit dieser Frage verbundene Themenkomplex immer wieder besprochen worden. Mit den Ausführungen von Paul habe ich ein frühes Beispiel gegeben. Unmittelbarer Einfluß auf die gegenwärtige Diskussion ist Wilhelm Schmidt zu bescheinigen. Seinen Wort- und Sprachbegriff beschreibt er wie folgt:

Die Betrachtung der Wörter unter dem Doppelaspekt von Sprache als Wirklichkeit und als Möglichkeit macht es nun auch notwendig, den Begriff der Wortbedeutung nach diesen beiden Gesichtspunkten zu differenzieren. Ich bezeichne deshalb die eindeutig determinierte Wortbedeutung im Kontext als *a k t u e l l e* Bedeutung und verwende für den komplexen Inhalt des Wortes als Bestandteil des Systems der Sprache den Terminus *l e x i k a l i s c h e* Bedeutung. (Schmidt 1966, S. 24)

Die *l e x i k a l i s c h e* B e d e u t u n g , die Wortbedeutung auf der Ebene der Sprache, ist die Potenz der aktuellen Bedeutungen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt auf der Ebene der Rede realisiert werden können. Oder umgekehrt ausgedrückt: Die *a k t u e l l e n* B e d e u t u n g e n sind die verschiedenen auf der Ebene der Rede auftretenden Realisationen der Möglichkeiten, die die lexikalische Bedeutung, die Wortbedeutung auf der Ebene der Sprache, enthält. (Schmidt 1966, S. 28)

Eine Reihe weiterer Zeichenmodelle beruht ebenfalls auf der Ansicht, daß so etwas wie Redebedeutung und Sprachbedeutung zu differenzieren sei. In diesem Zusammenhang etwa seien die Ansätze von Weinrich⁶, Henne⁷, Henne/Wiegand⁸ und Schippan⁹ erwähnt. Ich möchte hier nicht ins einzelne gehen, sondern die Grundlinien, speziell im Hinblick auf Schmidt, diskutieren. Aus der Perspektive eines kommunikativen Sprachbegriffs ergibt der Schmidtsche Ansatz einer polysemen Struktur meines Erachtens wenig Sinn. Es wird etwas als *Z e i c h e n* postuliert, was - abgesehen von wenigen markierten Ausnahmefällen - *n i c h t z u r Ü b e r m i t t l u n g v o n I n h a l t e n v e r w e n d e t* wird.

Man mag einwenden, daß ja zwischen den Sememen eine inhaltliche Verwandtschaft bestehe und diese ja quasi das verbindende Band liefere; dort, wo dieses Band fehlt, ist auch Schmidt bereit, mehrere Wörter anzuerkennen:

Sobald das Bewußtsein dieses Zusammenhanges hinsichtlich der einen oder anderen aktuellen Bedeutung verlorengeht, verselbständigt sich die betreffende *l e x i k a l i s c h - s e m a n t i s c h e* Variante des Wor-

tes: es entsteht ein neues Wort mit einem eigenen, selbständigen Begriffskern, ein H o m o n y m .
(Schmidt 1966, S. 32)

Aber ich frage am Leitfaden der Exemplifizierung, welches wäre das Sprachzeichen, das die Bedeutung 'festere Zutat in einer Suppe' und die Bedeutung 'der Stützung des Fußes dienende Unterlage, die in den Schuh eingelegt wird' vereinigt? Oder die Bedeutung 'Darbietung als eingeschobener Teil eines Programms' und die Bedeutung 'vorläufige Zahnfüllung'? Oder drittens die Bedeutung 'auf ein Bankkonto eingezahltes Geld' und die Bedeutung 'zur Versteifung in bestimmte Teile der Kleidung eingefügtes Material'? Oder viertens, was wäre der Signifikant zur Bedeutung 'etw., was zur Verzierung in die Oberfläche eines Gegenstandes eingearbeitet wurde' sowie zur Bedeutung 'in ein Unternehmen als Beteiligung eingebrachte Sach- od. Geldleistung'? Oder gar fünftens stelle man sich die Frage – ich bediene mich hier wiederum wie in den vorhergehenden Fällen der Bedeutungsbeschreibungen des Duden-GW –: Wie könnten die Bedeutung 'etw., was in eine Postsendung eingelegt, ihr beigelegt ist' und die Bedeutung '[dünnerer] Stoff od. Material, das auf der Innenseite von Kleidungsstücken, Schuhen, Lederwaren o.ä. genäht ist' lemmatisiert sein?

Wenn wir im übrigen die Frage nach der inhaltlichen Verwandtschaft als Aufgabe formulieren, dann setzen wir einen Prozeß des Nachdenkens in Gang, der nicht als Regelfall gelten kann. Denn wer hätte schon genau über die gerade thematisierten Lemmata nachgedacht? Und wer müßte jetzt nur noch zuvor erstellte Denkergebnisse abrufen? Vielmehr ist es doch bei sehr vielen Sememen wohl so, daß sie – in objektsprachlicher Funktion – selbständig und isoliert in ihren jeweiligen Sachbereichen existieren. Natürlich spielen die Bewußtmachungen von Verwandtschaften eine wichtige Rolle. Sie ergeben sich oft beim Ersterwerb, aber auch bei anderen Gelegenheiten, so bei linguistischen Vorträgen. Aber im Hinblick auf die Masse des Wortschatzes und vor allem im Hinblick auf das Vielfache an Sememen ist das Bewußtmachen und mehr noch das Bewußthalten ein Sonderfall. Denn wer außer dem Wörterbuchbearbeiter der entsprechenden Strecke trägt mit sich ein Bewußtsein vom Lemma *Einlage* herum, und wem außer dem Kundigen der Strecke E und F ist aufgefallen, daß vorhin neben dem Lemma *Einlage* noch ein weiteres Lemma involviert war? Hätte man ein Sprachzeichenbewußtsein, das so deutlich wäre, wie es die Literatur unterstellt, dann hätte man beim Paar 5 schmerzzerfüllt darauf hinweisen müssen, daß die erste Bedeutung natürlich dem Signifikanten *Einlage* und die zweite Bedeutung dem Signifikanten *Futter* zugeordnet ist.

Im Gegensatz zum Sprachzeichenbegriff, wie er dem Schmidtschen oder weiteren Zeichenmodellen zuzuordnen ist, sprechen wir von Zeichen nur bei solchen Verbindungen aus Signifikant und Bedeutung, die in der Kommunikation auch tatsächlich vorkommen. D i e

Verwendung in der Kommunikation ist die Maßgabe für die Rekonstruktion von Zeichen. Sofern dies für Sememe bestätigt werden kann, handelt es sich um Zeichen aus unserer Sicht. Und das, was man mit der Bezeichnung "Sprachzeichen" anzielt und in der gerade thematisierten Anlage von Wörterbuchartikeln praktiziert, versuchen wir aus der Sicht eines am Funktionieren von Kommunikation orientierten Sprachbegriffs so gut wie möglich beim Namen zu nennen. Wir sprechen auf der Ebene des Sprachsystems dann von Mengen von signifikantgleichen Zeichen, oder spezifischer noch: von Paradigmen von signifikantgleichen Zeichen. Diese Redeweise reflektiert die Isolierung des Gebrauchs in der Kommunikation, die in der Regel nicht aufgehoben wird, es sei denn, in gewollt sprachspielerischen Mehrdeutigkeiten, in ungewollten Mißverständnissen oder tendenziell durch die Kopräsenz anderer Bedeutungen, die – wie angedeutet – kommunikationsexternen linguistischen oder laienhaften Sprachreflexionen entstammen können, aber auch kommunikationsrelevanten tropischen Prozessen.

Die Annahme eines kommunikativen Zeichenbegriffs und die Redeweise vom Paradigma signifikantgleicher Zeichen entlastet die Analyse insofern, als hier nicht stets von vornherein eine Entscheidung zwischen Polysemie und Homonymie erzwungen wird. Man kann dieser Alternative natürlich auch auf andere Weise zu entgehen suchen, entweder, indem man alle Bedeutungen unter ein einziges Lemma bringt – man gelangt dann de facto zur skizzierten Paulschen Lösung –, oder, indem man alles zu Homonymen erklärt, wobei man jedoch in die Verlegenheit gerät, auch verwandte Bedeutungen zu Homonymen machen zu müssen. Erst wenn man den Unterschied zwischen Polysemie und Homonymie als zeichenkonstitutives Moment fallen läßt und sich an der kommunikativen Verwendung orientiert, wird man – so meine ich jedenfalls – die Vorteile einer entlasteten Analyse nutzen können, ohne gleichzeitig Nachteile mit in Kauf nehmen zu müssen. Paradigmen signifikantgleicher Zeichen lassen sich nun in mannigfaltigen Dimensionen beschreiben. Es lassen sich Verwandtschaften zwischen den Bedeutungen feststellen, wobei die Arten der Verwandtschaft nicht mehr durch die Dichotomie 'verwandt – nichtverwandt' vergrößert werden müssen. Es lassen sich Kopräsenzverhältnisse feststellen, d.h. die Anwesenheit von Hintergrundsbedeutungen beim Kommunizieren. Diese sind für tropische Prozesse konstitutiv. Und es lassen sich individuelle und gruppenspezifische Paradigmastrukturen zwangloser beschreiben, da die formalen Vorgaben sehr viel geringer geworden sind.

Wenn wir einen kommunikativen Sprachbegriff annehmen, geschieht dies nicht in Ersetzung, sondern in Ergänzung eines historischen Sprachbegriffs. Und im Zusammenhang mit einem historischen Sprachbegriff

scheint mir auch die Annahme eines Zeichenbegriffs¹⁰ sinnvoll, der in der üblichen Weise auf der Unterscheidung von Polysemie und Homonymie basiert. Nun entspricht diese Zuordnung durchweg nicht der Ansicht der Vertreter dieses Zeichenbegriffs; doch ist m.E. nicht zu verkennen, daß die inhaltliche Verwandtschaft, die als Strukturierungsgrundlage für die Bedeutungsbeschreibung genommen wird, ja in der Regel nichts anderes ist als eine geronnene h i s t o r i s c h e , in der Kommunikation selbst nicht bewußte Entscheidung der Sprachgemeinschaft. Indem ich Inhalte zusammenstelle, denen Zusammenhänge zuzuschreiben¹¹ mir oft nur unter Rückgriff auf vorgestellte, stärker motivierende historische Situationen möglich ist, überschreite ich die Funktion der gegenwärtigen Kommunikation. Ich gelange zu einem h i s t o r i s c h - r e f l e x i v e n Z e i c h e n b e g r i f f ; d.h. ich unterstelle als Zeichen etwas, was – ich pointiere – als Buchungsstelle für geschehene Entscheidungen zu gelten hat; ich unterstelle etwas als Zeichen, dessen hervorbringende Instanz und dessen Benutzungsinstanz von den Instanzen des kommunikativen Zeichens fundamental verschieden sind.

Halten wir einen Moment inne. Unsere bisherigen Bemühungen können wir dahingehend zusammenfassen, daß ein Zeichenbegriff zu entwickeln ist, der einem dezidiert synchronen, d.h. an der Erklärung von Kommunikation und ihrem Funktionieren orientierten Sprachbegriff entspricht. Diesem Begriff zufolge stellt sich das Zeichen als die Verbindung aus einem Signifikanten und aus einer Bedeutung dar. Damit ergibt sich – einfach gesagt – eine Verfeinerung, insofern als die Sememcluster aufgelöst und als Zeichenmengen angesehen werden. Die Frage stellt sich aber, ob diese Verfeinerung genügt, alle bestehenden, d.h. in der Kommunikation vorfindlichen Bedeutungen zu erfassen. Diese Frage ist wohl mit Nein zu beantworten, denn es gibt, provisorisch gesprochen, Nuancierungen, die sehr wichtig sind, da sie ständige Begleiter von Kommunikation, von Verständigung und Mißverstehen sind, und gegen die die klassischen Verwechslungen vom Typ "Bank"₁ und "Bank"₂ oder "Schloß"₁ und "Schloß"₂ die atemberaubende Häufigkeit von Freitagen haben, die auf den 13. fallen. Ich meine hier insbesondere die Nuancierungen, die im Bereich der Spezialisierung von Wissen und Sprache auftauchen, in einem Bereich, der in einer Reihe von Gesellschaften eine stets wachsende Bedeutung gewinnt. Ich komme damit zu einem weiteren Abschnitt.

3. Der kommunikative Zeichenbegriff bei Beschreibungen im Bereich der Spezialisierungsdimension

Im Zusammenhang mit der Spezialisierung des Wissens entstehen Sprachvarietäten oder, wie im Aufsatztitel suggestiv formuliert, Sprachen. Die Frage, inwieweit diese Systeme tatsächlich Sprachen sind in irgendeinem anspruchsvollen Sinne des Worts, wollen wir hier nicht aufgreifen. Aber ein Teilaspekt dieser Frage ist hier zu thematisieren, nämlich

das Verhältnis zwischen den Wortschätzen der in der Spezialisierungsdimension anzuordnenden Varietäten, oder - vereinfacht gesagt - das Verhältnis zwischen dem Wortschatz der Gemeinsprache und dem einer Fachsprache, wobei mit einzurechnen ist, daß eine Fachsprache ihrerseits unterschiedliche Stufen der Spezialisierung aufweisen kann.

Eine vereinfachte Vorstellung dieses Verhältnisses zwischen gemeinem und speziellem Wortschatz bzw. zwischen weniger und stärker spezialisiertem Wortschatz könnte darauf hinauslaufen, den Zusammenhang zwischen beiden Wortschätzen als den Schnitt zweier Mengen zu sehen. Man hätte danach Wörter, die nur der Gemeinsprache angehören, weiterhin solche, die nur der Fachsprache zuzurechnen sind, und drittens solche, die man gleichzeitig beiden Varietäten zuordnen muß. Allein, dieses Bild ist zu einfach. Denn es gibt eine wichtige Gruppe von Wörtern, die nicht in den Schnitt gehören, gleichwohl aber eine wichtige Rolle in der fachexternen Kommunikation spielen. Es sind dies, im einfachen Fall, Paare von signifikantgleichen Zeichen, wobei jeweils das eine Element der Gemeinsprache angehört und das andere Element der Fachsprache. Hierbei sind die Fachbedeutung auf der einen Seite und die gemeinsprachliche bzw. die Laienbedeutung auf der anderen Seite eng miteinander verwandt, ohne jedoch identisch zu sein. Indem wir hierzu zwei Äußerungen von Putnam zitieren, lassen wir einen frühen und wichtigen, gleichwohl von uns nicht voll geteilten Vorschlag zu Wort kommen. Putnam schreibt:

In ordinary parlance, a 'stereotype' is a conventional (frequently malicious) idea (which may be wildly inaccurate) of what an X looks like or acts like or is. Obviously, I am trading on some features of the ordinary parlance. [...] I am concerned with conventional ideas, which may be inaccurate. [...] On this view, someone who knows what 'tiger' means [...], is required to know that stereotypical tigers are striped. (Putnam 1978, S. 76)

The stereotype for gold, for example, contains the feature yellow even though chemically pure gold is nearly white. But the gold we see in jewellery is typically yellow (due to the presence of copper), so the presence of this feature in the stereotype is even useful in lay contexts. (Putnam 1978, S. 77)

Für die Benennung der zwischen der Fachbedeutung und der Laienbedeutung bestehenden Relation wollen wir eine Redeweise der allgemeinen Umgangssprache adaptieren. Man sagt oft, um eine feine Nuancierung zu kennzeichnen, daß jemand einen bestimmten Begriff von Demokratie, von Recht, von Freiheit habe, oder, um es niedriger zu hängen, daß jemand einen bestimmten Zahlbegriff, einen bestimmten Sprachbegriff, einen bestimmten Zeichenbegriff etc. habe. Diese Formulierung wollen wir übertragen und von einer "Begriff - von - Relation" sprechen.

Im Zusammenhang damit stellt sich die Frage, wie der **Z e i c h e n s t a t u s** der Relate der Begriff-von-Relation aufzufassen ist. Handelt es sich um ein einziges Zeichen mit zwei Varianten, einer fachsprachlichen und einer laienhaften bzw. gemeinsprachlichen, von denen die eine Variante das Ideal, der Maßstab ist und die andere Variante lediglich eine unvollkommene Approximation? Oder liegen tatsächlich zwei verschiedene signifikantgleiche Zeichen vor, deren Bedeutungen zwar eng und vermutlich regelhaft zusammenhängen, jedoch nicht identisch, vielmehr so deutlich verschieden sind, daß mindestens die Laienbedeutung nicht gegen die fachliche Bedeutung substituierbar ist und oft auch das Beharren auf der fachlichen Bedeutung in bestimmten Situationen als unangemessen empfunden werden kann? Um meine Antwort vorweg zu nehmen: Ich plädiere dort, wo eine **L a i e n b e d e u t u n g** lexikalisiert ist und sich von der **F a c h b e d e u t u n g** unterscheidet, dafür, ein eigenes Zeichen anzusetzen, so daß sich in vielen Fällen ein Nebeneinander von eng bedeutungsverwandten signifikantgleichen Zeichen aus Fachsprache und Gemeinsprache ergibt. Die umgangssprachliche Redewendung des "Begriff von" sieht eine solche Verselbständigung der Relate nicht vor, unterstellt vielmehr eine einzige Größe, zu der partielle Aspekte oder Varianten möglich sind. In dieser Beziehung folgen wir also nicht der umgangssprachlichen Interpretation. Wir begründen dies mit der eben festgestellten Tatsache, daß **L a i e n z e i c h e n** und **F a c h z e i c h e n** sehr häufig nicht substituierbar sind, trotz der engen Bedeutungsverwandtschaft, und weiterhin damit, daß man zwischen den Bedeutungen nicht nur das eben erwähnte **h i e r - a r c h i s c h e V e r h ä l t n i s** antrifft, also das Verhältnis, demzufolge der Fachmann im Besitz der besseren, schärferen oder genaueren Bedeutung ist und der Laie nur ein unvollkommenes Abbild mit sich trägt, wobei beide Parteien sich auch noch dieser Hierarchie bewußt sind und sie anerkennen. Vielmehr ist zu konstatieren, daß es auch **k o n k u r r i e - r e n d e V e r h ä l t n i s s e** zwischen Bedeutungen gibt, dann nämlich, wenn der Laie die Anerkennung der Höherwertigkeit der Fachbedeutung verweigert, so etwa im politischen Bereich, aber auch in all den Fällen des privaten Lebens, in denen er glaubt, ein Recht darauf zu haben, daß seine Redeweise, seine Bedeutungen für die Kommunikationshandlung Geltung habe und nicht die des Fachmanns. Ein Konkurrenzverhältnis besteht weiterhin dann, wenn sich Laien nicht auf eine einzige Laienbedeutung einigen können, und Konkurrenz ist natürlich auch zwischen signifikantgleichen Fachtermini desselben Fachs möglich. Insofern können wir zusammenfassen, daß das Konkurrenzverhältnis fachintern, fachextern und wiederum laiengruppenintern anzutreffen ist. Von daher scheint es mir sinnvoll, das, was von den Sprachteilhabern als eigenständiges Ausdruck-Inhalt-Gebilde verwendet wird, auch als Zeichen zu werten. Um selbst in den Fällen, in denen der Laie seine eigene Bedeutung nur als mindere Approximation auffaßt, bleibt ihm gleichwohl keine andere Wahl, als sich ihrer zu bedienen.

Die genaue Beschreibung der Laienbedeutungen ist nicht einfach. Zwar gibt es eine Reihe von Bemühungen auf diesem Gebiet oder im Zusammenhang mit diesem Gebiet¹²; doch scheinen die Bemühungen noch nicht genügend gebündelt zu sein. Zwei Punkte möchte ich besonders erwähnen. In einigen Fällen werden die gemeinsprachlichen Wörterbücher als Gewährsinstanzen für laiensprachliche Bedeutungen genommen. Dies ist heuristisch gut motiviert, führt aber nur zu partiellen Einsichten. Erste eigene Untersuchungen mit Probanden zeigen, daß im Laienbereich in der Regel nicht nur eine einzige Laienbedeutung anzutreffen ist, sondern deren mehrere. Weiterhin zeigen viele Laienbedeutungen einen Spezialisierungsgrad, der geringer ist als der durch die gemeinsprachlichen Wörterbücher vorgegebene. Nun ist dies nicht weiter verwunderlich. Denn wäre dies nicht so, dann würden sich kaum Wörterbuchkäufer finden, bis auf die Linguisten, die sich für Laienbedeutungen interessieren. Zum zweiten: In vielen Fällen ist der Wissensbereich bei Laien und der bei Fachleuten verschieden strukturiert. Man muß sich also davor hüten, ein fremdes, fachwissenschaftliches Raster unreflektiert zum Leitfaden der Untersuchung zu machen. Es sei ein kleines Beispiel gegeben. Ich interessiere mich speziell für das linguistische Wissen beim Laien, bzw. besser: bei den Laien. Ich habe hierzu erste Befragungen vorgenommen, deren Pilotstatus ich aber unterstreichen möchte. Zunächst sei aus einem Bedeutungsinterview zitiert, das ich mit einer Sprachteilhaberin geführt habe und das u.a. über phonetisch-phonologisches Wissen geht¹³; die Probandin ist auf diesem Gebiet Laie. Das Interview beansprucht dabei lediglich den Status einer heuristischen Zwecken dienenden Voruntersuchung; es ist ein exploratives Interview¹⁴. Vier Ausschnitte¹⁵ seien im folgenden vorgelegt:

Interviewer: [...] nehmen wir mal das Wort *Kurs* oben in
Sprachteilhaberin: [...]

I. der Überschrift. ja. aus welchen Lauten besteht *Kurs*?

S. ja

I: wäre das Ein Laut?

S. *Kurs* ist ein Laut, ne? *Kurs.* jo.

I: *Kurs* wäre ein Laut. öh, wäre es auch ne Silbe?

S: ja, auch.

I: ja. kann man nicht trennen, ne? [...]

S: n[= nein, S.W.] [...]

I: wie genAU wird [kə] gebildet? ich frag mal nach

S: + +

I: nem andern Laut äh nach [be:] wie wie in in in *besonders*

S: m'

I: oder bald bald. wie macht man bald?

S: [be:]= jo, durch

I: ja, genauer? was bewe-
S: Mundbewegungen. + + + + + + + +

I: gen Sie? ja, bald=
S: meinen Mund= meine Stimmbänder=

I: ja= genau genau rich-
S: und ich brauch dazu Luft also.

I: tig, [...]
S: [...]
I: wie machen Sie [ɛn]? mit der Stimme
S: [ɛn]? ja auch auch öh

I: ja [ɛn] und haben Sie son Gefühl daß Sie sagen wir mal
S: ja

I: wenn Sie [be:] und [ɛn] machen daß da was anderes im
S:

I: Mund passiert?
S: [be:] = [ɛn] = ja hier laß ich schwin-

I: ja ja
S: gen bei [ɛn], und bei [be:] [be:] = ist das eigent-

I: ja ja
S: lich nicht so. das das könnte ja wie soll ich das

I:
S: ausdrücken? + + [be:]? da schwingt also auf jeden

I: richtig ja
S: Fall nicht so die die Stimmbänder mit wie bei dem

I: öh bei dem [ɛn] wie isses bei [o:]?
S: [ɛn] bei dem [ɛn]'

I: wie [be:].
S: [o:] auch nich. das [o:] is wie [be:]. ja

I: ja. gut. ehm haben Sie sone ehm äh sone Vor äh Idee
S:

I: wie man sagen wir mal die Laute einteilen könnte
S:

I: ehm sagen wir mal wenn Sie haben [a:] [e:] [i:] [o:]
S:

I: [u:] auf der einen Seite und sagen wir mal [be:] [de:]
S:

I: [ge:] oder [pe:] [te:] [ka:] oder sowas auf der ande-
S:

I: ren Seite? ja' und dann die +
S: einmal die Selbstlaute=

I: Mitlaute Mitlaute. em und wie würden Sie das
S: die Mitlaute

I: em sehen wodurch unterscheiden sich die Selbstlaute
S:

I: und die Mitlaute?
S: + + + + also beim Mitlaut wird immer

I: ja ja
S: en anderer Buchstabe mitgesprochen beim [ɛn], [e:]

I: ja ja ja [ɛn] [ɛn] ja
S: [ɛn] sagt man da und bei den Selbst-

I: und dann is fertig
S: lauten da sagt man [o:] und fertig.

I: und so wärs also beim [b ə] würden Sie sagt man dann
S:

I: eben [be:] [ɛn] [ɛm] und so weiter? [...] [...] [...]
S: mm' ja. [...]

I: können Sie was mit "Phonem" anfangen? "Phonem"?
S: Nein.

I: "Phon"? ja' "Graphem"?
S: en Phon? ja is Ton, ne? auch
I: "Graph"? also mit "ph" geschrieben? "Graph"?
S: nicht.

I: gut. ehm "Laut", wie würden Sie das
S: Photograph gibts. m'

I: bezeichnen? Hatten wir gerade. können Sie mit "Laut"
S:

I: was anfangen? ja' Laut als Wort, ne.
S: em Laut als Wort?

I: ja genau genau und wie
S: ja ehm also Selbstlaut Mitlaut.

I: würden Sie sagen was ist ein Laut? nehmen wir mal an
S:

I: en en Kind würd Sie fragen was is en Laut? wie würden
S: ja=

I: Sie das erklären? ein Laut is gut. ein
S: ein ein Ton.

I: Laut ist ein Ton. vielleicht genauer? ein Laut ist ein
S:

I: Ton= der Ki das Kind könnte ja
S: + + + + + + + + +

I: sagen is das was die Trompete da von sich gibt is das
S: m'

I: auch en Laut? gut
S: eh jo würd ich ja sagen daß das auch en

I: ja gut können Sie was anfangen mit "distinktives
S: Laut is ne mm'.

I: Merkmal"? mm' mit
S: + + + + distinktives Merkmal= nein.

I: "Nasal"? "Labial"?
S: + + auch nicht. + + ich kenn wohl

I: (Lachen ————— Lachen) eh "Lippen-

S: "labil" aber nicht "labial".

I: laut?"

S: + + + + + + + unter einem Lippenlaut stell

I: ja

S: ich mir n den Laut vor, den den ich spreche den ich

I: gut. "Gaumenlaut"?

S: von mir gebe + + + + + + +

I: S: "Gaumenlaut"? + + + + + kann ich mal mit dem

I: so=

S: Gaumen Töne geben? nä, das weiß ich nicht. [...]
[...]

Wir stellen einige Vergleiche zwischen dem phonetisch-phonologischen Vokabular der Sprachteilhaberin und dem des Duden-GW an. Für die Bedeutung, die dem Signifikanten *Mitlaut* im Sprachsystem der Sprachteilhaberin zukommt, ist deren Feststellung relevant: "beim Mitlaut wird immer ein anderer Buchstabe mitgesprochen". Auf dieser Basis kann man die Bedeutung verdeutlichend so formulieren: 'Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) zusammen mit einem anderen Laut ausgesprochen wird'. Andere onomasiologisch orientierte Teile des Interviews zeigen, daß diese Charakterisierung von "Mitlaut" isoliert ist. Das (inkonsistent applizierte) Konzept, Laute danach zu beurteilen, wie stark die "Stimmbänder" "schwingen", wird mit dem Alphabetkonzept nicht vermittelt. Das *Stimmbandkonzept* und das *Alphabetkonzept* sind also *Wissensinseln*, untereinander nicht verbundene Wissensbereiche. *Mitlaut* bezieht sich auf das Alphabetkonzept, bei dem man Schulwissen vermuten darf, das durch Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit und auch durch den Wortsinn von "Mitlaut" gestützt wird. Das Duden-GW setzt das Lemma *Mitlaut* als Verweisform an und verweist auf *Konsonant*. Zu *Konsonant* wird folgende, aus zwei durch Semikolon getrennte Angaben bestehende Bedeutungsbeschreibung gegeben: 'Laut, bei dessen Artikulation der Atemstrom gehemmt od. eingeengt wird; Mitlaut'. Wir verstehen diese Bedeutungsbeschreibung als homogene Beschreibung, unterstellen also Bedeutungsgleichheit zwischen den einzelnen Angaben¹⁶. Damit liegen *zwei signifikantgleiche Zeichen* vor, nämlich "Mitlaut/Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) zusammen mit einem anderen Laut ausgesprochen wird" und "Mitlaut/Laut, bei dessen Artikulation der Atemstrom gehemmt od. eingeengt wird; Mitlaut". Die Extensionen beider Zeichen überschneiden sich, und zwischen den Bedeutungen ergeben sich Verwandtschaftsbeziehungen; es liegt also eine *Begriff-von-Beziehung* vor. Gleichwohl – und damit kommen wir auf unsere obige Feststellung zurück – wäre es ersichtlich unzutreffend, das Zeichen des Duden auch der Sprachteilhaberin unterstellen zu wollen.

Beim Signifikanten *Selbstlaut* liegen die Dinge analog. Hier können wir der SprachteilhaberIn das Zeichen "Selbstlaut/Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) ohne einen weiteren Laut ausgesprochen wird" unterstellen. Das Duden-GW verweist wiederum von der deutschsprachigen Bezeichnung "Selbstlaut" auf "Vokal"; dort führt er auf: 'Laut, bei dessen Artikulation die Atemluft verhältnismäßig ungehindert ausströmt; Selbstlaut'¹⁷. Auch hier sind die Bedeutungen deutlich verschieden, so daß das Bild verfälscht würde, wollte man die Bedeutung des Duden-GW auch bei der SprachteilhaberIn annehmen¹⁸.

Die Bedeutung, die dem Signifikanten *Laut* im System der SprachteilhaberIn zukommt, ist nicht spezifisch metasprachlich. Unter "Laut" wird *Kurs* subsumiert, die Subsumption von [a], [e], [i], [b], [g] etc. wird akzeptiert, der Ton der Trompete fällt darunter. Das Duden-GW führt z w e i Bedeutungspositionen auf, nämlich 'etw. Hörbares, [bewußt hervorgebrachtes] Geräusch von kurzer Dauer' sowie 'mit dem Strom des Atems bei bestimmter Stellung der Sprechwerkzeuge hervorgebrachter Schall, kleinste Einheit der gesprochenen Sprache'; es handelt sich dabei aus der Sicht unseres Zeichenbegriffs um zwei verschiedene, wenn auch signifikantgleiche Zeichen. Auf Grund der gegebenen Informationen wird man annehmen, daß es sich beim Zeichen "Laut" der SprachteilhaberIn und beim erstgenannten Zeichen "Laut" des Duden-GW um ein und dasselbe Zeichen handelt, das vom zweitgenannten Zeichen des Duden-GW verschieden ist. Auch hier ergeben sich also zwischen dem Lexikonausschnitt des Duden-GW und dem der SprachteilhaberIn deutliche Unterschiede.

Den Signifikanten *Lippenlaut* hat die SprachteilhaberIn zuvor wohl nicht gehört oder gelesen. Sie faßt die Wortbildung im Wortsinn auf, in Übereinstimmung mit der fachlichen Interpretation, hält aber wohl, wenn ich vermuten darf, die Lippen für das einzig wichtige Organ. Bei *Gaumenlaut* zeigt sie Skepsis, ob eine entsprechende Lautproduktion wohl möglich wäre, resümiert aber: "das weiß ich nicht". Wenn wir die Lexikonbeschaffenheit der SprachteilhaberIn v o r dem Interview betrachten, so ergeben sich hier, vom Inventar des Duden-GW aus gesehen, L ü c k e n. Entsprechendes gilt für die Stellen "Phonem", "Graphem", "Graph", "labial"; "Phon" (im engeren linguistischen Sinn) wird auch im Duden-GW nicht aufgeführt. Wir haben damit einen weiteren Typus von Verschiedenheit zwischen den Inventaren mit den Untertypen, daß rudimentäres Verstehen möglich bzw. nicht möglich ist.

Die vorstehenden Analysen lassen m.E. große Vorsicht angeraten sein, was die Frage angeht, inwieweit man Wörterbücher stellvertretend für die Laienwortschätze stehen lassen kann. Wenn wir die Relationen zwischen dem Vokabular des Wörterbuchs und dem eines Laien im Hinblick auf den Bedeutungsvergleich (bei identischem Signifikanten) grob typi-

sieren, haben wir den Fall der I d e n t i t ä t (Das Wörterbuch hat die Bedeutung b, der Laie ebenfalls) und den Fall der V e r w a n d t s c h a f t (Begriff-von-Beziehung) (Das Wörterbuch hat b, der Laie b'); hinzu kommt der Fall der L ü c k e (Das Wörterbuch hat das Zeichen $z = "s/b"$, mit "s" für Signifikant; der Laie hat weder "s/b" noch "s/b"; die Lücke kann dabei auch auf Seiten des Wörterbuchs sein). Das Wörterbuch als Darstellung der Wortschätze der Laien zu nehmen, verkennt Tatsache und Häufigkeit der Verwandtschaft und der Lücke. Dies gilt natürlich in noch stärkerem Maße für rein fachliche Wörterbücher. Über diese eher semasiologisch orientierte Betrachtungsweise hinaus ist davon auszugehen, daß das Expertenwissen einschließlich seiner Verarbeitung in den Wörterbüchern einerseits und andererseits das Wissen der verschiedenen Laiengruppen in der Regel nicht dieselben Grundstrukturen aufweisen, so daß sich die Unterschiede einfach als Vorhandensein oder Fehlen von Teilbereichen ergeben würden. Vielmehr – und dies zeigt auch das Interview – muß man prinzipiell damit rechnen, daß schon die Grundstrukturen verschieden sind, je nach Erwerb und Gebrauch des Wissens. Diese s t r u k t u r e l l e D i s t a n z z w i s c h e n d e n W i s s e n s b e s t ä n d e n schlägt sich auch in der semiotischen Verarbeitung, in der Repräsentierung durch Zeichen, nieder¹⁹. Und um diese Differenzierungen deutlich genug herausarbeiten zu können, sehen wir die R e l a t e der Begriff-von-Relation als j e v e r s c h i e d e n e s i g n i f i k a n t - g l e i c h e Z e i c h e n a n.

Bevor ich zum Schluß komme, sei noch eine Randbemerkung über den A l l t a g s b e g r i f f erlaubt. Die Tagung hat den Untertitel: "Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag". Nun könnte diese Entgegensetzung den unbefangenen Beobachter zur Vermutung verleiten, daß die Wissenschaft für den Nicht-Alltag stehe, etwa in der Nähe, wie es so schön heißt, der Sonn- und Feiertage. Das ist natürlich – leider – nicht der Fall. Und natürlich auch so nicht gemeint, da die Bezeichnung "Alltag" in diesem Zusammenhang und etwa auch in dem Zusammenhang "Alltagssprache" längst terminologisiert ist²⁰. Dennoch scheint mir die Motivation des Terminus doch noch sehr deutlich und vor allem, aus der heutigen Situation gesehen, eben nicht besonders glücklich. Für den Wissenschaftler wie allgemein für den Spezialisten ist die Sprache seines Faches in der Regel wichtiger Bestandteil gerade seiner Alltags-Kommunikation. Und auch für den Nicht-Spezialisten ergibt sich die Begegnung, u.U. die Konfrontation mit Fachsprachen gerade auch in seinem Alltag. Das, was er – als Nicht-Spezialist – an passiver, wenn auch vielleicht nur rudimentär vorhandener Kompetenz einsetzt, ist in der Regel Bestandteil gerade seines alltäglichen, werktäglichen Lebens. D.h. der i n t e n d i e r t e G e g e n s a t z zwischen Spezialisten und Nicht-Spezialisten scheint eher bei solchen dichotomischen Bezeichnungen wie "F a c h s p r a c h e v s G e m e i n s p r a c h e" oder "Expertensprache vs allgemei-

ne Umgangssprache" aufgehoben. Dabei soll im übrigen eine wochenlaufbezogene Gliederung der Kommunikationsweise nicht übersehen werden. Nur scheint eine solche Periodisierung aber weder allein mit einer Dichotomie "Fachsprache vs Gemeinsprache" noch auch mit einer Dichotomie "alltägliche, einfache Sprache vs feierliche, gehobene Sprache" beschreibbar.

4. Schluß

Das Wesentliche sei noch einmal kurz zum Ausdruck gebracht:

1. Wenn man einen kommunikativen Sprachbegriff zugrunde legt, dann können in der Wortschatzkomponente nur solche Ausdruck-Inhalt-Verbindungen als Zeichen gelten, die in der Kommunikation tatsächlich vorkommen. Darüber hinausgehende Zusammenhänge können als mit bestimmten Strukturen ausgestattete Mengen von Zeichen beschrieben werden.
2. Ein kommunikativer Sprachbegriff sollte in die Lage versetzen, die Varietätengliederung einer Nationalsprache und die aus ihr resultierenden Kommunikationsformen adäquat zu beschreiben. Insbesondere im Hinblick auf die Spezialisierungsdimension, die immer größere Bedeutung gewinnt, scheint es sinnvoll zu sein, einen Zeichenbegriff zu wählen, der in der Lage ist, in der Kommunikation vorkommende selbständige und lexikalisierte Ausdruck-Inhalt-Verbindungen als Zeichen analysieren zu lassen, ohne daß im Vorhinein Untergrenzen auf der Verwandtschaftsskala festgelegt werden. Die Begriff-von-Relation zeigt darüber hinaus ein Spezifikum im Verhältnis von Gemeinsprache und Fachsprachen an.
3. Man mag einwenden, daß der kommunikative Gesichtspunkt, gerade unter funktionaler Perspektive, eine erhebliche Einschränkung darstelle, wobei man auf die Verflochtenheit der Sprache mit allen Bereichen der menschlichen Kultur hinweisen mag. Eine solche Eingeschränktheit habe ich selbst schon im Hinblick auf allgemeine Wissensstrukturen und im Hinblick auf die Handlungseinbettung thematisiert; ebenso habe ich den kommunikativen Sprachbegriff in Ergänzung neben den historisch-reflexiven Sprachbegriff gesetzt. Aber die Fragestellung auf das Funktionieren von Kommunikation zu verschärfen, scheint mir trotz allem einem legitimen, eigenständigen und sogar wichtigen Erkenntnisinteresse zu entsprechen.

Anmerkungen

- 1 Für intensive Diskussionen über das Thema danke ich Helmut Henne. Die Verantwortung für den Ansatz und für mögliche Unzulänglichkeiten bleibt davon unberührt. Der Text wurde für den Druck leicht überarbeitet.
- 2 Vgl. Bühler 1934, S. 4.
- 3 Paul 1920, S. 76.
- 4 Paul 1920, S. 76.
- 5 Vgl. nur Kooij 1971, Eberspächer 1978, Fries 1980, Kaempfert 1984 (Kap. 6) und Strauß/Zifonun 1985 (bes. Kap. 6).
- 6 Weinrich 1966, S. 15-25.
- 7 Henne 1972, S. 18-27.
- 8 Henne/Wiegand 1973.
- 9 Schippan 1975, S. 65-72.
- 10 Zwei Zeichenbegriffe in dieser Weise anzusetzen, geht auf Diskussionen mit H. Henne zurück.
- 11 Für den Fragenkomplex der Bewußtheit von inhaltlichen Zusammenhängen bzw. ihrer Bewußtmachung sei allgemein auf Augst 1975 verwiesen.
- 12 Vgl. nur Drozd/Seibicke 1973, Putnam 1975, Putnam 1978, Eikmeyer/Rieser 1978, Schlütz/Luckmann 1979 u. 1984, Neubauer/Petöfi 1981, Schwarze 1982, Henne/Mentrup (Hrsg.) 1983, Möhn/Pelka 1984, Eco 1985, Heisterkamp 1986.
- 13 Für die Mitarbeit und die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung des Interviews habe ich der Sprachteilhaberin zu danken.
- 14 Vgl. Friedrichs 1973, S. 207-236, Atteslander 1975, S. 89-94; insbesondere zu Bedeutungserklärungen im Gespräch bei semasiologisch orientierten Fragen vgl. Quasthoff/Hartmann 1982. - Es kann wohl als Desiderat angesehen werden, speziell für die Semantik (der denotativen Bedeutungen) die Ausarbeitung einer Erhebungsmethodologie anzustreben, vgl. Wichter 1984 und Wichter 1985.
- 15 Eine enge phonetische Transkription wird nicht angestrebt. Zu Verdeutlichungszwecken werden Satzzeichen (Punkt, Komma, Fragezeichen) eingesetzt. Aus Henne/Rehbock 1982 übernehmen wir das Pausenzeichen "+" (für ca. 1/2 Sekunde Pause) (S. 83), das Zeichen "h" für "leicht steigende/halbhoch endende" "Kadenz" (S. 82), das Zeichen "-" für "schwebende/in mittl. Lage endende" "Kadenz" (S. 82) und die Majuskelschreibweise für Betonungen (S. 81).
- 16 Denkbar wäre prinzipiell auch, daß 'Mitlaut' vom Duden-GW im Wortsinn gemeint sein könnte, also genau in dem Sinn, wie dies die Sprachteilhaberin meint und wie dies ja im Wortsinn von "Konsonant" vorgegeben ist. Doch wäre dies eine sehr kryptische Formulierung, da eine von der ersten Bedeutungsangabe deutlich verschiedene Angabe nur über den Wortsinn mitgeteilt wäre. Weiterhin würde die Bedeutungsbeschreibung zwei deutlich verschiedene Bedeutungsangaben enthalten; die Einrichtung zweier verschiedener Bedeutungspositionen wäre erwartbar. Auch stellte sich dann

die Frage nach der Bedeutung des Lemmas *Mitlaut*, bei dem ja auf *Konsonant* verwiesen wird. Hätte das Lemma die Wortsinnbedeutung, dann wäre die Beschränkung auf die reine Verweisung auf *Konsonant* nicht sinnvoll, hätten doch *Mitlaut* und *Konsonant* dann verschiedene Bedeutungen (außerdem wäre das Lemma *Mitlaut* an keiner Stelle erklärt worden (außer durch 'Mitlaut')); hätte das Lemma nicht die Wortsinnbedeutung würde der Signifikant *Mitlaut*, einmal als Lemma, einmal als Bedeutungsangabe, verschiedene Bedeutungen haben. Man wird hier wohl allgemein unterstellen können, daß das verweisende Lemma beim Lemma, auf das verwiesen wird, nochmals zur synonymischen Formulierung verwendet wird, vgl. auch die Fälle *Strichpunkt* und *Semikolon*, *Lippenlaut* und *Labial*, *Gaumenlaut* und *Guttural*.

- 17 Zur Interpretation von 'Selbstlaut' im Duden-GW vgl. analog die obigen Bemerkungen zu 'Mitlaut'.
- 18 WDG und Duden-GW geben zu *Mitlaut* und *Selbstlaut* sehr ähnliche Bedeutungsbeschreibungen. Auch Wahrig 1970 beschreibt "Selbstlaut" nach dem Artikulationskonzept. Die Bedeutung hingegen, die er zu *Mitlaut* und *Konsonant* stellt, nämlich 'Mitlaut, Laut, der nur mit Hilfe eines anderen ausgesprochen werden kann', entspricht der Bedeutung der Sprachteilhaber:in.
- 19 Die Tatsache, daß das Wissen eines Laien erfragt, analysiert und mit dem Wissen von Experten verglichen wird, könnte vielleicht bei einigen den Eindruck entstehen lassen, daß hier auf den Laien herabgesehen werden soll. Dieser Eindruck ist nicht beabsichtigt und entspricht auch nicht meiner Überzeugung. Die starke Ungleichverteilung von Wissen ist zunächst ein grundlegendes Merkmal bestimmter Gesellschaften (vgl. in diesem Zusammenhang auch Schütz/Luckmann 1979 (Bd. 1), S. 384-392), das zu untersuchen wichtig ist. Zu diesem Untersuchen gehört das Befragen und das In-Beziehung-Setzen (vgl. auch Wichter 1983), wobei wir ja gerade auf die Eigenständigkeit des Laienwissens und seine mangelnde Repräsentanz in den Wörterbüchern hinzuweisen versuchen. Bewertungsfragen haben wir nicht thematisiert, doch soviel sei gesagt: Eine Bewertung eines anderen Wissens als schlechteres oder schlechtes (oder besseres oder gutes) Wissen bringt die Verantwortung zur Offenlegung und Begründung der angelegten Maßstäbe mit sich.
- 20 Vgl. etwa den Artikel "Alltagssprache" bei Lewandowski 1984 (Bd. 1).

Literatur

- Atteslander, Peter (1975): Methoden der empirischen Sozialforschung. 4., erweiterte Aufl. Berlin, New York 1975.
- Augst, Gerhard (1975): Überlegungen zu einer synchronen etymologischen Kompetenz, in: Gerhard Augst, Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1975 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 25), S. 156-230.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. 2., unveränderte Aufl. Stuttgart 1965 (1. Aufl. 1934).
- Droz, L./W. Seibicke (1973): Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Wiesbaden 1973.
- Duden-GW = Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Mannheim/Wien/Zürich 1976-1981.
- Eberspächer, Volker (1978): Sprachliche Mehrdeutigkeiten. Phil. Diss. Tübingen 1978.
- Eco, Umberto (1985): Semiotik und Philosophie der Sprache. München 1985 (= Supplemente 4).
- Eikmeyer, H.-J./H. Rieser (1978): Vagheitstheorie. Manuskript Bielefeld 1978.
- Friedrichs, Jürgen (1973): Methoden empirischer Sozialforschung. Reinbek 1973.

- Fries, Norbert (1980): Ambiguität und Vagheit. Tübingen 1980.
- Heisterkamp, Paul (1986): Wortschatz des Segelns in Fachsprache und Gemeinsprache. Phil. Mag. Münster 1986.
- Henne, Helmut (1972): Semantik und Lexikographie. Berlin, New York 1972.
- Henne, Helmut/Helmut Rehbock (1982): Einführung in die Gesprächsanalyse. 2., verbesserte und erweiterte Aufl. Berlin, New York 1982.
- Henne, Helmut/Herbert Ernst Wiegand (1973): Pleremik: Sprachzeichenbildung, in: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik, Tübingen 1973, S. 132-144.
- Henne, Helmut/Wolfgang Mentrup (Hrsg.) (1983): Wortschatz und Verständigungsprobleme. Düsseldorf 1983 (Sprache der Gegenwart 57).
- Kaempfert, Manfred (1984): Wort und Wortverwendung. Göppingen 1984.
- Kooij, Jan G. (1971): Ambiguity in Natural Language. Amsterdam, London 1971.
- Lewandowski, Theodor (1984, 1985, 1985): Linguistisches Wörterbuch. Bd. 1-3. 4., neu bearbeitete Aufl. Heidelberg (Bd. 1) bzw. Heidelberg, Wiesbaden 1984, 1985, 1985.
- Möhn, Dieter/Roland Pelka (1984): Fachsprachen. Tübingen 1984.
- Neubauer, Fritz/János S. Petöfi (1981): Wortsemantik, Lexikonsysteme und Textinterpretation, in: Wolfgang Heydrich (Hrsg.), Lexikoneinträge, Hamburg 1981 (= Papiere zur Textlinguistik 31), S. 149-190.
- Paul, Hermann (1920): Prinzipien der Sprachgeschichte. 9., unveränderte Aufl. Tübingen 1975 (5. Aufl. 1920) (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6).
- Putnam, Hilary (1975): Mind, Language and Reality. Philosophical Papers, Volume 2. Cambridge etc. 1975.
- Putnam, Hilary (1978): Meaning, Reference and Stereotypes, in: F. Guenther/M. Guenther-Reutter (Hrsg.): Meaning and Translation, London 1978, S. 61-81.
- Quasthoff, Uta M./Dietrich Hartmann (1982): Bedeutungserklärungen als empirischer Zugang zu Wortbedeutungen, in: Deutsche Sprache 2/1982, S. 97-118.
- Schippa, Thea (1975): Einführung in die Semasiologie. 2., überarb. Aufl. Leipzig 1975.
- Schmidt, Wilhelm (1966): Lexikalische und aktuelle Bedeutung. 3. durchgesehene Aufl. Berlin 1966.
- Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1979 u. 1984): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1 u. 2. Frankfurt 1979 u. 1984.
- Schwarze, Christoph (1982): Stereotyp und lexikalische Bedeutung, in: Studium Linguistik 13, 1982, S. 1-16.
- Strauß, Gerhard/Gisela Zifonun (1985): Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. Bd. 1 u. 2. Tübingen 1985 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 58.1 u. 58.2).
- Wahrig, Gerhard (1970): Deutsches Wörterbuch. Sonderausgabe. Gütersloh 1970.
- WDG = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. Bd. 1-6. Berlin 1964-1977.
- Weinrich, Harald (1966): Linguistik der Lüge. Heidelberg 1966.
- Wichter, Sigurd (1983): Dimensionen fachexterner Kommunikation, in: Henne/Mentrup (Hrsg.) 1983, S. 72-91.
- Wichter, Sigurd (1984): Möglichkeiten der Eruiierung von Wortbedeutungen, in: Klaus Oehler (Hrsg.), Zeichen und Realität, Bd. 2, Tübingen 1984, S. 557-564.
- Wichter, Sigurd (1985): Methodologische Prinzipien der Bedeutungsermittlung und Bedeutungsbeschreibung, in: Georg Stötzel (Hrsg.), Germanistik - Forschungsstand und Perspektiven, Bd. 1, Berlin, New York 1985, S. 55-62.

"So spricht dat Hart sik ut": Alltagswissen über Dialekte

0. Einleitung

0.1. In einem 1983 erschienenen Band mit Dialektgedichten findet sich folgender Text:

Undüreckt

Demm Leuvenzarn, demm Leuvenzarn,
demm fraszet dis Karnniekul garn,
duch nücht dör Mansch, demm dis nücht schmarckt,
trum er demm Tür demm Kopp apharckt;
duch wöllst s'Karnniekul du verzahrn,
schmeuszt undüreckt du Leuvenzarn.⁰

Hier stellt sich die Frage, welcher dialektalen Varietät dieser Text zuzuordnen ist. Eine genaue linguistische Analyse des Gedichtes zeigt, daß eine solche Zuordnung schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist. Mir ist kein Dialekt bekannt, in welchem z.B. die standardsprachlichen Lexeme *Kaninchen* und *Löwenzahn* mit *Karnniekul* bzw. *Leuvenzarn* wiederzugeben wären und in welchem *schmecken schmarcken* hieße. Im Gegensatz zum Zitat im Titel meines Beitrages, einer Zeile aus Klaus Groths Gedicht "Min Modersprak"¹, handelt es sich bei dem angeführten Beispiel denn auch keineswegs um eine Textprobe einer natürlichsprachlichen dialektalen Varietät, sondern um "Starckdeutsch", einen Kunstdialekt, der im wesentlichen von dem Maler und Dichter Matthias Koeppel kreiert wurde, dem Autor des obigen Gedichts, der nach eigenen Angaben über keinerlei aktive dialektale Kompetenz verfügt.

Im Zusammenhang mit dem Thema dieses Beitrages ist es jedoch bemerkenswert, daß Koeppels Gedichte von seinen Lesern und vor allem seinen Zuhörern häufig für Texte natürlichsprachlicher dialektaler Varietäten gehalten werden. Koeppel berichtet (in einer mündlichen Mitteilung) von zahlreichen Zuschriften aus dem gesamten deutschen Sprachraum von Tirol bis hinauf nach Schleswig-Holstein, in denen seine Texte als "Holsteiner Platt", als "Tirolerisch", als "Bairisch" etc. charakterisiert werden.

Es wäre sicher von Interesse, in einer detaillierten Untersuchung der Frage nachzugehen, aufgrund welcher Interpretationen welcher Signale derartige Zuordnungen zustandekommen, – wichtig ist hier jedoch vor allem eines: es gibt alltagsweltliche Urteile über Dialekte, die von einer dialektologisch fundierten Analyse deutlich abweichen.

Damit ist ein Themenbereich angesprochen, der gerade in jüngster Zeit zunehmend in den Blickpunkt linguistischer Forschungen geraten ist und der von Brekle und Menge im Anschluß an Hoenigswald "Volkslinguistik" genannt wird², von der die "Dialektologie der Dialektsprecher" - dies eine Formulierung Mattheiers³ - einen Spezialfall darstellt.

1. Volksetymologie und Sprachmythen

1.1. In den Objektbereich der Volkslinguistik fallen außer alltagsweltlichen Urteilen wie den oben aufgeführten u.a. auch die sogenannte Volksetymologie und Sprachmythen. Ich kann beide hier kaum mehr als erwähnen, möchte sie aber nicht völlig übergehen, weil sie die sprachhistorische bzw. soziale Wirksamkeit alltagsweltlicher, nichtfachwissenschaftlicher Vorstellungen über Sprache verdeutlichen.

1.2. Mit Hinblick auf die Volksetymologie und die sprachhistorische Wirksamkeit⁴ sei an das nhd. Wort "Maulwurf" erinnert, das auf frühahd. *muhwerf* - wörtlich *Haufenwerfer* - zurückgeht. Im Laufe seiner Entwicklung hat dieses Wort zwei volksetymologische Umdeutungen erfahren. In späthd. Zeit wurde das Morphem *muh*, das einem ae. *muha* (*Haufen*) entspricht, nicht mehr verstanden und nach ahd. *molta*, mhd. *molte* (Erde, Staub), umgedeutet, wodurch das mhd. *moltwerf* entstand. Da mhd. *molte* ebenfalls außer Gebrauch kam, wurde das Morphem *molt* nach mhd. *mule* (*Maul*) umgedeutet. Auf dieser Umdeutung beruht nhd. *Maulwurf*. Ein anderes bekanntes Beispiel einer volksetymologischen Umdeutung betrifft die nhd. Bezeichnung für die nordische Maderart *Vielfraß*, die auch auf ein norwegisches *fiellfross*, wörtlich *Bergkater*, zurückgeht⁵.

1.3. Der in unserem Kulturkreis bekannteste Sprachmythos ist zweifellos der Mythos des Turmbaus zu Babel (1 Mose 11, 1-9). In seiner in der Bibel kanonisierten Form handelt es sich um einen ätiologischen Text zur Sprachverschiedenheit und zur Verschiedenheit der Völker. Beides wird in der biblischen Überlieferung als Strafe Gottes dargestellt, wovon in der jahwistischen Urform des Textes nicht die Rede sein kann. Von diesem Befund ausgehend, deutet Beltz die ursprüngliche Überlieferung u.a. wie folgt:

"Der Mythos erklärt die Verschiedenheit der Völker (und der Sprachen, J.W.) auf der Erde. Diese sollen nach dem Willen Jahwes gesondert voneinander wohnen. Deshalb ist diese Geschichte auch Ausdruck der Opposition gegen die entstehende Zentralgewalt in Jerusalem und das königliche und priesterliche Großreichdenken seit David und Salomon."⁶

Indem der Mythos einen Widerstand lokaler Gruppen gegen zentralistische Tendenzen legitimiert, hat er - und über ihn vermittelt volkslinguistisches Wissen über Sprache - eine klar festmachbare soziale Funktion. Als ein weiteres Beispiel, in welchem die in Mythen eingehenden alltagsweltlichen Vorstellungen über Sprache und die soziale Wirksamkeit

solcher Mythen noch deutlicher hervortreten als im "Turmbau zu Babel", läßt sich ein Schöpfungsmythos aus dem Süden Australiens anführen. Nachdem Bunjil, der Schöpfergott, zwei menschliche Gestalten geschaffen und ihnen die Fähigkeit zu denken und zu lernen eingepflanzt hat, gibt er ihnen Namen. Dazu heißt es in der englischsprachigen Übersetzung: "This was the first and most important step, for without names they would have lacked personality and spirit."⁷ Daß es sich hier wie beim "Turmbau zu Babel" im Sinne Malinowskis⁸ um einen echten Mythos handelt und - über den Mythos vermittelt - alltagstheoretische Konzepte über die Funktion von Eigennamen sich normgebend auf soziales Handeln auswirken, wird deutlich, wenn man berücksichtigt, daß zur Vermeidung von Überbevölkerung bei vielen Stämmen der australischen Aborigines die Tötung von Neugeborenen so lange erlaubt war, wie diesen noch keine Namen gegeben waren, und Neugeborene, die vor der Namensgebung starben, ohne religiöse Zeremonien beigesetzt wurden⁹. Hier zeigt sich, daß volkslinguistische Annahme über Sprache ggf. zur Rechtfertigung und Stabilisierung grundlegender sozialer Normen dienen und somit für das soziale Gefüge einer Gesellschaft von zentraler Bedeutung werden können. - Es sei in diesem Zusammenhang schließlich daran erinnert, daß auch in unserer eigenen Kultur volkslinguistische Vorstellungen über die Funktion von Eigennamen wirksam sind: Man denke hier z.B. an den Ritus der Nottaufe sowie an das Märchen vom Rumpelstilzchen, dessen Macht in dem Augenblick erlischt, als es erfährt, daß die Königin seinen Namen kennt.

2. Alltägliches Wissen über dialektale Varietäten

2.1. Daß auch alltägliche Wissensbestände über dialektale und andere sprachliche Varietäten wie Missingsch oder die Standardvarietät eine wichtige, wenngleich auch nicht derart zentrale soziale Funktion wie Sprachmythen haben können, soll im folgenden genauer ausgeführt werden. Dabei werde ich mich vom empirischen Material her auf im niederdeutschen Sprachgebiet erhobene Wissensbestände beschränken und im einzelnen offen lassen, ob und inwieweit bestimmte Hypothesen auf andere Sprachräume übertragbar sind.

Die hier betroffenen Wissensbestände manifestieren sich in Aussagen wie den folgenden¹⁰:

- in den Fernsehaufführungen des Ohnsorg-Theaters wird Platt gesprochen,
- in den Fernsehaufführungen des Ohnsorg-Theaters wird kein richtiges Platt gesprochen,
- n u r Bauern sprechen Plattdeutsch,
- in Schildesche (einem Stadtteil von Bielefeld) spricht man ein ganz anderes Platt als in Heepen (einem anderen Stadtteil von Bielefeld),

- in Ahmsen (einem lippischen Dorf kurz hinter der Kreisgrenze) spricht man lippisches Platt, in Elverdissen (einer Ortschaft auf der anderen Seite der Kreisgrenze) spricht man Ravensberger Platt,
- im Plattdeutschen klingt Kritik nicht so hart wie im Hochdeutschen,
- Plattdeutsch fördert das menschliche Miteinander,
- Plattdeutsch ist eine warme und gemütliche Sprache,
- Plattdeutsch ist humorvoll,
- Plattdeutsch hat mit Politik nichts zu tun,
- Plattdeutsch ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache,
- das Ravensberger Platt hat mehr Doppellaute als andere Dialekte,
- in meiner Kindheit haben wir auf dem Schulhof nur Platt gesprochen,
- Plattdeutsch ist nur was für alte Leute,
- Plattdeutsch muß erhalten bleiben,
- ich spreche Plattdeutsch vor allem im engeren Familienkreis und in der Nachbarschaft,
- ich spreche Plattdeutsch vor allem mit meinem Hund,
- ich spreche Plattdeutsch vor allem mit meinem Pferd,
- ich spreche Plattdeutsch über alles, was täglich so anfällt,
- über Politik spreche ich nur auf Hochdeutsch, niemals auf Plattdeutsch.

Die in dieser leicht verlängerbaren Liste enthaltenen alltäglichen Aussagen über sprachliche Varietäten in Norddeutschland beziehen sich vor allem auf folgende Gegenstände: Dialektniveau, Dialektgrenzen, die kommunikative Leistungsfähigkeit von Mundart und Standardsprache, die sprachgeschichtliche Entwicklung der Mundart, die soziohistorischen, soziolektalen, soziosituativen und lokalen Verwendungsweisen des Dialekts. Die Mehrzahl der obigen Aussagen dürften einer ernsthaften fachwissenschaftlichen Überprüfung zwar kaum standhalten, indem sie jedoch Wissensbestände von Sprachbenutzern wiedergeben und sprachliches Verhalten steuern, besitzen sie als Objekte zweifelsfrei wissenschaftliche Dignität und sollten bei der Erklärung bestimmter sprachlicher Handlungen stets mitberücksichtigt werden. Wenn z.B. Sanders feststellt, Hochdeutsch sei die Fernsprache, die Sprache der Schriftlichkeit und der Öffentlichkeit, Niederdeutsch dagegen übe im allgemeinen die Funktion der Nahsprache aus und werde hauptsächlich unter Verwandten, Nachbarn und guten Bekannten verwendet¹¹, so ist die Berücksichtigung einer solchen funktionalen Unterscheidung für die Erklärung sprachlicher Handlungen diglotter Sprecher sicher notwendig, sie ist aber nicht hinreichend. Entscheidend ist, daß die betroffenen Sprecher über ein wie auch immer geartetes Wissen über die genannten Zusammenhänge verfügen, das sie zu der Entscheidung führt, z.B. in der öffentlichen mündlichen Kommunikation die standardnahe Umgangssprache – nach ihrer eigenen Kategorisierung *Hochdeutsch* –, im Familienkreis dagegen die niederdeutsche Ortsmundart

- *Plattdeutsch* - zu verwenden. Insofern ist auch dieses Wissen Orientierungswissen, mit dessen Hilfe Sprachbenutzer ihre sprachliche Umwelt strukturieren und damit zugleich Komplexität reduzieren. Ohne dieses Wissen wäre ein zielgerichtetes sprachliches Handeln und die dazu erforderliche Handlungssicherheit undenkbar. - Wie alle alltäglichen Wissensbestände, so beruht auch das Alltagswissen über sprachliche Varietäten sowohl auf der Übernahme von Erfahrungen anderer im Verlauf des Sozialisationsprozesses als auch auf Sedimenten eigener Erfahrungen, welche aufgrund erfolgreicher oder auch mißglückter sprachlicher Handlungen gewonnen wurden.

Die so erworbene alltagstheoretischen Wissensbestände können für die Interpretation erhobener Sprachdaten recht verschiedener Art von höchster Relevanz sein. Ich möchte dies anhand einer Umfrage zur Lage des Niederdeutschen demonstrieren, die 1984 unter der Leitung der niederdeutschen Abteilung der Universität Göttingen und des Instituts für niederdeutsche Sprache, Bremen, von der Gesellschaft für Angewandte Sozialpsychologie durchgeführt wurde. Eine in dieser Untersuchung an die Probanden gestellte geschlossene Frage lautete: "Können Sie Plattdeutsch sprechen?" Vorgegeben waren als Antwortmöglichkeiten: "Ja, sehr gut"; "Ja, gut"; "Ja, ein wenig"; "Nein, überhaupt nicht". Diese scheinbar so einfache multiple-choice-Frage wirft mit Hinblick auf die Auswertung der Antworten eine Reihe von Schwierigkeiten auf, die ohne ein Problembewußtsein für alltagstheoretische Wissensbestände möglicherweise erst gar nicht in den Blickpunkt geraten.

Die Beantwortung der oben zitierten Frage hängt sehr wesentlich von der subjektiven Einschätzung des eigenen Dialektniveaus ab. Diese mag bei unterschiedlichen Probanden sehr breit streuen und sich z.B. danach richten, wie die jeweiligen Interviewpartner das Kontinuum zwischen lokaler Mundart und Standardsprache einteilen. Wer der Auffassung ist, daß in den Fernsehaufführungen des Ohnsorg-Theaters Plattdeutsch gesprochen werde, wird seine eigene aktive Dialektkompetenz wahrscheinlich relativ höher einstufen als der nach linguistischen Maßstäben nicht weniger kompetente Mundartsprecher, der meint, in den genannten Aufführungen werde kein richtiges Platt gesprochen¹². - Alltagstheoretische Wissensbestände über sprachliche Varietäten müssen schließlich auch bei der Interpretation von quantitativen Daten zumindest als Randbedingungen in Betracht gezogen werden. So besagen erste Rohdaten aus der genannten Umfrage u.a., daß 27% der Befragten aus den nördlichen Teilen Westfalens ihren eigenen Angaben zufolge mindestens gut oder sehr gut Plattdeutsch sprechen können. Jedem, der sich in den heutigen dialektalen Verhältnissen des hier angesprochenen Erhebungsgebietes einigermaßen auskennt, wird diese Zahl erstaunlich hoch vorkommen. Tatsächlich dürfte der Anteil der Mundartsprecher mit einer guten oder auch sehr guten aktiven Dialektkompetenz innerhalb der be-

troffenen Population deutlich niedriger liegen. Wenn dies so ist, dann bleibt der ermittelte hohe Prozentsatz immer noch erklärungsbedürftig. Neben Gefälligkeitsantworten, mit denen bei solchen Erhebungen stets zu rechnen ist, dürfte hier eine weit verbreitete zunehmend positive Einstellung zum Dialekt für das Zustandekommen der obigen Zahl mitverantwortlich sein. Denn in einer Region, in welcher sich die Standardvarietät und standardnahe Umgangssprache erfolgreich durchgesetzt haben, ist eine aktive dialektale Kompetenz eher eine exotische Fähigkeit, welche den, der über sie verfügt, sozial aufwertet. In diesem Zusammenhang möchte ich die Hypothese wagen, daß in einer entsprechenden Umfrage vor 30 Jahren, also zu einer Zeit, als der Anteil der Dialektsprecher an der Gesamtbevölkerung objektiv höher lag, die Mundart jedoch ein deutlich geringeres Sozialprestige hatte, möglicherweise ähnliche Ergebnisse zustandegekommen wären wie 1984. – Schließlich muß bei der Interpretation derartiger Daten in Betracht gezogen werden, daß – wie bereits mehrfach angedeutet – zwischen dem Dialektbegriff des Untersuchers und dem Dialektbegriff der Probanden deutliche Unterschiede bestehen mögen, wie z.B. Herrgen und Schmidt in einer empirischen Studie über Hörerurteile gezeigt haben¹³. Wenn es daher in einem ersten kurzen Bericht über einige Rohdaten der erwähnten Umfrage heißt, "daß ... 66% aller Befragten angegeben haben, daß sie "sehr gut" oder "gut" Plattdeutsch verstehen könnten"¹⁴, so ist längst nicht geklärt, inwieweit der Begriff von Plattdeutsch, den die Probanden vertreten, abweicht von dem Begriff von Plattdeutsch, den der Dialektologe vertritt, ob also der fachwissenschaftliche Berichtersteller tatsächlich über die Gegenstände spricht, über die zu sprechen er selber meint¹⁵.

2.2. Die Begriffe "Alltagswissen über Dialekte" und "Alltagswissen über sprachliche Varietäten" habe ich bisher noch sehr unspezifisch verwendet. Insbesondere der Term "Alltagswissen" bedarf einer inneren Differenzierung. Nach Alfred Schütz läßt sich Alltagswissen unterteilen in einen Wissensvorrat im engeren Sinne, der sich u.a. durch die Thematisierung der einschlägigen Wissensbestände auszeichnet, und einen Wissensvorrat, den er Gewohnheitswissen nennt, welchen er wiederum nach einem Gebrauchswissen und einem Rezeptwissen differenziert. Den Begriff "Gebrauchswissen" erläutert Schütz wie folgt:

"Es gibt ... in der Wirkzone der Alltagswelt ... bestimmte Handlungsziele und dazu gehörige "Mittel zum Zweck", die nicht mehr die geringste Problematik aufweisen. Sie waren zwar ursprünglich "problematisch", sind aber "endgültig" gelöst worden. Für die Handlungsziele ist keine eigene Motivierung mehr vorhanden und für die "Mittel zum Zweck" gibt es keine bewußte Alternative. Dies sind Tätigkeiten, die weitgehend den Charakter von Handlungen verloren haben. Ich mußte sie zwar erlernen, aber

die kontinuierliche Realisierbarkeit der Ziele und die ausschließliche Brauchbarkeit der "Mittel" ist so oft bestätigt worden, die Fertigkeiten, auf denen sie beruhen, sind so selbstverständlich, daß sie ein Höchstmaß an Vertrautheit (und subjektiver Sicherheit) gewonnen haben".¹⁶

Unter *Rezeptwissen*, dessen Begriffsumfang sowohl mit dem Gebrauchswissen als auch mit dem Wissensvorrat im engeren Sinne eine gemeinsame Schnittmenge hat, versteht Schütz demgegenüber folgendes:

"Rezeptwissen ist zwar mit den Grundelementen des Wissensvorrats nicht mehr unmittelbar über Fertigkeiten verbunden, aber dennoch "automatisiert" und "standardisiert". Dies bedeutet, daß es als selbstverständliche Implikation im Horizont gerade noch in Situationen mitvorhanden sein kann, ohne thematisiert zu werden ..."¹⁷

Als hier interessierende Beispiele führt Schütz für das Gebrauchswissen u.a. das Sprechen und für das Rezeptwissen u.a. " "automatisierte" Übersetzungsphrasen für einen Dolmetscher"¹⁸ an.

Versucht man, die oben aufgelisteten alltäglichen Aussagen über sprachliche Varietäten in Norddeutschland den von Schütz vorgeschlagenen Kategorien zuzuordnen, so fällt auf, daß sich lediglich Beispiele für das Rezeptwissen und das Wissen im engeren Sinne finden, nicht jedoch für das Gebrauchswissen. Dies ist insofern wenig erstaunlich, als ja die Inhalte des Gebrauchswissens per definitionem in aller Regel nicht thematisiert werden. Mit Hinblick auf dialektale Varietäten sind dies – zumindest soweit es durchschnittliche Sprachbenutzer und nicht Mundartfunktionäre (Vorsitzende von Klönggruppen etc.) betrifft – in erster Linie Wissensbestände über morphologische und syntaktische Strukturen, welche die genannten durchschnittlichen Sprachbenutzer selbst auf Nachfrage zu thematisieren oft nicht in der Lage sind, zumindest soweit es über die Beurteilung nach der Alternative "richtig/falsch" merklich hinausgeht. Dies ist schon beim Rezeptwissen, zu welchem z.B. die Wissensbestände über die soziosituative Verwendungsweise des Dialekts gehören – etwa *ich spreche Plattdeutsch vor allem im engeren Familienkreis und in der Nachbarschaft* –, deutlich anders. Sprecher sind in aller Regel ohne Schwierigkeiten in der Lage, ihr diesbezügliches Wissen zu thematisieren, auch wenn es die tatsächlichen Gegebenheiten oft nur unzureichend wiedergeben mag. Vergleichbares gilt auch für den Wissensvorrat im engeren Sinne, der von Dialektsprechern selbst – vor allem aber von Dialektfunktionären – immer wieder thematisiert wird wie z.B. die Wissensbestände über subjektive Dialektgrenzen – *in Schildesche spricht man ein ganz anderes Platt als in Heepen* – oder über die kommunikativen Leistungen des Niederdeutschen – etwa *Plattdeutsch fördert das menschliche Miteinander*.

Daß auch die zuletzt genannten Wissensbestände sprachliches Verhalten steuern können, läßt sich gut anhand der zuletzt zitierten Aussage verdeutlichen. Wer in seiner Freizeit an der Sitzung einer plattdeutschen Klönggruppe aktiv teilnimmt und als diglotter Sprecher – andere Dialektsprecher finden sich in Norddeutschland kaum noch – mit seiner Teilnahme zugleich einen Code-Wechsel vollzieht, wird in aller Regel konfliktrträgliche Themen vermeiden, die das menschliche Miteinander stören könnten. Insofern haben Aussagen wie *Plattdeutsch fördert das menschliche Miteinander* oder *Plattdeutsch ist eine warme und gemütliche Sprache* eine normierende, d.h. kontingentes Verhalten reduzierende Funktion, auch wenn oder gerade weil die meisten Teilnehmer an solchen Veranstaltungen dies vehement bestreiten würden.

Derartiges normatives Wissen wirkt sich jedoch nicht nur auf die situativen Verwendungsweisen dialektaler Varietäten aus, sondern auch – über die Verwendung vermittelt – auf die sprachliche Evolution. Dies läßt sich anhand der Aussage *Plattdeutsch hat mit Politik nichts zu tun* gut demonstrieren. Aufgrund der allgemeinhistorischen und sprachhistorischen Entwicklung in Norddeutschland, auf die ich hier nicht näher eingehen kann¹⁹, verfügen die nnd. Varietäten im Gegensatz zum mnd. über ein defizitäres Vokabular, welches in Domänen wie Technik, Verwaltung, Jurisprudenz und Politik deutliche Lücken aufweist. Wenn nun eine Aussage wie die oben zitierte als normative Aussage verstanden wird – also etwa: *wenn Du über Politik sprichst, so sprich Hochdeutsch und nicht Plattdeutsch* –, so wird deutlich, daß hier Alltagswissen über niederdeutsche Varietäten eine Entwicklung im lexikalischen Bereich verhindert. Daher bleiben niederdeutsche Wortschöpfungen, die dazu geeignet wären, die genannten Lücken zu füllen, meist ad-hoc-Bildungen, die kaum eine Chance haben, sich durchzusetzen und somit ins Lexikon der betroffenen Varietät aufgenommen zu werden. Dies gilt z.B. für – z.T. partielle – Lehnübersetzungen wie *Taruifrunne* oder *Arbättgiawer* für nhd. *Tarifrunde* bzw. *Arbeitgeber*, Wortbildungen, die sich in einer Erzählung des ostwestfälischen Autors Erich Waßer finden²⁰, in welcher es um einen Streik in der metallverarbeitenden Industrie geht, einen Gegenstand also, der normalerweise nicht in die Domänen der niederdeutschen Varietäten fällt²¹. Wenn die Verhinderung von Evolution also zum Objektbereich sprachlicher Evolutionstheorien gehört – und darüber dürfte es keinen Zweifel geben –, dann liegt hier ein Beispiel vor, in welchem sprachliche Entwicklung durch eine zumindest für den wissenschaftlichen Beobachter sehr sichtbare Hand gesteuert wird²².

Die Hypothese, daß Alltagswissen über sprachliche Varietäten sowohl das sprachliche Handeln als auch die sprachliche Evolution steuern können, verweist auf ein weiteres Problem, das in diesem Zusammenhang nicht außer Betracht bleiben darf. Anders als in wissenschaftlichen Diskursen oder gar in der Logik wird im Alltagswissen zwischen ver-

schiedenen Modi häufig kaum, nur sehr unscharf oder gar nicht unterschieden. Das gilt nicht zuletzt für die Differenzierung zwischen Seins-Aussagen und Sollens-Aussagen. Dies erklärt auch, weshalb in der in 2.1. aufgeführten Liste von Aussagen gerade diese Modi undifferenziert nebeneinander stehen. Neben deskriptiven Aussagen wie *ich spreche Plattdeutsch vor allem im engeren Familienkreis und in der Nachbarschaft* findet sich eine explizite Sollens-Aussage – *Plattdeutsch muß erhalten bleiben* – und einige implizit normative Aussagen wie z.B. *Plattdeutsch ist eine warme und gemütliche Sprache*. Hier muß zwischen dem Standpunkt des wissenschaftlichen Beobachters und dem der Teilnehmer – Leute mit einer aktiven und/oder passiven dialektalen Kompetenz, Mundartliebhaber etc. – klar unterschieden werden²³, denn im Bewußtsein von Teilnehmern ist eine Differenzierung von Aussagen verschiedener Modi häufig nicht existent. Als Beleg dafür läßt sich eine Umfrage anführen, die vor längerer Zeit im Rahmen eines Projektes über Dialektbühnen in Ostwestfalen-Lippe durchgeführt wurde²⁴. In dem standardisierten Fragebogen wurden die Probanden u.a. sowohl danach gefragt, welche Themen ihrer Auffassung nach in einem typischen plattdeutschen Stück zur Sprache kämen, als auch welche Themen ihres Erachtens in einem plattdeutschen Stück behandelt werden sollten. Auf die letztgenannte Frage antworteten zahlreiche Probanden, daß sie diese Frage doch bereits beantwortet hätten, und auch aufgrund von Erläuterungen war vielen nicht klar zu machen, worin eigentlich der Unterschied zwischen beiden Fragen bestehe²⁵. Dies aber bedeutet, daß eine möglichst präzise Interpretation von alltagstheoretischen Wissensbeständen über sprachliche Varietäten, die oft nur unter Berücksichtigung zahlreicher Randbedingungen wie dem sprachlichen Handeln erfolgen kann, zwar erforderlich ist, daß diese aber durchaus nicht die betroffenen Bewußtseinsinhalte der jeweiligen Teilnehmer wiedergeben muß.

2.3. Im letzten Abschnitt ging es u.a. um die interne Struktur, d.h. die innere Differenzierung alltäglicher Wissensbestände über sprachliche Varietäten. Ein Problem, das ich bislang ausgespart habe, betrifft die externe Differenzierung, nämlich insbesondere das Verhältnis zwischen alltäglichem Wissen, wissenschaftlichem Wissen und ideologischem Wissen über dialektale und andere Sprachvarietäten.

Die genannten Typen von Wissensbeständen sind sowohl von der Sache wie von der Begrifflichkeit her randunscharf, d.h. sie haben mehr oder weniger große gemeinsame Schnittmengen wie auch Kernbereiche, in denen eine eindeutige Zuordnung vorgenommen werden kann. So gehören die Kenntnis der Umlaufbahn des Halleyschen Kometen oder der zweiten Lautverschiebung – zumindest soweit diese als Entsprechungsrelation gesehen wird²⁶ – eindeutig zum wissenschaftlichen, die anwendungsorientierte Kenntnis der Funktion der Bremsen eines Automobils oder der Domänen einer sprachlichen Varietät eindeutig zum alltäglichen Wissen und die Annahme, Adolf Hitler sei eine moderne In-

karnation Herzog Widukinds²⁷, oder die Annahme, der Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachtypus widerspiegele einen sprachlichen Verfall, nicht minder eindeutig zum ideologischen Wissen. Umgekehrt gehören viele Wissensbestände sowohl zum alltäglichen als auch zum wissenschaftlichen Wissen, weshalb nicht jedes alltägliche Wissen über dialektale Varietäten a priori wissenschaftlich unhaltbar sein muß – selbst wenn auf der Basis der in 2.1. aufgezählten und bewußt pointiert gewählten Beispiele dieser Eindruck entstehen mag –, ebenso wie die Übergänge zwischen alltäglichem und ideologischem Wissen durchaus fließend sind. Ich werde mich daher mit den Beziehungen zwischen den drei Wissenstypen – soweit es sprachliche Varietäten betrifft – im folgenden etwas genauer befassen und komme zunächst zu den Beziehungen zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Wissen.

Wer im alltäglichen Wissen über Mundarten nach autochthonen volkslinguistischen Vorstellungen sucht, wird zumindest in unserer Gesellschaft Schwierigkeiten haben, solche in nennenswerter Zahl zu finden und vor allem befriedigend zu isolieren²⁸. Gerade heute geht der Umsatz von Expertenwissen derart schnell vonstatten, daß sich kaum ein Wissensbereich ausmachen läßt, in welchen Expertenwissen nicht in irgendeiner Form bereits eingedrungen ist. Nicht zuletzt Alltagswissen über sprachliche Varietäten enthält eine Fülle von Sedimenten wissenschaftlichen Wissens. Das zeigen auch einige der oben zitierten Aussagen über niederdeutsche Varietäten wie z.B. *das Ravensberger Platt hat mehr Doppellaute als andere Dialekte* oder *Plattdeutsch ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache*. Von Interesse ist hier weniger, daß sedimentiert wird – dies ist eher trivial –, sondern vielmehr, wie sedimentiert wird. Die erste Behauptung, *das Ravensberger Platt hat mehr Doppellaute als andere Dialekte* – gemeint sind Diphthonge –, wird von Sprechern und besonders von Dialektfunktionären der betroffenen Region immer wieder zitiert, denn gerade diese Aussage setzt vermeintlich die ravenbergische von anderen Varietäten ab und betont somit eine Gemeinsamkeit aller Ravensberger Dialektsprecher. Die Behauptung hat in der Tat einen wahren Kern, u.a. weil neben einigen spezifischen Langdiphthongen zumindest in den westlichen Mundarten der Grafschaft Ravensberg das Phänomen der westfälischen Brechung verbreiteter ist als in anderen westfälischen Regionen²⁹. Demgegenüber ist die Kenntnis eines sehr eindeutigen Kriteriums, das die westfälischen Varietäten – allerdings unter Einschluß des südlichen Emslandes – in ihrer Gesamtheit von allen anderen niederdeutschen Regionalmundarten unterscheidet, nämlich die Differenzierung zweier ursprünglich langer *a*-Laute, z.B. in *Scheop* (*Schaf*) und *maken* (*machen*), relativ gering³⁰.

Die zweite Behauptung, *Plattdeutsch ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache*, wurde früher auch innerhalb der niederdeutschen Philologie vertreten, wird aber zumal nach einem Aufsatz von Goossens zu dieser Frage³¹ kaum mehr ernsthaft diskutiert. Dennoch erweist sich diese Annahme zumal unter Dialektfunktionären als besonders hartnäckig. Dies kann ich aufgrund eigener Erfahrungen bestätigen. In einem Vortrag vor Dialektfunktionären und Dialektinteressenten der niederdeutschen Kulturszene Ostwestfalen-Lippes hatte ich die Hypothese vertreten, daß Altniederdeutsch und Mittelniederdeutsch als eigenständige Sprachen zu werten seien, während dies auf Neuniederdeutsch nicht mehr zuträfe, und in Anlehnung an Goossens einige Gründe für diese Annahme genannt³². Seitdem erweist sich – u.a. verstärkt durch einen entsprechenden Artikel in der Tagespresse³³ – die Behauptung, Plattdeutsch – also auch Neuniederdeutsch – sei eine eigenständige Sprache, in Ostwestfalen-Lippe als besonders zählebig, zumal man meint, sich dabei auf "die Wissenschaft" berufen zu dürfen. Hier hat unzweifelhaft eine Sedimentierung wissenschaftlichen Wissens durch Anpassung an bereits vorhandene Orientierungsbedürfnisse stattgefunden; denn Eigenständigkeit wird als Aufwertung empfunden, die Behauptung, der Term *Niederdeutsch* bezeichne lediglich eine "Sprachlandschaft im deutschen Sprachgebiet"³⁴, dagegen nicht.

Allerdings gibt es verschiedene alltägliche Wissensbestände über niederdeutsche Varietäten, von denen man mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten kann, sie seien vom wissenschaftlichen Wissen unbeeinflusst. Dies trifft insbesondere auf subjektive Dialektgrenzen zu. Die Aussage in *Ahmsen* (dem bereits erwähnten Dorf kurz vor der lippischen Kreisgrenze) *spricht man lippisches Platt*, in *Elverdissen* (der bereits erwähnten Ortschaft auf der anderen Seite der Kreisgrenze) *spricht man Ravensberger Platt*, beruht auf der Annahme, die Kreisgrenze sei in ihrer Gesamtlänge zugleich eine Dialektgrenze³⁵. Dies wird durch die mir bekannten Sprachkarten nicht bestätigt. Diese zeigen vielmehr, daß von einer mit dem Kreis Lippe-Detmold geographisch zusammenfallenden niederdeutschen Varietät nicht die Rede sein kann. Daß dennoch viele Lipper eine eigene lippische niederdeutsche Varietät für sich beanspruchen und dieser Anspruch auch außerhalb Lippes anerkannt wird, liegt darin begründet, daß der Kreis Lippe das Gebiet des ehemaligen Fürstentums Lippe-Detmold umfaßt, das bis 1945 ein Land innerhalb des Deutschen Reiches darstellte. Die Lipper haben daher in der ostwestfälischen Region immer eine Sonderrolle gespielt, und sie genießen innerhalb des Landes Nordrhein-Westfalen auch heute noch einige Privilegien. Wegen ihrer Sonderrolle sind sie häufig Gegenstand des Spottes ihrer Nachbarn³⁶, und zu den vielen vermeintlichen Besonderheiten, welche die Lipper für sich beanspruchen und/oder welche die Nachbarn ihnen zuschreiben, gehört, daß die Lipper – zumindest was die Mundart betrifft – ihre eigene Sprache haben³⁷.

Ein anderes Problem, das für die wechselseitigen Beziehungen zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Wissen besonders relevant ist, besteht in den unterschiedlichen Anforderungen, welche an die betroffenen Wissensbestände gestellt werden. Diese Anforderungen zeigen sich insbesondere in einem unterschiedlich großen Bedarf an stringenter Argumentation sowie – damit verbunden – an einem unterschiedlichen Präzisierungsbedarf, der sich in einem unterschiedlich feinen Auflösungsvermögen der Terminologie manifestiert. – Damit ist die Frage nach der wechselseitigen Interpretierbarkeit der jeweiligen Wissensbestände tangiert. Ich möchte hier nur zwei Beispiele diskutieren, welche die Interpretierbarkeit alltäglicher Wissensbestände betreffen. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1979 führt Menge einen Bergmann an, der über die sprachliche Situation in Ostpreußen vor dem Zusammenbruch der Nazi-Diktatur berichtet und behauptet, "in Masuren sprächen die Leute "eher eine Mundart""³⁸. Diese zunächst schwer zu verstehende Behauptung ist leicht zu interpretieren, wenn man berücksichtigt, daß in der alltagsweltlichen Terminologie der Begriff *Mundart* gelegentlich im Sinne von *Umgangssprache* und der Begriff *Dialekt* im Sinne von *lokaler bzw. kleinräumiger Sprachvarietät* verwendet wird. Die Behauptung, *in Masuren sprechen die Leute eher eine Mundart*, bedeutet also, daß die Leute in Masuren eine ostpreußische Umgangssprache sprechen. Wesentlich schwieriger gestaltet sich eine solche Interpretation im Falle der Aussage *Plattdeutsch ist eine warme und gemütliche Sprache*. Es wäre zu fragen, wie hier der Term *Sprache* zu verstehen sei. Ist *Sprache* – z.B. der von Coseriu vorgeschlagenen Begriffsbildung entsprechend – im Sinne von *langue*, *Norm* oder *parole*³⁹ zu interpretieren? Keine dieser Interpretationen kann auch nur annähernd befriedigen – am wenigsten erwartungsgemäß eine Deutung im Sinne von *langue* – und zwar deshalb, weil bereits die Frage falsch gestellt ist. Für denjenigen, der die obige Behauptung äußert, ist der Term *Sprache* bestenfalls nach *Laut*, *Wort*, *Satz* und vielleicht *Text* auflösbar, nicht jedoch nach *langue*, *Norm* und *parole*, d.h. der Sprecher strukturiert seine sprachliche Umwelt nach anderen, wesentlich groberen Kategorien, als in der Linguistik üblich. Doch selbst wenn man auf eine solche Auflösung verzichtet, bleibt die Behauptung schwer verständlich, weil – genau genommen – die Prädikate *warm* und *gemütlich* dem falschen Gegenstand, nämlich *Sprache*, zugesprochen werden; denn nicht die *Sprache* selbst ist warm und gemütlich, sondern die Menge der Situationen, in denen der Dialekt angewendet wird. Aber auch hier wäre es nicht adäquat, zu unterstellen, der Sprecher habe genau dies gemeint, eben weil er offensichtlich keine klare Trennung zwischen *Sprache* und *Situation* vornimmt. Tatsächlich fungiert der Dialekt hier für den diglotten Sprecher – und nur in einer Diglossie-Situation kann eine solche Aussage überhaupt auftreten – als Signal für Vertrautheit und Gemütlichkeit, mit dem zugleich ein Einstellungs-Switch verbunden ist, der für ihn gleichbedeutend ist mit dem Übertritt von einem sozialen System, also z.B. dem Politiksystem, in ein anderes, also z.B. die niederdeutsche Kulturszene als integraler Bestandteil des Freizeitsystems⁴⁰.

Dies läßt sich besonders gut an dem Verhältnis von Kommunalpolitik und niederdeutscher Kulturszene demonstrieren. Teilnehmer, die, während sie im Politiksystem – hier in der Kommunalpolitik – als Gegner aufeinander treffen, haben in der Regel keine Schwierigkeit, in der niederdeutschen Kulturszene relativ konfliktfrei miteinander umzugehen. Dies liegt vor allem daran, daß Teilnehmer beim Eintritt in die niederdeutsche Kulturszene die Welt anders strukturieren als in der Kommunalpolitik. Während in der Kommunalpolitik die Parteizugehörigkeit ein zentrales Kriterium darstellt, dominieren in der niederdeutschen Kulturszene lokale und/oder regionale Gesichtspunkte die Zugehörigkeit zu einer Partei. D.h.: die Welt wird in der niederdeutschen Kulturszene nach anderen Relevanzkriterien⁴¹ strukturiert als in der Kommunalpolitik. Hierbei ist entscheidend, daß es sich um jeweils verschiedene Hierarchien handelt, in denen Einteilungskriterien, die in dem jeweils anderen System einen hohen Relevanzwert haben, abgewertet, andere demgegenüber aufgewertet werden, dabei aber nicht verlorengehen. Wäre das nicht so, so wäre ein Übertritt von einem System in ein anderes ohne Gefährdung der personalen Identität nicht möglich, die jeweils situationsadäquate Teilnahme an unterschiedlichen Systemen, die – unabhängig vom Komplexitätsgrad einer betroffenen Gesellschaft – für Mitglieder einer jeden Sozietät lebensnotwendig ist, wäre damit blockiert⁴².

Auf die Zusammenhänge zwischen ideologischem Wissen über sprachliche Varietäten einerseits und entsprechenden alltagstheoretischen und wissenschaftlichen Wissensbeständen andererseits kann ich hier nur kurz eingehen. Der behauptete Zusammenhang stellt sich im wesentlichen dadurch her, daß die letztgenannten ideologisch interpretiert werden. Dazu möchte ich hier je ein Beispiel geben.

Im ersten Beispiel geht es um die alltagstheoretische Aussage *Plattdeutsch fördert das menschliche Miteinander*. Wie oben kurz angedeutet, hat diese Aussage für viele Dialekt Sprecher einen durch wiederholte subjektive Erfahrung gestützten empirischen Gehalt. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1935 mit dem programmatischen Titel "Niederdeutsch – unsere Stammessprache" rekurriert Walther Niekerken u.a. auf Erfahrungen wie die oben genannten – er spricht in diesem Zusammenhang von der "lokalen Volksgemeinschaft"⁴³. Darüber hinaus jedoch dient nach Niekerken das Niederdeutsche der Bewahrung und Förderung der niedersächsischen Stammestradi tion, des Stammesbewußtseins und der "organischen Entwicklung" des Stammesverbandes. Mit dem Begriff "Stamm" greift Niekerken zweifelsfrei einen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gängigen Topos auf – auch in der Präambel zur Weimarer Verfassung ist z.B. von den deutschen Stämmen die Rede – dennoch kann in den 30er Jahren vom Fortbestehen der deutschen Stämme schwerlich die Rede sein, der Stamm der Niedersachsen ist auch für norddeutsche Dialekt Sprecher in den 30er Jahren keine real erfahrbare Größe. D.h.: Niekerken nimmt eine Umwer-

tung der erfahrenen und durch den Dialekt möglicherweise förderbaren lokalen Identität zur nicht mehr erfahrbaren Stammesidentität vor und wertet damit die subjektiven Erfahrungen der Dialektsprecher auf, was die Erfolgchance seiner Argumentation zumindest damals sicher erhöht hat.

In dem zweiten Beispiel geht es um eine ideologische Interpretation der hochdeutschen Lautverschiebung. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1936 schreibt Friedrich Ernst Hunsche dazu u.a.:

"Man darf annehmen ..., daß durch die Völkerwanderung, die aus dem Osten Europas, ja aus Asien im dritten, vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung fremde Völkermassen nach Deutschland, vor allem nach Ober- und Mitteldeutschland, nach Norddeutschland kaun, ergoß, die hochdeutsche Lautverschiebung zustandekam, daß also diese Lautverschiebung das Eindringen oder Nachahmen fremdrassischer Sprach- und Lebenskräfte als Ursache hat. ... Wenn man nun fragt, welche deutsche Sprache, ob Ober-, Mittel- oder Niederdeutsch, in Wirklichkeit als die urtümlichste deutsche Sprache, die am reinsten in Wesen und Form, Geist und Seele des Germanischen in sich birgt, anzusprechen sei, so zwingen gerade die geschichtlichen Tatsachen und wissenschaftlichen Erkenntnisse zu der Antwort: daß die niederdeutsche Sprache von allen deutschen Sprachgruppen am meisten dem urdeutschen Lebensgefühle nahegeblieben ist!"⁴⁴

Diese Auslassungen bedürfen kaum eines Kommentars: die hochdeutsche Lautverschiebung ist das Resultat einer ostischen Überfremdung, aus diesem Grunde erweist sich das Niederdeutsche gewissermaßen als die sprachliche Ursuppe des Deutschtums, ja des Germanentums überhaupt.

Diese Feststellung verweist auf die im Zusammenhang mit dem Alltagswissen über sprachliche Varietäten wichtige Fragen nach der sozialen Verteilung der betroffenen Wissensbestände, ein Aspekt, der z.B. von Mihm in einem Aufsatz mit dem Untertitel "Zur Bewertung des Ruhrdeutschen im Ruhrgebiet"⁴⁵ ausführlich behandelt wird. Mit Hinblick auf das hier diskutierte Thema sind zumindest vier verschiedene Dialektologien zu unterscheiden:

- die Dialektologie der Dialektologen,
- die Dialektologie der Dialektfunktionäre,
- die Dialektologie der Dialektsprecher,
- die Dialektologie der Nicht-Dialektsprecher⁴⁶.

Auch diese Begriffe sind randunscharf, und wie im Falle der oben diskutierten Wissenstypen scheint mir diese Unschärfe von den Gegenständen her gerechtfertigt, denn auch diese vier Arten von Dialektologie haben gemeinsame Schnittmengen. Bezeichnenderweise ist - streng betrachtet - keine der in 2.1. aufgeführten Aussagen Bestandteil der

wissenschaftlichen Dialektologie, zu dieser gehören allerdings bestimmte dialektologische Folgerungen, die sich aus einigen Aussagen ergeben können, wie etwa die Folgerung, daß die niederdeutschen Varietäten vor allem im Nahbereich verwendet werden. Demgegenüber finden sich zahlreiche Belege für die Dialektologie der Dialektfunktionäre wie z.B. die oben zitierten ideologischen Aussagen⁴⁷ oder auch häufig solche Annahmen, die eindeutig Sedimente wissenschaftlichen Wissens darstellen wie etwa die bereits mehrfach angeführte Behauptung *Plattdeutsch ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache*. Zur Dialektologie der Dialektsprecher gehören mit Sicherheit Aussagen über die pragmatische Verwendungsweise von Mundart und Standardsprache, aber auch vorwissenschaftliche Hypothesen über Dialektgrenzen. Es steht allerdings außer Zweifel, daß dieses Wissen nicht nur zur Dialektologie der Mundartsprecher, sondern auch zu der der Funktionäre gehört, wie überhaupt zu fragen ist, ob die Dialektologie der Dialektsprecher nicht eine Teilmenge der Dialektologie der Dialektfunktionäre ist. Zur Dialektologie der Nicht-Dialektsprecher – vor allem solchen ohne passive Kompetenz – gehört demgegenüber eine Behauptung wie *nur Bauern sprechen Plattdeutsch*, die der Erfahrung eines jeden Dialektsprechers – und der meisten "Dialektversther" – widerspricht und empirisch völlig unhaltbar ist.

2.4. Da die Institutionen der niederdeutschen Kulturszene im wesentlichen von Mundartfunktionären getragen werden, finden sich Belege für die Dialektologie der Dialektfunktionäre dort besonders häufig, zumal in der Szene selbst *Plattdeutsch* das beherrschende Thema ist. Wer sich mit dem Alltagswissen über dialektale und andere Varietäten des norddeutschen Sprachraums befaßt, darf daher die Rolle, welche diese Wissensbestände innerhalb der niederdeutschen Kulturszene spielen, nicht außer acht lassen⁴⁸. Deshalb möchte ich am Schluß meines Beitrages auf diesen Aspekt ein wenig genauer eingehen.

Unter dem Begriff *Niederdeutsche Kulturszene* verstehe ich ein vor allem mit niederdeutschen Varietäten und niederdeutscher Mundartliteratur befaßtes Sozialsystem, das sich u.a. auszeichnet durch ein spezifisches Ensemble von Institutionen (Dialektbühnen, niederdeutsche Klönggruppen, Verlage niederdeutscher Literatur etc.), Teilnehmern (Autoren, Leser, Vereinsfunktionäre, Laiendarsteller etc.), Interaktionen zwischen Teilnehmern (Beifallsäußerungen, Mißfallenskundgebungen, Diskussionen etc.), von Teilnehmern vertretene systemspezifische Werte (Einstellungen zum Dialekt und zur Dialektliteratur, Einstellungen zur Standardsprache etc.), sowie spezifische festgelegte und diffuse positive und negative Sanktionen⁴⁹, mit welchen regelkonformes Verhalten durchgesetzt wird. Das von der niederdeutschen Kulturszene an ihre Mitglieder vermittelte Orientierungswissen betrifft in erster Linie die in Norddeutschland vorkommenden sprachlichen Varietäten und in zweiter Linie die niederdeutsche Dialektliteratur und steuert somit das

sprachliche wie auch – zu einem hohen Grade – das nichtsprachliche Verhalten von Teilnehmern zumindest, wenn sie in der Szene selbst agieren. Dazu nur wenige Beispiele.

Wenn oben davon die Rede war, daß *Plattdeutsch* das beherrschende Thema in der niederdeutschen Kulturszene ist, so bedeutet dies nicht, daß die einschlagigen alltagstheoretischen Wissensbestände in ihrer Gesamtheit thematisiert und diskutiert werden. So gibt es eine Reihe von Einstellungen, die für die soziale Stabilisierung der Szene von zentraler Bedeutung sind, die jedem Teilnehmer schlicht unterstellt, aber höchstens in Krisensituationen diskutiert werden, wie etwa die Einstellung, derzufolge *Plattdeutsch* einmalig sei und bereits deshalb nicht aussterben dürfe. Demgegenüber werden andere alltagstheoretische Wissensbestände immer wieder zum Thema erhoben wie z.B. die Annahme, daß die Lebensbereiche Politik und Technik keine Domänen der niederdeutschen Varietäten seien. Diese Diskussionen laufen jedoch häufig in einer fast schon ritualisierten Form ab, so daß die Vermutung nicht fern liegt, es handele sich hier lediglich um einen Anlaß für die Etablierung bzw. Stabilisierung von institutionalisierten Sozialkontakten.

Der Einfluß von alltagsweltlichen Vorstellungen zum Niederdeutschen auf die Produktion, Vermittlung und Rezeption von niederdeutscher Mundartliteratur ist kaum zu unterschätzen. Dies liegt vor allem daran, daß – übrigens auch von vielen Autoren – die Mundartliteratur vor allem als Vehikel zur Erhaltung des Dialekts gesehen wird. Daher wirken sich Einstellungen zum Dialekt unmittelbar auf Einstellungen zur Dialektliteratur aus. Dies gilt z.B. für alltagsweltliche Vorstellungen wie *Plattdeutsch hat mit Politik nichts zu tun* oder *Plattdeutsch ist humorvoll*. Ein Mundartautor, der diesen Normen nicht entspricht und sich in durchaus nicht nur humorvollerweise eines politischen Themas annimmt, wird deshalb häufig mit dem Argument kritisiert, was er schreibe, sei eigentlich kein richtiges Platt⁵⁰. Wenn man bedenkt, daß ein weitgehender Konsens darüber besteht, daß niederdeutsche Dialektliteratur dem Erhalt der niederdeutschen Varietäten zu dienen habe, dann wird klar, daß ein solches Urteil vernichtender ist, als es genuin ästhetische Urteile sein könnten. Daß gerade solche Einstellungen einen deutlichen Einfluß nicht nur auf die Produktion, sondern auch auf die Vermittlung und die Rezeption von niederdeutscher Mundartliteratur haben können, zeigt das Beispiel des westmünsterländischen Autors Aloys Terbille. In seinem Gedichtband "Spoor van Lieden allevedan"⁵¹ nimmt sich Terbille des Schicksals der Juden im westmünsterländischen Vreden während der Nazi-Diktatur an. Für seine Texte fand Terbille zumindest im westlichen Westfalen keinen Verleger, so daß er in die angrenzenden Niederlande ausweichen mußte, wo das Buch schließlich publiziert wurde. Nach Veröffentlichung seines Bandes mußte er sich zahlreicher Beschimpfungen erwehren, in denen u.a. auch auf der Basis alltagsweltlicher Einstellungen wie den oben genannten argumentiert wird⁵². Daß Terbille für seinen Gedichtband schließlich mit dem

Klaus-Groth-Preis ausgezeichnet wurde, spricht allerdings dafür, daß es unter den Dialektfunktionären eine einflußreiche Minderheit gibt, die sich hin und wieder durchzusetzen versteht.

Für die niederdeutsche Kulturszene charakteristisch und wesentlich häufiger als solche Gedichte, wie Terbille sie in seinem Band veröffentlicht hat, sind niederdeutsche Gedichte, die in der Nachfolge Klaus Groths Plattdeutsch selbst zum Thema haben⁵³ und somit – wenn auch in mehr oder minder verschlüsselter Form – eine wichtige Quelle für das Alltagswissen über Dialekte darstellen. Daher möchte ich am Schluß dieses Abschnitts eines dieser Gedichte zitieren. Es stammt von dem 1978 verstorbenen ostwestfälisch-lippischen Dialektdichter Friedrich Müssemeier und stellt insofern ein sehr charakteristisches Beispiel dar, als es in den letzten beiden Strophen einige typische Beschwörungsformen enthält, die auf das Überleben der Mundart abzielen:

Moddersproke, auler Klang

We lang' nau wärs diu klingen

diu leuwe, aule Klang

un us in't Herte dringen,

we lange nau, we lang?

Bist moih, we iuse Henne,

auk diu worn met der Tuit?

Geuhst diu met us teo Enne,

verklingst in' Riume wuit?

Suit Kinnerdagen fernen

bist diu niu met us gohn,

häst met den vielen Sternen

seo lecht an'n Hemmel stohn.

Diu häst us Frödde gieben

doch manchen Stunnenschlag,

bist stännig biu us blieben,

ob Nacht et was, ob Dag.

Drüm drafst diu nich iutsterben,

verweihen nich van'n Wind;

wui witt diu stets vererben

van Kind up Kinneskind.

Wit jümmer teo diu haulen,
denn dat bist diu us wert,
witt ehr'n den Klang, den aulen,
den Modder us hāt lehr.⁵⁴

3. Zusammenfassung und Schluß

3.1. Das Alltagswissen über dialektale und andere sprachliche Varietäten zählt zur sogenannten Volkslinguistik, zu der neben den hier hauptsächlich betrachteten Wissensbeständen vor allem die Volksetymologie und Sprachmythen gehören. Von einem funktionalen Standpunkt aus sind volkslinguistische Alltagstheorien als Orientierungswissen zu betrachten, mit deren Hilfe Sprachbenutzer ihre sprachliche – und z.T. sogar nichtsprachliche – Umwelt strukturieren und damit Komplexität reduzieren. Alltagswissen über Mundarten ermöglichen diglotten – und anderen – Dialektsprechern somit ein Mindestmaß von Handlungssicherheit, ohne welches ein zielgerichtetes dialektsprachliches Handeln undenkbar wäre. Dieses – funktionale – Wissen wirkt sich insbesondere auf die situative Verwendung von dialektalen Varietäten und – über diese Verwendung vermittelt – auf die sprachhistorische Entwicklung der Mundarten aus. Ferner spielen die betroffenen Wissensbestände innerhalb regionaler Kultursysteme wie der niederdeutschen Kulturszene eine wichtige Rolle, indem sie vor allem zur Stabilisierung der betroffenen Systeme beitragen und besonders auf die Produktion und Rezeption der Mundartliteratur wie z.B. der niederdeutschen Literatur einen erheblichen Einfluß ausüben.

Die alltäglichen Wissensbestände über Dialekte sollten nach verschiedenen Gesichtspunkten strukturiert werden. Hier bietet sich einerseits – in Anlehnung an Schütz – eine Einteilung nach Gebrauchswissen, Rezeptwissen und dem Wissensvorrat im engeren Sinne an, andererseits sollte nach den Subjekten der betroffenen Wissensbestände unterschieden werden, was zu einer Differenzierung nach einer Dialektologie der Dialektfunktionäre, einer Dialektologie der Dialektsprecher und einer Dialektologie der Nicht-Dialektsprecher führt. Von besonderem Interesse ist das Verhältnis dieser alltäglichen Dialekttheorien zur wissenschaftlichen Dialektologie. Dies läßt sich vor allem dadurch charakterisieren, daß insbesondere die Dialektologie der Dialektfunktionäre zwar zahlreiche Sedimente wissenschaftlichen Wissens enthält, eine wissenschaftlich tragbare Interpretation der betroffenen alltagstheoretischen Wissensbestände jedoch häufig schwierig ist und ein hohes Maß an interpretativer Sensibilität verlangt.

Anmerkungen

- 0 Koeppel 1983, S. 2.
- 1 Groth 1981, S. 15-16.
- 2 Brekle 1985, Brekle 1986, Menge 1975, Hoenigswald 1966.
- 3 Mattheier 1985, vgl. dazu auch Mattheier 1983.
- 4 Zum Problemkomplex "Volkslinguistik und Volksetymologie" sowie zu diesem Beispiel vgl. Rohde 1985.
- 5 Die Volksetymologie wäre schließlich der sprachwissenschaftliche Gegenstandsreich, zu welchem Arno Schmidts Etymtheorie – linguistisch umgedeutet – am ehesten einige Anregungen geben könnte. Zur Etymtheorie vgl. u.a. den Beitrag von Althaus auf S. 191 ff.
- 6 Beltz 1977, S. 102-103.
- 7 Reed 1978, S. 46.
- 8 Vgl. Malinowski 1983.
- 9 Vgl. Brain 1979, S. 37.
- 10 Die im folgenden aufgelisteten Aussagen entstammen recht unterschiedlichen Quellen. Einige einschlägige Daten wurden im Rahmen verschiedener an der Universität Bielefeld durchgeführter Projekte gesammelt, in welchen das Alltagswissen über dialektale Varietäten allerdings nur einen Teilaspekt der Problemstellung darstellte. Dazu gehört neben Aufnahmeaktionen an verschiedenen Ortspunkten in Ostwestfalen-Lippe, bei denen u.a. Sprecherbiographien erhoben wurden, vor allem ein Projekt zum Dialekttheater sowie ein Projekt über ostwestfälisch-lippische Dialektautoren (zu einem kursorischen Überblick über die Bielefelder Projekte vgl. Wirrer, 1985a). Als weitere wichtige Quelle ist der von Schuppenhauer 1976 bearbeitete Band "Niederdeutsch heute" zu nennen. Der deutlicheren Darstellung wegen habe ich die in der folgenden Liste zusammengestellten Aussagen syntaktisch ein wenig geglättet, so daß es sich hier – strenggenommen – nicht um Originalzitate handelt. Die einschlägigen Erhebungsmethoden sind schon häufig diskutiert worden, so daß ich hier darauf nicht einzugehen brauche. Vgl. dazu u.a. Hufschmidt/Mattheier 1976, Mattheier 1985.
- 11 Sanders 1982, S. 202.
- 12 Es muß betont werden, daß es sich hier um ein rein gedankliches Beispiel handelt. Es werden sich vermutlich kaum Sprecher finden, die ihre eigene Dialektkompetenz als "sehr gut" oder "gut" einstufen und zugleich meinen, in den Fernsehaufführungen des Ohnsorg-Theaters werde Plattdeutsch gesprochen. Allerdings ist der Fall nicht auszuschließen, daß bei linguistisch gleich niedriger Dialektkompetenz ein Proband, der glaubt, es werde in den genannten Aufführungen Platt gesprochen, eher meint, er könne "ein wenig" Plattdeutsch sprechen, als ein anderer Proband, der die in den Aufführungen verwendete Sprache nicht als Plattdeutsch einschätzt – und daher auf die gestellte Frage mit größerer Wahrscheinlichkeit mit "nein, überhaupt nicht" antworten wird.

- 13 Herrgen/Schmidt 1985.
- 14 Bichel 1985, S. 97.
- 15 Mit diesen Ausführungen möchte ich weder derartige repräsentativen Umfragen im allgemeinen, noch die erwähnte Untersuchung zur Lage des Niederdeutschen im besonderen kritisieren. Ich plädiere hier lediglich für eine sensible Dateninterpretation. Auch eine Parteinahme für "harte" oder "weiche" Methoden liegt nicht in meiner Absicht. Diese Diskussion ist häufig ideologisch vorbelastet und daher inhaltlich oft uninteressant. Sowohl "harte" als auch "weiche" Methoden zeichnen sich aus durch ihre je spezifischen Leistungen wie auch durch ihre je spezifischen Grenzen. Wichtig vor allem ist bei ihrer Anwendung ein Bewußtsein ihrer Reichweite und infolge eines solchen Bewußtseins ihr behutsamer Einsatz.
- 16 Schütz/Luckmann 1979, S. 140.
- 17 Ebd., S. 141.
- 18 Ebd., S. 181.
- 19 Vgl. dazu etwa Gabrielson 1982, Möhn 1982, Peters 1973, Sanders 1982, Sodmann 1973, Stellmacher 1981.
- 20 Waßer 1981.
- 21 Allerdings gibt es wenige Gegenbeispiele, die der Gesamttenenz aber nicht widersprechen. Unter der Vorwegannahme, daß eine Wortneubildung dann als akzeptiert gelten darf, wenn sie in Wörterbüchern der betroffenen Varietät auftaucht, ist Niederdeutsch Klönkasten für nhd. *Radio* oder *Telefon* (Lindow 1984, S. 108) ein solches Gegenbeispiel.
- 22 Vgl. dazu den Beitrag von Keller in diesem Band, S. 99 ff.
- 23 Vgl. dazu u.a. Wirrer 1985b und die darin diskutierte Differenz zwischen Untersuchung und Teilnahme, besonders S. 271-273.
- 24 Wirrer 1983.
- 25 Diese Schwierigkeit ließ sich in vielen Fällen selbst dann nicht beheben, wenn die zweite Frage in eine fiktive Situationsschilderung eingebettet wurde.
- 26 Zu diesem Problemkomplex vgl. Katičič^V 1966, Kindt/Wirrer 1976, Kindt/Wirrer 1978.
- 27 Dies behauptet sinngemäß Elster 1934.
- 28 Vgl. dazu Bausinger 1986, Brekle 1986.
- 29 Zu den Ravensberger Mundarten vgl. Foerste 1963, Niebaum 1976.
- 30 Niebaum 1973, Niebaum 1977.
- 31 Goossens 1973.

- 32 Es sind dies vor allem das Fehlen einer allen niederdeutschen Varietäten gemeinsamen niederdeutschen Überdachung und das Fehlen einer durchgängigen arealen Bruchstelle gegenüber anderen mundartlichen Varietäten (vgl. Goossens ebd.).
- 33 Westfalen-Blatt, 1.9.1979.
- 34 Goossens 1973, S. 22.
- 35 Tatsächlich vermerken die einschlägigen Sprachkarten einige Isoglossen, die an wenigen Stellen mit der Kreisgrenze einhergehen. Dies ist dann in aller Regel jedoch nicht Teil der alltäglichen Wissensbestände, in denen meiner Kenntnis nach ein durchgängiger Zusammenfall von Mundartgrenze und Kreisgrenze sowohl von den Lippern als auch von den Ravensbergern hypostasiert wird.
- 36 Der Sprachen-Spott ist übrigens eines der Kriterien, die in Büld 1939 der Festlegung subjektiver Dialektgrenzen dienen. Zu neueren Forschungen zu diesem Thema vgl. auch Macha/Weger 1983.
- 37 Der Kreis Lippe-Detmold ist hier sicher ein besonders markantes Beispiel. Ganz allgemein tendieren jedoch die subjektiven Dialektgrenzen zu einem Zusammenfall mit Verwaltungsgrenzen – und zwar zum Teil auch dann, wenn diese erst jüngeren Datums sind.
- 38 Menge 1979, S. 115.
- 39 Coseriu 1970.
- 40 Vgl. dazu Wirrer 1983, Wirrer 1985b, Wirrer 1985c. Zum hier verwendeten Systembegriff vgl. besonders Luhmann 1984.
- 41 Vgl. dazu Schütz 1970.
- 42 Vgl. dazu auch Wirrer 1985c.
- 43 Niekerken 1935, S. 20.
- 44 Hunsche 1936, S. 39.
- 45 Mihm 1985.
- 46 Man könnte innerhalb der drei letztgenannten Dialektologien sicher weiter differenzieren nach Alter, Berufsgruppen, Geschlecht u.ä.m. Wie Mihm ebd. gezeigt hat, kann eine solche Unterscheidung durchaus ergiebig sein. Es würde jedoch zu weit führen, diesem Problem hier nachzugehen.
- 47 Die Zuordnung Walther Niekerkens erweist sich allerdings als schwierig. Er hatte in Hamburg einerseits einen Lehrstuhl für niederdeutsche Philologie inne, war jedoch andererseits in vielen seiner Aktivitäten ein typischer Dialektfunktionär.
- 48 Dieser Aspekt ist für dialektale Rückzugsgebiete wie z.B. Ostwestfalen-Lippe besonders relevant, weil sich in solchen Regionen eine deutliche Tendenz abzeichnet, derzufolge die niederdeutschen Varietäten fast ausschließlich in der plattdeutschen Kulturszene selbst verwendet werden (vgl. Wirrer 1985c). Nicht minder wichtig ist dieser Gesichtspunkt für den schriftlichen Gebrauch niederdeutscher Mundarten, bei dem sich in ganz Norddeutschland eine weitgehende Beschränkung auf die Belletristik nachweisen läßt.

- 49 Zu dem hier verwendeten Sanktionsbegriff vgl. Weinberger 1974.
- 50 Eine ähnliche Kritik wurde an einem Theaterstück von Konrad Hansen geübt, in welchem sich der Autor mit der Behandlung von Gastarbeitern in der Bundesrepublik Deutschland befaßt und das unter dem Titel "Ne Handvull Minske" 1980 von der Ravensberger Heimatbühne in Herford aufgeführt wurde.
- 51 Terbille 1983.
- 52 Einer dieser Vorwürfe war laut der Ostfriesen-Zeitung in Leer vom 4.7.1984: "Was macht der mit unserer schönen plattdeutschen Sprache?". Vgl. dazu auch den Bericht zur Übergabe des Klaus-Groth-Preises an Terbille in: QUICKBORN 75, 1 (1985), S. 72.
- 53 Vgl. dazu z.B. Koke/Wirrer (Hrsg.) 1974, S. 132-135.
- 54 Ebd., S. 134.

Literatur

- Bausinger, Hermann (1986): Sprache in der Volkskunde, in: Brekle/Maas (Hrsg.) 1986, S. 7-32.
- Beltz, Walter (1977): Gott und die Götter. Düsseldorf.
- Bichel, Ulf (1985): Zur Lage des Niederdeutschen 1984, in: QUICKBORN, Jg. 75, S. 95-99.
- Brain, Robert (1979): Rites, Black and White. Ringwood.
- Brekle, Herbert E. (1985), "Volkslinguistik". Ein Gegenstand der Sprachwissenschaft bzw. ihrer Historiographie?, in: Januscek (Hrsg.) 1985, S. 145-156.
- Brekle, Herbert E. (1986): Einige neuere Überlegungen zum Thema Volkslinguistik, in: Brekle/Maas (Hrsg.), 1986, S. 70-76.
- Brekle, Herbert E./Maas, Utz (Hrsg.) (1986): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Opladen 1986.
- Büld, Heinrich (1939): Volk und Sprache im nördlichen Westfalen. Münster 1939.
- Cordes, Gerhard/Möhn, Dieter (Hrsg.) (1983): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin 1983.
- Coseriu, Eugenio (1970): System, Norm und 'Rede', in: ders., Sprache, Strukturen und Funktionen. Tübingen 1970, S. 193-212.
- Elster, Hanns Martin (1934): Widukind als Symbol, in: Niederdeutsche Welt, Jg. 9, S. 232-235.
- Foerste, William (1963): Das Ravensbergische, in: Niederdeutsches Wort, Jg. 3, S. 74-84.
- Gabrielsson, Artur (1983): Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache, in: Cordes/Möhn (Hrsg.) (1983), S. 119-153.
- Goossens, Jan (1973): Niederdeutsche Sprache - Versuch einer Definition, in: ders. (Hrsg.), S. 9-27.
- Goossens, Jan (Hrsg.) (1973): Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Bd. 1. Neumünster 1973.
- Groth, Klaus (1981): QUICKBORN. 1. Teil. Heide 1981. (= Groth, Klaus: Sämtliche Werke II).
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen E. (1985): Systemkontrast und Hörerurteil, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Jg. 52, S. 20-42.

- Hoenigswald, Henry M. (1966): A Proposal for the Study of Folk-Linguistics, in: Bright, William (Hrsg.), *Social Linguistics. Proceedings of the UCLA Social Linguistics Conference, 1964*. The Hague, Paris 1966, S. 16-26.
- Hufschmidt, Jochen/Mattheier, Klaus J. (1976): Sprachdatenerhebung, Methoden und Erfahrungen bei sprachsoziologischen Feldforschungen, in: Viereck, Wolfgang (Hrsg.), *Sprachliches Handeln - soziales Verhalten*, München 1976, S. 105-138, S. 358-360.
- Hufschmidt, Jochen/Mattheier, Klaus J. (1981): Sprache und Gesellschaft, in: Besch, Werner et al. (Hrsg.), *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt*, Bd. 1, Berlin 1981, S. 43-83.
- Hunsche, Friedrich Ernst (1936): Über die künftige Entwicklung des deutschen Sprachlebens, in: *Niederdeutsche Welt*, Jg. 11, S. 37-42.
- Januschek, Franz (Hrsg.) (1985): *Politische Sprachwissenschaft*, Opladen 1985.
- Katičič, Radoslaw (1966): Der Entsprechungsbegriff in der vergleichenden Laut- und Formenlehre, in: *Indogermanische Forschungen*, Bd. 71, S. 203-220.
- Kindt, Walther/Wirrer, Jan (1976): Überlegungen zum Status der Lautgesetze, in: Weber, Heinrich/Weydt, Harald (Hrsg.), *Sprachtheorie und Pragmatik*, Bd. 1, Tübingen 1976, S. 75-85.
- Kindt, Walther/Wirrer, Jan (1978): Argumentation und Theoriebildung in der historischen Linguistik, in: *Indogermanische Forschungen*, Bd. 83, S. 1-39.
- Koeppel, Matthias (1983): *Starckdeutsch I*, Berlin 1983.
- Koke, Almuth/Wirrer, Jan (Hrsg.) (1984): *Seißenklang*, Herford 1984.
- Lindow, Wolfgang (1984): *Plattdeutsches Wörterbuch*, Leer 1984.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt a.M. 1984.
- Macha, Jürgen/Weger, Thomas (1983): Mundart im Bewußtsein ihrer Sprecher, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter*, Jg. 47, S. 265-301.
- Malinowski, Bronislaw (1983): *Magie, Wissenschaft und Religion*. Frankfurt a.M. 1983.
- Mattheier, Klaus J. (1983): Dialekt und Dialektologie, in: ders. (Hrsg.), *Aspekte der Dialekttheorie*, Tübingen 1983, S. 135-154.
- Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher, in: *Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift des belgischen Deutschlehrerverbandes*, Jg. 21, S. 47-67.
- Menge, Heinz H. (1979): Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet?, in: *Niederdeutsche Welt*, Jg. 19, S. 86-116.
- Mihm, Arend (1985): Prestige und Stigma des Substandards, in: ders. (Hrsg.), *Sprache an Rhein und Ruhr*, Stuttgart 1985, S. 163-193.
- Möhn, Dieter (1983): Geschichte der niederdeutschen Mundarten, in: Cordes, Gerhard/Möhn, Dieter (Hrsg.), S. 154-181.
- Niebaum, Hermann (1973): Westniederdeutsch, in: Althaus, Hans-Peter et al. (Hrsg.), *Lexikon der germanistischen Linguistik*, Tübingen 1973, S. 327-332.
- Niebaum, Hermann (1976): Die Mundarten des Ravensbergischen Landes (mit 6 Karten), in: 70. Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Jg. 1975/76, Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Vereins, Bielefeld 1976, S. 109-126.
- Niebaum, Hermann (1977): *Westfälisch*. Düsseldorf 1977.
- Niekerken, Walther (1935): Niederdeutsch - unsere Stammessprache, in: *Niederdeutsche Welt*, Jg. 10, S. 20-22.
- Peters, Robert (1973): Mittelniederdeutsche Sprache, in: Goossens, Jan (Hrsg.), S. 66-115.
- Reed, Alexander Wyclif (1978): *Aboriginal Myths*. Frenchs Forest 1978.
- Rohde, Wolfgang (1985): Volksetymologie und Sprachbewußtheit, in: Januschek, Franz (Hrsg.), S. 157-174.
- Sanders, Willy (1982): *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch*, Göttingen 1982.
- Schütz, Alfred (1970): *Reflections on the Problem of Relevance*. New Haven 1970.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1979.
- Schuppenhauer, Claus (Bearbeiter): *Niederdeutsch heute*. Leer 1976.
- Sodmann, Timothy (1973): Der Untergang des Mittelniederdeutschen als Schriftsprache, in: Goossens, Jan (Hrsg.), S. 116-129.

- Stellmacher, Dieter (1981): Niederdeutsch. Tübingen 1981.
- Terbille, Aloys (1983): Spoor van Lieden allevedan, Zelhem 1983.
- Weinberger, Ota (1974): Der Begriff der Sanktion und seine Rolle in der Normenlogik und Rechtstheorie, in: Lenk, Hans (Hrsg.), Normenlogik, Pullach, S. 89-111.
- Waßer, Erich (1981): De biddere Sträik, in: Koke, Almuth/Wirrer, Jan (Hrsg.), Vör un achter de Nierndöüer, Herford 1981, S. 32-36.
- Wirrer, Jan (1983): Überlegungen zur plattdeutschen Kulturszene aus systemtheoretischer Sicht, in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 106, S. 119-142.
- Wirrer, Jan (1985a): Niederdeutsch an der Universität Bielefeld, in: QUICKBORN, Jg. 75, S. 15-20.
- Wirrer, Jan (1985b): "... wie ein Ethnologe in der eigenen Gesellschaft", in: QUICKBORN, Jg. 75, S. 263-278.
- Wirrer, Jan (1985c): Dialekt - freiwilliger Rückzug in ein kommunikatives Ghetto?, in: Klein, Armin et al. (Hrsg.), Dichten im Dialekt, Marburg 1985, S. 104-130.

Was halten Sie vom heutigen Deutsch? – Ergebnisse einer Zeitungsumfrage

Inhalt

1. Sprachmeinungen in Zeitungstexten
2. Die Zeitungsumfrage
3. Fragen und Antworten
 - 3.1 Die Frage nach der Bewertung der allgemeinen Sprachentwicklung
 - 3.2 Fragen zur Bewertung des Sprachgebrauchs
 - 3.2.1 Die Frage nach der Ausdrucksfähigkeit von Jugendlichen
 - 3.2.2 Die Frage nach den sprachlichen Umgangsformen
 - 3.2.3 Die Frage nach den grammatischen Abweichungen
 - 3.2.4 Die Fachsprachenfrage
 - 3.2.5 Die Fremdwortfrage
 - 3.2.6 Die Euphemismenfrage
 - 3.2.7 Die Frage nach anderen bedenklichen Erscheinungen
 - 3.3 Die Frage nach positiven Sprachveränderungen
 - 3.4 Die Mundartfrage
 - 3.5 Die Frage nach dem Einwirken auf Sprache und Sprachgebrauch
4. Zusammenfassung und Konsequenzen

Anhang: Die beiden Versionen der Umfrage

1. Sprachmeinungen in Zeitungstexten

Eine Meinungsumfrage zum heutigen Deutsch war gar nicht geplant. Wie es dazu kam, gehört zum methodischen Ertrag des zweistufigen Verfahrens, das sich aus der Ausgangsfrage erst nach und nach entwickelte.

Angeregt durch den Untertitel dieser Tagung, "Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag", wollte ich ermitteln, welche Auffassungen und wertenden Meinungen von Sprache über die Fachgrenzen der Linguistik hinaus derzeit besonders verbreitet sind. Diese Frage stellt sich vermutlich auch anderen Sprachwissenschaftlern hierzulande hin und wieder, wenn sie etwa von Nichtlinguisten zu einer Apologie des eigenen Fachs gedrängt werden. Mir erschien die Frage als untersuchenswert, weil sich aus einer besseren Kenntnis verbreiteter Sprachauffassungen und -einstellungen nicht nur Anregungen und Orientierungshilfen für weitere Forschungen zur Gegenwartssprache gewinnen lassen, sondern auch Hinweise auf Defizite, die bei der Vermittlung und praktischen Umsetzung sprachwissenschaftlicher Ergebnisse bestehen.

Da sich Zeitungstexte bei einer früheren Untersuchung spezieller Spracheinstellungen als ergiebig erwiesen hatten¹, wählte ich als Ausgangsmaterial knapp 800 Artikel aus

deutschsprachigen Tageszeitungen und nichtfachlichen Zeitschriften, die in den letzten fünf Jahren erschienen sind. Die Texte wurden aus dem Zeitungsarchiv des IDS zusammengestellt, in dem Sprachglossen, Leserbriefe und andere Artikel zu sprachlichen Themen gesammelt werden.²

Für Zeitungstexte spricht die große Verbreitung, die Zeitungen im Vergleich zu linguistischen Veröffentlichungen wie auch zu alltagssprachlichen Äußerungen haben. Bei diesen Texten ist freilich zu beachten, daß sie weder unmittelbar an die Alltagskommunikation von Laien heranführen noch wie linguistische Fachtexte gelesen werden können. Sie gehören zu dem 'mittleren' kommunikativen Bereich zwischen Wissenschaft und Alltag.

Die Texte sind durchweg für Laien geschrieben, jedenfalls nicht für Linguisten, stammen aber häufig von Verfassern mit germanistischem Hintergrund, gelegentlich auch von Sprachwissenschaftlern. Und für die Laien unter den Leserbriefschreibern ist der Schritt von Meinungsäußerungen in Alltagsgesprächen zur Meinungsveröffentlichung in der Zeitung meist ein Übergang zum Nichtalltäglichen.

Die wissenschaftliche Forderung nach expliziter Begründung und konsistenter Verwendung von Begriffen läßt sich an die allermeisten der Artikel und Leserbriefe nicht stellen. Wegen ihrer Schreibanlässe und -zwecke, der gemeinten Adressaten und ihres oft nur geringen Umfangs enthalten sie selten ausführliche Begriffserläuterungen oder Definitionen. Die wenigen längeren Essays von professionellen Sprachkritikern und einzelnen Linguisten, die gelegentlich im Feuilleton einiger Zeitungen erscheinen, reizen zwar zur Diskussion der jeweils dargelegten Auffassungen. Gemessen an den vielen anderen Glossen, Berichten und Leserbriefen, in denen bestimmte Sehweisen von 'Sprache' oder der Gebrauch des Ausdrucks *Sprache* nicht näher begründet und erläutert werden, sind sie jedoch Raritäten.

Terminologische Unterscheidungen wie etwa zwischen Sprache und Sprachgebrauch oder zwischen Sprache als System, Norm und Rede werden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gemacht. Und da der Ausdruck *Sprache* nahezu beliebige Einschränkungen auf Teilaspekte und Einzelercheinungen des komplexen Phänomens 'Sprache' erlaubt, ließ sich das jeweils Gemeinte oft nur über eine Deutung des ganzen Einzeltextes leidlich erschließen.

Angesichts der Herkunft der Texte nimmt es nicht weiter wunder, daß mit *Sprache* in der Regel die deutsche Sprache, Varietäten oder bestimmte Gebrauchsweisen des Deutschen gemeint sind, wenn nicht ohnehin Ausdrücke wie *das Deutsche*, (*unsere*) *Muttersprache*, *Fachsprache*, *Jugendsprache*, *die Sprache der Medien/der Behörden/des Bun-*

deskanzlers oder ähnliche gebraucht werden.

Auch allgemeine Äußerungen über die menschliche Sprache sind – soweit erkennbar – meist auf das Deutsche bezogen. Häufiger genannt werden nur noch das amerikanische Englisch als Quelle von Anglizismen im Deutschen und Französisch als Beispiel einer auch vom Staat gepflegten und geschützten Nationalsprache.

Bei der Arbeit mit satzförmigen Exzerpten aus den verschiedenen Artikeln zeigte sich ein methodisches Hindernis, das anhand der folgenden Auswahl von Zitaten wenigstens angedeutet werden soll:

Die Sprache lebt. Sie wandelt sich mit den Zeiten. (FAZ, 24.7.85)

Verfällt die Sprache? (Frankfurter Neue Presse, 13.5.85)

Die Sprache verkommt. (Darmstädter Echo, 11.5.85)

Das Schöne an der Sprache ist ihre Unkaputtmachbarkeit. (MdB Heide Simonis zit. in Aufbau/N.Y., 13.11.81)

Sprache kann töten. (Leserbrief Süddeutsche Zeitung, 29.12.84)

Sprache schafft Gemeinschaft und Verständigung. (Helmut Kohl zit. in Deutschlandmagazin, 1.11.84)

Nun hat aber die Sprache als solche, als Sprachbesitz, keinerlei Absicht ...
(Hans-Martin Gauger, Süddeutsche Zeitung, 12.1.85)

Sprache ist genaues Sagen. (Gerhard Storz zit. in Badische Neueste Nachrichten, 19.1.85)

Die Sprache ist das Stiefkind der Public Relations. (Jens Peter, PR-Magazin, August 84)

Die Sprache vermag das Chaos in uns nicht mehr zu ordnen. (Horst Steinecke, der literat, 15.4.85)

Die Sprache hat nun einmal ihre eigene Logik. (Kurt Honolka, Stuttgarter Nachrichten, 25.2.84)

Sprache ist Macht, ist Wort gewordene Geschichte. (Claudius Babst, Basler Zeitung, 6.8.84)

Unsere Sprache steckt voller Tücken. (Jürgen Eick, FAZ, 9.3.85)

Unsere Sprache ist männlich dominiert. (Brigitte Söhne, Kölnische Rundschau, 3.3.84)

Auch die Sprache hat ihren Schnupfen. (Kurt Honolka, Stuttgarter Nachrichten, 24.11.84)

Sprache liefert viele Informationen. (Ulf D. Posé, Management und Wissen, Okt. 83)

Sprache ist mehr als Mitteilung von etwas. Sprache ist etwas an und für sich.

(Karl Korn, FAZ, 28.11.83)

*Was die Sprache sagt, wenn jemand ihr wehtut, interessiert ja viele schon
lange nicht mehr.* (Marianne Klerspel, Kölner Stadt-Anzeiger, 29.5.84)

Die Sprache stellt uns immer wieder viele Fragen. (Otto Schmid, Neue Zürcher
Zeitung, 17.9.83)

Eine solche Montage aus Sätzen, die verschiedenen Texten entnommen sind, ist gegenüber den zitierten Verfassern unfair. Die Zusammenstellung soll lediglich das Problem illustrieren, aus einer Vielzahl heterogener Texte eine überschaubare Anzahl von Verwendungsweisen des Wortes *Sprache* zu ermitteln, ohne daß zwischen den verschiedenen Sprachglossen, Leserbriefen und anderen Artikeln immer wieder textuelle Zusammenhänge gedeutet werden. Dabei entsteht leicht der Eindruck eines kollektiven Autors, der in einem kurios zusammengeflickten Gesamttext eine hochdifferenzierte, schwer zugängliche Sprachauffassung entfaltet.

Eine nüchterne Betrachtung verschieden geordneter Zusammenstellungen der Exzerpte, die deren Heterogenität zu berücksichtigen sucht, vermittelt andererseits nur eine Vorstellung davon, was sich mit dem Substantiv *Sprache* so alles machen läßt. Unter anderem ergab sich hierbei eine bunte Liste von Sprachmetaphern und -hypostasen, gelegentlich originell, meist altbekannt und stereotyp wiederkehrend. Wiederholt war zu lesen, daß die deutsche Sprache eine schwere Sprache ist, daß sie mißbraucht, mißhandelt, manipuliert, vergewaltigt, verhunzt oder mit Füßen getreten wird, daß sie verfällt, verdorrt, verarmt, verkommt, verwildert, verludert (wird) oder in der Gosse landet, daß Sprache etwas Lebendiges ist, ein Herrschaftsinstrument, Mittel zum Zugriff auf die Dinge oder der Spiegel einer Nation. Ich gebe damit nur einige der Wendungen wieder, die jeweils in mehreren Texten verschiedener Verfasser vorkamen.

Da es methodisch falsch gewesen wäre, aus der Vielzahl der Einzelmeinungen nur eine oder einige wenige komplexe Sprachauffassungen zu addieren, konnte die zusammenfassende Sicht von Interpretationen der verschiedenen Texte letztlich nur zu einem Überblick davon führen, was für bemerkenswert viele Artikel- und Briefschreiber sprachlich interessant und wichtig ist, das heißt, zu einem deutlichen Eindruck von den in den Zeitungstexten vorherrschenden wertenden Interessen an Sprache und 'Sprachlichem'. Dabei mußte in Kauf genommen werden, daß eine solche vereinfachende Betrachtung den differenzierten Überlegungen von Autoren längerer Artikel nicht gerecht wird.

Wenig ergiebig waren hierfür ein Teil der Agenturmeldungen und kommentarlosen Berichte, z.B. über neu erschienene Nachschlagewerke, sowie viele Glossen, in denen lediglich sprachliche Kuriositäten vorgeführt, Worterklärungen gegeben oder einzelne 'Sprachschnitzer' gerügt werden, ohne daß die Verfasser ihre Interessen deutlich machen, es sei denn die Absicht, die Leser zu unterhalten oder sie über gutes oder schlechtes Deutsch im Sinne normativ richtigen oder stilistisch angemessenen Sprachgebrauchs zu belehren.

Den übrigen Texten, gut der Hälfte des Materials, waren vor allem zwei generelle Interessen zu entnehmen: an Sprache als symptomatischem Sprachgebrauch und an Sprache als einer wie auch immer verstandenen veränderlichen Gesamtheit 'deutsche Sprache'.

Bei der ersten Interessenrichtung werden Eigenschaften beobachteten Sprachgebrauchs als symptomatisch betrachtet, und zwar für das Denken oder die moralische Haltung einzelner Menschen, meist wichtiger Amtsträger, für Denkweise und soziales Verhalten bestimmter gesellschaftlicher Gruppen oder auch für die vorherrschende Moral, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft insgesamt. Als Symptome gedeutete sprachliche Erscheinungen sind hierbei Anlaß für eine Kritik individueller Verhaltensweisen oder politischer und sozialer Verhältnisse.

Bei der zweiten Interessenrichtung werden oft nicht genauer lokalisierte Abweichungen im gegenwärtigen Sprachgebrauch als Anzeichen dafür gewertet, daß sich die "ganze" deutsche Sprache oder zumindest die Hochsprache verändert, und zwar zum Schlechten. Sprache wird hierbei meist als bedrohtes "Kulturgut" betrachtet.

In vielen Artikeln wird ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Aspekten hergestellt, oder es wird erst gar nicht zwischen ihnen unterschieden. Eigenschaften des gegenwärtigen Sprachgebrauchs werden dabei als symptomatisch für den Zustand der deutschen Sprache und damit auch für den Zustand der Gesellschaft oder wichtiger sozialer Gruppen angesehen, und dieser wird wie der der Sprache meist als unerfreulich oder bedrohlich gewertet.

Mit dieser Zusammenfassung der vorherrschenden Meinungen tue ich den relativ wenigen Verfassern unrecht, die zwar sprachliche Einzelercheinungen oder "Sprachmoden" kritisieren, aber die Sprachveränderung und gesellschaftliche Entwicklung abwägend oder gelassen betrachten. Einer bei weitem größeren Teilmenge war die oft entschieden formulierte Überzeugung oder Sorge zu entnehmen, beobachtete Veränderungen im Sprachgebrauch seien Symptome dafür, daß sich die deutsche Sprache und die Gesellschaft zum Schlechten verändert, wenn nicht schon verändert hat.

Ein Verzeichnis der im einzelnen genannten Erscheinungen, die als Symptome gewertet werden, ergäbe eine lange Liste. Es sind vor allem:

- Abweichungen von orthographischen, grammatischen oder stilistischen Normen, die anscheinend meist als ein für allemal gültig angesehen werden
- Abweichungen von den als richtig erachteten ("eigentlichen") Wortbedeutungen
- der Gebrauch von Euphemismen und stereotypen Ausdrucksweisen besonders in der Politik und den Medien
- die zunehmende Verwendung von "Fremdwörtern", besonders von Entlehnungen aus dem amerikanischen Englisch

Häufiges Kritikmotiv ist die Befürchtung einer allgemeinen Verringerung der sprachlichen Kompetenz, die besonders deutlich bei Jugendlichen zu beobachten sei. Fast ebenso oft wird eine zunehmende Mißachtung kommunikationsethischer Grundsätze, vor allem im öffentlichen Sprachgebrauch, angenommen. In diesem Zusammenhang wird meist der schon erwähnte Gebrauch schwer verständlicher oder "überflüssiger" Fremdwörter und von Euphemismen bemängelt. Wiederholt, wenn auch nicht ganz so häufig, wird darüber geklagt, daß "sprachliche Umgangsformen" im privaten und beruflichen Alltag immer weniger beachtet werden.³

Ich hätte die in und mit den Zeitungsartikeln verbreiteten interessenbestimmten Auffassungen und Wertungen gerne etwas näher quantifiziert. Aber diese Texte erwiesen sich als zu verschiedenartig in Schreibanlässen, Themenvielfalt, Textsorte und Umfang und auch nach der Auflagenhöhe und Verbreitung der einzelnen Zeitungen, um eine Statistik nach leidlich kontrollierbaren Größen zuzulassen.

Deshalb habe ich nach anderen Verfahren gesucht, um die aus den Zeitungen gewonnenen Eindrücke zu überprüfen. Feststellen wollte ich unter anderem, inwieweit die in den letzten Jahren so häufig publizierte Befürchtung, daß die deutsche Sprache (wieder einmal) verfällt, auch der Auffassung von Mitbürgern entspricht, die ihre Meinung nicht ohne weiteres in der Zeitung veröffentlichen.

Zu der Zeitungsumfrage kam es über mehrere Zwischenschritte, die ich nur kurz erwähnen möchte. Da Leserbriefe nur rund elf Prozent der Texte ausmachten, kam der Gedanke auf, diese leichter abgrenzbare Untermenge der Zeitungstexte mit Hilfe von zwei oder drei provokativ formulierten Artikeln zu vergrößern. Dies wäre jedoch unfeiner Aktionsjournalismus mit ungewissem Ausgang gewesen. Als vertretbares Verfahren blieb deshalb nur eine offen deklarierte gezielte Umfrage.

Das nächstliegende Verfahren wäre eine demoskopische Repräsentativerhebung gewesen. Hierzu fehlten aber Zeit und Geld. Eine solche Meinungserhebung hätte möglicherweise auch erbracht, daß sich ein großer Teil der Gesamtbevölkerung für Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Sprachgebrauch und Sprachveränderungen und nach deren Bewertungen nicht sonderlich interessiert. Diese Vermutung ließe sich eben nur durch ein solches Verfahren bestätigen.

Da ich ohnehin mit Zeitungstexten gearbeitet hatte, lag es nahe, die dort besonders häufig angetroffenen Auffassungen und Wertungen in Frageform zu bringen und über Zeitungen interessierten Lesern zur Beurteilung vorzulegen.

2. Die Zeitungsumfrage

Eine über Zeitungen verbreitete Umfrage hat wie eine demoskopische Erhebung den Vorteil, daß sie allen Adressaten den gleichen Äußerungsanlaß bietet und damit zu vergleichbaren Antworten führt. Andererseits hat sie den großen Nachteil, daß sie sich nicht an eine demographisch repräsentative Personengruppe wendet, sondern zunächst nur an aufmerksame Zeitungsleser gerät. Und von denen antwortet nur, wer die gestellten Fragen für so wichtig hält, daß er seine Antworten aufschreibt und auch abschickt.

Solange die Möglichkeit eines Vergleichs mit dem Mengenertrag ähnlicher Umfragen fehlt, kann die Gesamtzahl der Antworten lediglich statistisch nicht begründete Mengenerwartungen bestätigen, übertreffen oder enttäuschen. Dieser prinzipielle Nachteil des Verfahrens wird aber zum Teil wohl dadurch aufgewogen, daß es sich bei den Antworten um Äußerungen sprachlich besonders sensibler und kritischer Menschen handelt, die ihre Meinung auch bei anderen Gelegenheiten vertreten und somit die Meinungsbildung anderer Menschen beeinflussen.

Damit will ich das Ergebnis der Umfrage nicht doch noch als irgendwie repräsentativen Meinungsquerschnitt durch die Gesamtbevölkerung deuten. Es bietet lediglich ein quantifiziertes Spektrum von Meinungen und Einstellungen zu Sprachveränderung und Sprachgebrauch, wie sie derzeit von entschieden urteilenden und meinungsbildenden Mitbürgern vertreten werden. Über den Anteil dieser Personengruppe an der Gesamtbevölkerung sagt sie nichts Verlässliches aus.

Für das Vorhaben konnten zwei Redakteure⁴ der beiden größten Zeitungen der hiesigen Region gewonnen werden. Diese Zeitungen, der Mannheimer Morgen (MM) und die Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ), Heidelberg, haben eine Auflage von je rund 100 000. Ihre Verbreitungsgebiete überlappen sich zum Teil. In kleinregionalen Teilausgaben erscheinen

sie auch außerhalb der beiden Städte in mittleren und kleineren Ortschaften der weiteren Umgebung.

Die Antwortbereitschaft der Leser schätzten die Journalisten nicht besonders hoch ein. Um ein möglichst günstiges Antwortverhalten zu erreichen, wurde die Umfrage in beiden Zeitungen einige Tage vor Weihnachten 1985 veröffentlicht und für die Beantwortung Zeit bis ins Neue Jahr gelassen. Insgesamt trafen 673 Antworten ein (MM 399, RNZ 274), außerdem einige Briefe, die auf den Fragebogen keinen Bezug nehmen. 29 Antworten stammen nicht aus der Region. Es gibt einzelne Häufungen: In einigen Fällen wurden Fragebögen von mehreren Familienmitgliedern, Angehörigen eines Betriebs oder einer Verwaltungsstelle beantwortet, keineswegs aber immer einheitlich.

Die beiden Textfassungen der Umfrage sind im Anhang (S. 314 ff.) wiedergegeben. Sie sind als Kompromiß aus meinem Entwurf entstanden und dem, was den Redakteuren als zumutbar für die Leser erschien. Die Fragebogenteile stimmen überein. Mein Entwurf für den erläuternden Kontext wurde von den Redaktionen unterschiedlich bearbeitet. In einer Version (MM) fehlt leider die Bitte an die Leser, ihren Beruf und ihr Alter anzugeben. Da diese Bitte auch in den Zuschriften auf die andere Fassung nicht immer beachtet worden ist, lassen sich die Antworten nur zum Teil auf Alter und Beruf der Beteiligten beziehen. Eine Übersicht über die angegebenen und erschließbaren Personaldaten bietet die Tabelle (1).

Unter den angegebenen Berufen überwiegen die mit Hochschulausbildung. Die Lehrer der verschiedenen Schularten bilden zwar die größte Gruppe, insgesamt aber nur etwa ein Viertel der Teilpopulation mit Berufsangaben. Der Durchschnitt aus den Altersangaben beträgt 53 Jahre. Der Medianwert liegt etwas darüber; soweit das Alter angegeben wurde, war die Hälfte der Beteiligten 55 Jahre und älter.

Von den vorhandenen Angaben läßt sich natürlich nicht auf Alter, Geschlecht und Beruf der anderen Beteiligten schließen. Um das Fehlen solcher Daten wenigstens teilweise zu neutralisieren, wurde die Antwortverteilung zu einigen Fragen getrennt nach Antworten mit und ohne Personalangaben berechnet. Dabei ergaben sich keine wesentlichen Abweichungen. Von den statistischen Einzelergebnissen werde ich aber im folgenden nur die besonders bemerkenswerten erwähnen.⁵

Tabelle (1): Personaldaten der Beteiligten

<u>Geschlecht</u> angegeben	:	432 (ohne Angabe: 238)
Männer	:	271 = 62,3%
Frauen	:	164 = 37,7%
<u>Alter</u> angegeben	:	256 (ohne Angabe: 417)
Ø Alter (zw. 18 u. 87 J.)	:	53,0 Jahre, Median: 55,0
<u>Alter u. Geschl. angeg.</u>	:	253
Ø Alter Frauen (aus 96)	:	51,6 Jahre
Ø Alter Männer (aus 157)	:	53,7 Jahre
<u>Beruf</u> angegeben	:	312 (ohne Angabe: 361)
häufige Berufe:		
Lehrer (versch. Schularten)	40	} zus. 67
Gymnasiallehrer	27	
Dipl.-Ingenieur	24	
Kaufmann, kaufm. Angest.	19	
Beamter	18	
Arzt, Zahnarzt	15	
Dr. (ohne Angabe)	15	
Hausfrau	14	
Student	14	
Hochschullehrer (ohne sprachl. Fächer)	11	
Dipl.Betriebsw./Volksw.-Kaufmann	8	
Angestellter	8	
Soldat	8	
Techniker, Handwerker	8	
Jurist (Anwalt, Richter)	8	
Verlagslektor	7	
Journalist	6	
Sekretärin	6	
	256	
andere Berufe:	56	
	zus.	312

Eine Bumerangwirkung hatte die in beiden Versionen der Umfrage enthaltene Bitte, die Antworten möglichst auch zu erläutern. Neben den Fragebögen mit Stichworteintragen und Randglossen waren mehr als der Hälfte der Zuschriften Kommentare beigelegt, oft mehrere Seiten.⁶ Hinzu kommen häufig noch glossierte Zeitungsausschnitte und zum Teil recht umfangreiche Beispiellisten, meist 'Fehlersammlungen'.

Die Kommentare und Beispiellisten vor allem zu den offenen Fragen sind zum Teil linguistisch interessanter als die Eintragungen im Fragebogen. Ich werde die häufigeren Kommentare jeweils zusammenfassen und durch einzelne Zitate illustrieren.

3. Fragen und Antworten

Auf die einzelnen Fragen beziehe ich mich mit den im Fragebogen verwendeten Ordnungsziffern und Kleinbuchstaben. Wie es zu der Alternativfrage 1 nach der Einschätzung der generellen Sprachentwicklung und zu den Fragen 2 a) bis f) gekommen ist, wurde schon erläutert. Die Teilfrage 2 g) ist eine offene Frage, mit der ohne Bezug auf die aus den Zeitungen entnommenen Einzelthemen weitere als bedenklich angesehene Erscheinungen des Sprachgebrauchs ermittelt werden sollten.

Offen ist auch die Frage 3, mit der im Unterschied zu den vorausgehenden Fragen die Möglichkeit geboten wurde, positiv bewertete Sprachveränderungen anzugeben. Die ebenfalls offene Frage 4 sollte zur Angabe von Maßnahmen führen, die die Beteiligten als Konsequenz aus ihrer Kritik vorschlagen oder fordern.

Die Frage 5 wurde nicht durch die Zeitungstexte angeregt. Zu diesem Thema gab es in den Zeitungen nur wenig. Die Frage wurde aufgenommen, weil sich eine Bewertung von Sprachentwicklung und Sprachgebrauch auch mit Erscheinungen der Diglossie auseinandersetzen mußte. Außerdem sollte diese Frage ein zusätzlicher Anreiz für Sprachinteressierte in der Region sein, sich überhaupt mit dem Fragebogen zu befassen.

Nun zu den Antworten. Eine Rohstatistik mit den Antwortverteilungen zu den einzelnen Fragen bieten die Tabellen (2) und (3).

Tabelle (2)		Antworten (673 = 100%)					
Frage 1.:	a) zum Schlechten		b) keine Sorge		a/b,keine Antw.		
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	
zus.	563	83,7	84	12,5	26	3,9	
MM	336	84,2	47	11,8	16	4,0	
RNZ	227	82,8	37	13,5	10	3,6	

Tabelle (3)		Antworten (673 = 100%)					
Fragen:	ja		nein		keine Antw. weiß nicht o.ä.		
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	
2a	596	88,6	51	7,6	26	3,9	
2b	575	85,4	60	8,9	38	5,6	
2c	633	94,1	14	2,1	26	3,9	
2d	600	89,2	52	7,7	21	3,1	
2e	523	77,7	126	18,7	24	3,6	
2f	561	83,4	67	10,0	45	6,7	
2g	503	74,7	83	12,3	87	12,9	
3	148	22,0	451	67,0	74	11,0	
4	554	82,3	77	11,4	42	6,2	
5	432	64,2	184	27,3	57	8,5	

3.1 Die Frage nach der Bewertung der allgemeinen Sprachentwicklung

Daß die derzeitige allgemeine Sprachentwicklung von der Mehrzahl aller Beteiligten negativ bewertet wird, ist keine Überraschung. Insoweit bestätigt das Ergebnis der Umfrage den aus den Zeitungstexten gewonnenen Eindruck, daß die Befürchtungen eines generellen Sprachverfalls bei sprachinteressierten Mitbürgern immer noch, vielleicht auch wieder einmal sehr verbreitet ist.

Überrascht hat mich aber der sehr hohe Prozentsatz der Zustimmungen zur Alternative a) der ersten Frage. Von allen Antworten sind es 83,7%. Zwischen den nach den beiden Zeitungen gebildeten Teilpopulationen besteht in der Meinungsverteilung nur eine Differenz von 1,4% (MM 84,2%, RNZ 82,8%). Unter den Merkmalen Alter, Geschlecht und Beruf, soweit angegeben, ist für die Art der Antwort nur das Alter signifikant. Das durchschnittliche Alter derjenigen, die eine Sprachentwicklung zum Schlechten annehmen, ist 54,9 Jahre, das der 'Sorglosen' 44,7 Jahre.⁷

Dies gilt im übrigen mit kleinen Schwankungen auch für die altersspezifische Antwortverteilung bei den Fragen 2a) bis 2c) und zu 2g). Das Alter derjenigen, die den angebotenen negativen Meinungen über den derzeitigen Sprachgebrauch zustimmen, liegt im Durchschnitt rund zehn Jahre höher als das der anderen Beteiligten.

Motive und Anlässe für die negative Bewertung der Sprachentwicklung werden im einzelnen aus den Kommentaren zu den Antworten auf die Teilfragen 2a) bis 2g) deutlich. Soweit es allgemeine Erläuterungen zur Antwort 1a) gibt, werden für den angenommenen Niedergang des Deutschen wiederholt folgende Gründe genannt:

- die negative Entwicklung der Gesellschaft: "Die Sprache entwickelt sich zum Schlechten wie die Gesellschaft"
- die zunehmende "Amerikanisierung" der Bundesrepublik: "... der Sog der amerikanischen Führungsmacht"
- der "Mangel an staatlichem Bewußtsein" seit dem Kriegsende
- die sprachliche Beherrschung der Alltagswelt durch die "visuellen Medien"
- das "Sprachunvermögen der Jugend", unter anderem bedingt durch "schlechten Deutschunterricht"
- die allgemeine "Vernachlässigung der Rechtschreibung"
- der Mangel an guten sprachlichen Vorbildern bzw. die Orientierung des Sprachgebrauchs "an falschen Vorbildern"

Ein 45-jähriger Lehrer formuliert das so:

"Sprache ist kein Naturprodukt, entwickelt sich also immer zum Schlechten, wenn nicht sorgsam ausgewählt wird aus dem, was so von ganz alleine sich einschleicht, und dem, was Literaten und andere Geisteswissenschaftler zutage fördern. Im Augenblick geben nicht die Geisteswissenschaftler, sondern die Geschäftsleute und Reklamemacher den Ton an." (Nr. 612)⁸

Bemerkenswert ist die Einschätzung der Rechtschreibung als Bereich, an dem sich Sprachverfall besonders deutlich erkennen lasse. Zu beachten ist, daß die Rechtschreibung im Fragebogen nirgendwo erwähnt ist. Sie wird aber auch in Kommentaren zu anderen Fragen, besonders zu 2c), 2g) und 4, häufig erwähnt.

Insgesamt nur 16,2% der Beteiligten entschieden sich für die Alternative 1b) oder beantworteten die Frage nicht entsprechend der vorgegebenen Entscheidungsmöglichkeit. Für 12,5% bietet die Sprachentwicklung keinen Anlaß zur Sorge. 3,7% lassen die Frage unbeantwortet und weisen oft ausdrücklich darauf hin, daß die Frage falsch oder zu allgemein gestellt sei und sich nur differenziert beantworten lasse.

Einige typische Beispiele für Erläuterungen zu den Antworten 1b) sind:

"Wie die Zeiten sich wandeln, unterliegt auch die Sprache Wandlungen. Man spricht ja heute auch nicht mehr Mittelhochdeutsch. Und die Eltern spricht man auch nicht mehr mit 'Sie' an, wie es zum Teil unsere Großeltern noch taten." (Hausfrau, 54 J., Nr. 221)

"Die Schludrigkeit im Gebrauch der Sprache ... mag häufig erschreckend wirken ... [Aber] Eine lebende Sprache vermag sich zu wehren. Ich halte unsere Sprache im gegenwärtigen Zeitraum für quicklebendig." (Offizier, 65 J., Nr. 182)

"... Kritik an der Sprache [ist] falsch. Schließlich wird niemand ein Küchenmesser kritisieren, nur weil Gewalttaten mit ihm möglich sind. Kritik an der Sprache ist im Kern versteckte Kritik an den Umständen, die zu dieser speziellen Sprachausprägung geführt haben." (Dipl.-Volksw., 38 J., Nr. 223)

Wie einige der Erläuterungen zu den Antworten 1a) ein "ja, aber" enthalten, gibt es auch einzelne Einschränkungen zu 1b), z.B.:

"Die Formulierung 'bietet keinen Anlaß zur Sorge', erscheint mir unzureichend, da sie als Alternative zu 'verändert sich zum Schlechten' angeboten wird. Tatsächlich kann auch eine Sprache, die sich nicht zum Schlechten verändert, Anlaß zur Sorge geben." (o.A., Nr. 189)

Die wenigen Enthaltungen und Sowohl-als-auch-Antworten auf die Frage 1 werden recht unterschiedlich begründet, vereinzelt auch mit Kritik an der Fragestellung. Hierzu vier Zitate:

"Es gibt so viele Tendenzen, daß eine allgemeine Bewertung mir schwerfällt." (o.A., Nr. 195)

"Man kann zwar eine Veränderung zum Schlechten feststellen, allerdings bietet die Entwicklung meiner Meinung nach - derzeit - noch keinen Anlaß zur Sorge." (o.A., Nr. 145)

"... ein deutscher Sprachfreund oder gar Sprachforscher durfte zur Zeit wenig Anlaß zum Jubeln haben. Doch Kulturpessimismus ist fast so alt wie die Kultur. ... Ich bringe es also nicht über mich, a) oder b) anzukreuzen." (Graphiker, 64 J., Nr. 167)

"Ich kann mit der Frage nichts anfangen, da 'die deutsche Sprache' eine Abstraktion ist ... Änderungen des Sprachverhaltens zeigen ... Änderungen des soziokulturellen Umfeldes an. Im übrigen bin ich sicher, daß sich in der Bundesrepublik noch nie so viele Menschen so differenziert ausdrücken konnten wie heute." (Gymnasiallehrer, 62 J., Nr. 200)

Die Kritik an der Alternativfrage 1 und die Ja-aber-Antworten zu 1a) und 1b) lassen vermuten, daß der Prozentsatz der negativen Bewertungen der allgemeinen Sprachentwicklung vielleicht nicht ganz so hoch ausgefallen wäre, wenn der Fragebogen eine dritte Entscheidungsmöglichkeit ausdrücklich angeboten hätte wie z.B. "Das kann man nicht allgemein beurteilen" oder "Die Sprachentwicklung insgesamt läßt sich nicht bewerten". Dies könnte aber nur ein weiterer Versuch bestätigen.

3.2 Fragen nach der Bewertung des Sprachgebrauchs

Aus der Tabelle (3) ist zu ersehen, daß die Anzahl der Zustimmungen zu den vorgestellten kritischen Äußerungen 2a) bis 2d) noch größer ist als zu der Verfallsmeinung 1a). Der Grund ist natürlich, daß auch die Beteiligten, die keinen generellen Sprachverfall befürchten, wenigstens einem Teil dieser Ansichten zustimmen. Da die statistischen Korrelationen darüber hinaus keine weiteren Schlüsse nahelegen, beschränke ich mich darauf, jeweils die Begründungen zusammenzufassen, die besonders häufig für die Art der Antworten auf die Teilfragen von 2 gegeben worden sind.

3.2.1 Die Frage nach der Ausdrucksfähigkeit der Jugendlichen

Zunächst zur Frage 2a), mit der zu einer Bewertung der Annahme aufgefordert wurde, daß die mündliche und schriftliche Ausdrucksfähigkeit abgenommen habe, und zwar vor allem bei Jugendlichen. Die zustimmenden Antworten werden nicht oft kommentiert. Die häufigste Anmerkung ist "nicht nur bei Jugendlichen" (20-mal). Mehrere Male wird auch moniert, daß Jugendliche heutzutage weniger lesen und Briefe schreiben, dafür aber umso mehr fernsehen und telefonieren. Ihre Ausdrucksweise wird als "Sprechblasen"- oder "Comic-Sprache" bezeichnet, als "schlechter" oder "vulgärer Jargon". Ihnen werden unter anderem Rechtschreibschwächen und mangelndes Textverständnis vorgeworfen und, daß sie sich auch mündlich zu sehr in Klischees und Verlegenheitsausdrücken äußern.

Wiederholt wird aber angemerkt, daran seien nicht die Jugendlichen schuld, sondern das Fernsehen und die Werbung oder generell der nachlässige Sprachgebrauch vieler Erwachsener. Einige Male wird auch der Schule die Schuld gegeben: Die häufige Verwendung von Aufgabenblättern, die nur anzukreuzen sind, habe die Ausdrucksfähigkeit der Schüler zu wenig entwickelt. In den nichtsprachlichen Fächern werde den sprachlichen Leistungen zu wenig Beachtung gegeben. In einzelnen Fällen wird die zustimmende Antwort auch eingeschränkt durch Bemerkungen wie "nicht generell", "abhängig vom Bildungsgrad" oder "je nach Schulart verschieden".

Der Ansicht mehrerer Lehrer, die schriftliche Ausdrucksfähigkeit der heutigen Schüler sei geringer als früher, steht unter den wenigen ablehnenden Antworten die Meinung eines Gymnasiallehrers entgegen:

"Eindeutig nein! Das Abitur in Deutsch 1985 zeigt im Vergleich zu dem von 1962 bei vergleichbarer sozialer Herkunft der Abiturienten nach meiner Erfahrung keinen 'Sprachverfall', obwohl der Anteil der Abiturienten am jeweiligen Jahrgang sich in diesem Zeitraum mehr als verdoppelt hat." (62 J., Nr. 200)

Andere negative Antworten werden damit erläutert, daß es altersspezifische sprachliche Besonderheiten auch früher schon bei Jugendlichen gegeben habe. Daß er die Frage offenläßt, begründet ein Beteiligter mit der Bemerkung: "Das legt sich mit dem Alter, dann werden andere Unarten angenommen." (o.A., Nr. 177)

Weitere Hinweise auf jugendsprachliche Erscheinungen werden auch in Kommentaren zu den Antworten auf die Fragen 2g) und 3 gegeben.

3.2.2 Die Frage nach den sprachlichen Umgangsformen

Die Antworten auf die Teilfrage 2b) nach dem "Sinn für sprachliche Umgangsformen" waren weniger ergiebig als die zu einigen anderen Fragen. Der hohe Prozentsatz der Zustimmungen (85,5%) zeigt zwar, daß den allermeisten Beteiligten die Beachtung konventioneller Formen des sprachlichen Miteinanderumgehens wichtig ist. Da es aber zu den Antworten vergleichsweise wenige Erläuterungen gibt, läßt sich nur schwer erschließen, was derzeit alles an Abweichungen von angemessenen sprachlichen Umgangsformen betrachtet wird. Als Merkmale werden lediglich "kurz angebundener unfreundlicher Stil", "rüder Ton", der Gebrauch von "Fäkalausdrücken" und von "amerikanischem Slang" genannt. Die häufigsten Kommentare sind "Das war schon immer so", "Diesen Sinn hatten die meisten Menschen noch nie" (zus. elfmal) oder Einschränkungen wie "viele ist übertrieben".

Die mangelnde Beachtung sprachlicher Umgangsformen wird unter anderem zurückgeführt auf das Elternhaus, die Schule, das gesprächsbehindernde Fernsehen, die Hektik im beruflichen Alltag und die Herstellung von Briefen mit Textautomaten.

In einzelnen Kommentaren zu den ablehnenden Antworten wird die abnehmende Verwendung von Höflichkeitsfloskeln begrüßt, oder es wird die Verallgemeinerung eingeschränkt, z.B. durch "nicht bei meinen Bekannten". In wenigen Fällen (fünfmal) wird die Frage ausdrücklich als unklar oder falsch gestellt zurückgewiesen.

3.2.3 Die Frage nach den grammatischen Abweichungen

Ertragreicher war die 'grammatische' Frage 2c). Die Auffassung, daß bestimmte Sprachregeln von vielen Menschen nicht mehr beachtet werden, fand die stärkste Zustimmung (94%). Viele Anmerkungen und Beispiele, die hier einzuordnen wären, finden sich auch in den kommentierten Antworten auf die offene Frage 2g).

Die in den Kommentaren häufiger erwähnten oder durch Beispiele erläuterten Erscheinungen sind durchweg alte Bekannte. Daß Genitiv und Konjunktiv besonders oft genannt sind, oft nur durch Unterstreichungen im Fragebogen, liegt wohl schon daran, daß sie als Beispiele mit der Frage angeboten wurden. Bemängelt wird wie schon seit langem in der praktischen Sprachkritik, daß anstelle von Genitivattributen häufig solche mit von gebraucht werden, daß in Ausdrücken wie *in den Sälen des Mannheimer Rosengarten* das Genitiv-Suffix fehlt, außerdem – nicht überraschend – der Gebrauch von *wegen* und *trotz* mit Dativ statt Genitiv. Nur einmal wird umgekehrt die Verwendung von *trotz* mit Genitiv statt mit Dativ gerügt, was ebenfalls nicht abwegig ist.

Bevorzugte Kritikpunkte beim Konjunktiv sind – auch nicht überraschend – seine Vermeidung in indirekter Redewiedergabe und die häufige Verwendung von *würde*-Periphrasen.

Neben einer Reihe verschiedenartiger Besonderheiten des derzeitigen Sprachgebrauchs, die jeweils nur ein- oder zweimal erwähnt sind, werden noch folgende Erscheinungen mehrere Male als ärgerlich oder gar als Verfallssymptome betrachtet:

- die Vergleichspartikeln *wie* und *als* z.B. in *größer wie* und *so groß als*
- die Wortstellung nach *weil* ohne Endstellung des finiten Verbs
- die Verwendung von *trotzdem* anstelle von *obwohl* als Konjunktion
- *nachdem* anstelle von *weil* als Konjunktion von Kausalsätzen
- *brauchen* mit Infinitiv ohne *zu*
- Präsens in Sätzen mit Zukunfts- oder Vergangenheitsbezug

- das Plusquamperfekt ohne die Bedeutung 'Vorvergangenheit' in Sätzen wie *Ich war dort gewesen*
- *sein* statt *haben* beim Perfekt von Verben wie *stehen* und *liegen*
- *wo* als Relativum z.B. in *die Leute, wo*
- Ellipsen ohne finites Verb in geschriebenen Texten.

Nur in einzelnen Erläuterungen werden bestimmte grammatische Erscheinungen (*sein* statt *haben*, *anrufen* mit Dativ-Objekt, *brauchte* statt *brauchte* oder auch der sog. 'Badi-sche Akkusativ') zutreffend auf mundartliche Einflüsse zurückgeführt.

Sehr oft werden auch hier Abweichungen von den geltenden Normen für die Groß- und Kleinschreibung, die Zeichensetzung und die Worttrennung am Zeilenende bemängelt. Die oft so genannte "Computer-Trennung" in Zeitungen und anderen gedruckten Texten wird hier und noch häufiger in den Kommentaren zur Frage 2g) als besonders ärgerlich erwähnt.

Wo die übrigen 'Mängel' zu beobachten sind, ist nur selten angegeben. Nur einige Male wird auf den Sprachgebrauch von einzelnen Politikern, von Jugendlichen und in den Medien hingewiesen und der "lasche" Grammatik- und Rechtschreibunterricht in den Schulen kritisiert. In einigen Zuschriften werden deshalb die neuen Richtlinien einzelner Bundesländer für das Fach Deutsch begrüßt, nach denen normgerechter Sprachgebrauch wieder mehr geübt und bewertet werden soll.

Andererseits werden aber nicht nur ablehnende, sondern auch einige zustimmende Antworten kommentiert mit Bemerkungen wie "Das war schon immer so" oder "Das ist nicht weiter schlimm" (zus. neunmal); z.B.:

"Der Gebrauch von Konjunktiv, Genitiv und anderen sprachlichen Feinheiten war wohl schon immer ein Privileg der 'gebildeten Stände', insofern hat sich kurz- wie langfristig nicht viel geändert." (o.A., Nr. 144)

3.2.4 Die Fachsprachenfrage

Zu der Meinung 2d), daß sich Fachleute gegenüber Laien oft unverständlich ausdrücken, gibt es nahezu ebenso viele Zustimmungen wie zu der vorhergehenden Frage (89,2%). In den meisten Erläuterungen werden Fachleuten sprachliches "Imponiergehabe", "Selbstdarstellung", "Vortäuschung von Wissen und Macht", "Bequemlichkeit" oder das Bemühen um soziale "Abgrenzung" vorgeworfen.

"Fachleute, die mit Laien Fachchinesisch reden, sind sprachliche Ungeheuer, Angeber, Besserwisser und völlig ungeeignete Gesprächspartner ..." (Rechtsanwalt, o. Alterang., Nr. 138)

Die Zustimmung wird aber manchmal auch eingeschränkt auf "angebliche Fachleute" oder "fachliche Flaschen". Weniger hart wird geurteilt mit Hinweisen, daß Fachleute oft aus "Gedankenlosigkeit" oder "Hilflosigkeit" die Verstehensfähigkeit von Laien falsch einschätzen; z.B.

"zum Teil aus Hilflosigkeit. Manchen merkt man an, daß sie in einem Sprach-Ghetto leben (z.B. in manchen Univ.-Fakultäten)". (o.A., Nr. 142)

Fast ebenso häufig wie die Vorwürfe sind Einschränkungen, daß sich je nach dem fachlichen Gegenstand und der Art des Laienpublikums Leichtverständlichkeit nicht immer erreichen lasse.

"Hier liegt es wohl weniger an der Sprache als am Zuhörer. Bei komplizierten Zusammenhängen der Technik und der Geisteswissenschaften müssen vom Leser oder Zuhörer gewisse 'Termini Technici' vorausgesetzt werden, die ... nicht mehr durch einfachste sprachliche Mittel erklärt werden können." (Dipl.-Ing., 46 J., Nr. 129)

In einzelnen Anmerkungen wird die unverständliche Ausdrucksweise von Fachleuten nicht als zeittypisch angesehen: "Das ist nicht neu", "Das war schon immer so", "Das ist deutsche Tradition".

Eine der wenigen ablehnenden Antworten hat den Kommentar:

"Im allgemeinen finde ich, daß die meisten Fachleute sich verständlich ausdrücken. Man kann nicht erwarten, daß sie den Laien auch noch das Basiswissen der Allgemeinbildung vermitteln (oder von Fächern, die in der Schule abgewählt werden)." (Sekretärin, 63 J., Nr. 636)

Als Merkmale schwerverständlicher Fachsprache werden wiederholt "lange, komplizierte Sätze", der Gebrauch von "Fachwörtern", "Fremdwörtern" und von Abkürzungen genannt.

Sofern nicht generell von "Fachidioten" und "Fachchinesisch" die Rede ist, werden als Beispiele von fachlichem Sprachgebrauch wiederholt genannt: "Medizinerdeutsch", "Par-teichinesisch", "Politiker- und Politologensprache", "Soziologendeutsch", die Sprache der Technik, besonders der Computerindustrie, die Sprache der Juristen und der Behörden. Vom "Amtsdeutsch" heißt es aber auch, es sei "seit Kaisers Zeiten" oder "in letzter Zeit" etwas verständlicher geworden. Als schwer verständliche Textsorten werden u.a. Beipackzettel für Medikamente, Gebrauchsanweisungen, Behördenformulare und wissenschaftliche Vorträge erwähnt. Als Beispiel für fachsprachliche Unverständlichkeit wird zweimal auch die Ausdrucksweise "vor allem von Linguisten" genannt. (o.A., Nr. 451/452)

3.2.5 Die Fremdwortfrage

Zur Frage 1e), ob insgesamt zuviele Fremdwörter gebraucht werden, ist die Anzahl der zustimmenden Antworten nicht ganz so groß wie bei den vorangegangenen Fragen (77,7%). Dies liegt, wie sich aus einem Teil der Kommentare ergibt, vor allem an der Verallgemeinerung "insgesamt". Andererseits sind die zustimmenden Antworten mehrere Male durch Unterstreichungen, Ausrufezeichen oder durch "3 x" oder "1000 x ja" als besonders nachdrücklich gekennzeichnet.

Ähnlich wie bei einem Teil der Kommentare zu der Fachsprachenfrage wird der Gebrauch von Fremdwörtern u.a. als Zeichen von "Prestigesucht", "Angeberei", als Bemühen, "Überlegenheit vorzutäuschen" oder "in" zu sein, gedeutet. Vor allem an den Medien, der Werbung, Politikerreden und Texten von Fachleuten wird ein übertriebener Gebrauch von Fremdwörtern bemängelt.

"Wenn nur der die Redner (und Schreiber) in Rundfunk, Fernsehen und Zeitung versteht, der 3 bis 4 Fremdsprachen erlernt hat, ist doch etwas 'faul'." (Lehrerin, 61 J., Nr. 551)

In vielen Kommentaren wird die herkömmliche Unterscheidung zwischen unvermeidlichen, vermeidbaren, aber nützlichen, und überflüssigen Fremdwörtern gemacht und gelegentlich auch durch Beispiele erläutert. Als unvermeidlich oder nützlich gelten Fremdwörter in einigen Fachsprachen, vor allem denen der Technik. Hierzu werden als Beispiele meist Wörter mit griechischen oder romanischen Lehnelementen angegeben. Als weitgehend überflüssig, wenn nicht sogar gefährlich für die 'ganze' Sprache werden Fremdwörter im öffentlichen oder alltäglichen Sprachgebrauch angesehen. Wie auch in vielen Kommentaren, die keinen bestimmten Lebensbereich bezeichnen, werden hierzu immer wieder die Entlehnungen aus dem amerikanischen Englisch erwähnt; z.B.:

"Es werden zu viele englische Wörter in unsere Sprache übernommen, die das Volk nicht versteht und auch nicht richtig aussprechen kann." (Dipl.-Ing. o. Altersang., Nr. 108)

"International gebräuchliche Fremdwörter lateinischen, griechischen, auch französischen oder italienischen Ursprungs sollten beibehalten werden und nicht krampfhaft verdeutscht werden, wie häufig im Amtsdeutsch anzutreffen ... Strikt abzulehnen ist die Übernahme modischer Ausdrücke aus dem Amerikanischen." (Kaufmann, o. Altersang., Nr. 29)

"Es ist unvermeidlich, daß sich in unserer hochtechnisierten Gesellschaft international gebräuchliche Worte, aber auch Kürzel und andere Wortmonster einbürgern, für die es

griffige deutsche Bezeichnungen nicht gibt. Aber völlig unsinnig ist es, daß ich mir mindestens zwei Dutzend amerikanische Worte und Kurzbezeichnungen aneignen muß, ... wenn ich meinen alltäglichen Bedarf an Wäsche und Kleidung decken will." (Arzt, 55 J., Nr. 558)

Wie bei einem Teil der Ja-aber-Antworten werden auch Ablehnungen und Enthaltungen in einigen Fällen durch die Zurückweisung der Verallgemeinerung "insgesamt zu viele" erläutert, z.B.

"Es werden nicht insgesamt zu viele Fremdwörter gebraucht. Aber haarsträubend finde ich die Neologismen in der Sportsprache, vor allem im Fernsehen." (o.A., Nr. 107)

Oder es wird die vorgestellte Meinung dahin modifiziert, daß nur zu viele Fremdwörter "falsch gebraucht", "falsch ausgesprochen" oder "geschrieben" werden. Als Beispiel wird wiederholt der Gebrauch von *Technologie* und *Technik* angegeben.

Einer der wenigen Fremdwortbefürworter meint:

"rigorose eindeutschungswut schadet der sprache mehr, als es korrekter gebrauch fremdsprachlicher begriffe vermag, soweit diese allgemein - und zwar richtig - verstanden werden. sinn der sprache ist die kommunikation, nicht die nation!" (o.A., Nr. 116)

Und ein anderer schreibt:

"Wir sollten sie (die Fremdwörter) im Deutschen genau so selbstverständlich benutzen, wie es die Amerikaner tun. Allerdings nur dann, wenn sie angebracht sind, und richtig aussprechen sollten wir sie dann auch ...; *Quartz* mit *tz* zu schreiben, halte ich für blödsinnig, jedenfalls wird dadurch keine Uhr genauer." (Pharmazeutik-Prof., o.Altersang., Nr. 651)

3.2.6 Die Euphemismenfrage

Zur Frage 2f) nach irreführender oder verharmlosender Ausdrucksweise im öffentlichen Sprachgebrauch gibt es viele Kommentare und Beispiele, von denen ich nur die häufigsten kurz zusammenfassen und illustrieren kann. Bemerkenswert ist übrigens, daß bei dieser Frage die Antwortverteilung nicht erkennbar altersspezifisch ist.⁹

Wegen des Gebrauchs von Euphemismen werden besonders häufig Politiker und danach Fernseh- und Zeitungsberichte, Werbetexte und Verlautbarungen aus der Wirtschaft gerügt. Neben einer Vielzahl anderer Beispiele werden wiederholt Ausdrücke genannt, die in der öffentlichen 'Semantik'-Diskussion der letzten Jahre besonders oft diskutiert worden sind und die auch in einigen der zuvor behandelten Zeitungstexten genannt wurden, neben anderen:

Arbeitskräfte freisetzen (statt entlassen)
Nullwachstum, Minuswachstum, Abschwung (statt z.B. Wirtschaftskrise)
Preisanhebung, -anpassung, -korrektur (statt Verteuerung)
Verteidigungsfall, Konflikt, Auseinandersetzung (statt Krieg)
Versorgungsengpaß (statt Hungersnot)
Lernprozeß (statt Meinungsänderung)
Entsorgungspark (statt Atommüllkippe)
umweltfreundliches (statt weniger umweltschädliches) Auto

Mehrere Beteiligte kritisieren auch die verharmlosende Darstellung krimineller Handlungen durch Ausdrücke wie *Verantwortung übernehmen (für einen Mord)* oder *Bekennerbrief (von Terroristen)*.

Als ärgerlich bezeichnet wird "der 'humorig-flotte' Stil, mit dem heute kleine und leider auch große Gaunereien bis hin zum Kapitalverbrechen (in den Zeitungen) dargestellt und kommentiert werden." (Werbeleiter, 59 J., Nr. 611)

Politikern wird sprachliche "Beruhigung" der Bürger vorgeworfen:

"Unruhige Kühe lassen sich bekanntlich schlecht melken!"
(Ingenieur, 76 J., Nr. 602)

Kritisiert wird die Irreführung und Verharmlosung "durch eine rationale, neutrale Ausdrucksweise" (Meinungsforscherin, 29 J., Nr. 567). Ein weiteres Beispiel:

"Da werden Nuklearwaffen gezählt, als ob es sich um die Bratwurstvorräte für ein Betriebsfest handelte ..." (Dipl.-Verwaltungswirtin, 55 J., Nr. 587)

In einigen der einschränkenden oder ablehnenden Erläuterungen werden Euphemismen im öffentlichen Sprachgebrauch nicht als typisch für die heutige Zeit betrachtet. Zu den betreffenden Antworten gibt es Anmerkungen wie "Das war schon immer so", oder es wird auf die Herkunft des Wortes *Euphemismus* aus dem Altgriechischen hingewiesen.

Andere sind der Meinung, verharmlosende oder irreführende Ausdrucksweisen "hätten nichts mit Sprache an sich, sondern mit den Absichten der Politiker und anderer Verantwortlichen zu tun." (o.A., Nr. 35)

Einzelne Kommentatoren meinen, daß neben Untertreibungen auch zu viele übertreibende Ausdrücke gebraucht werden:

"umgekehrt werden starke/verstärkende Worte zu oft und zu leichtfertig benutzt und stumpfen ab." (Offizier, 42 J., Nr. 662)

Ein Medizinstudent (23 J., Nr. 582) kritisiert beides:

"... sobald Grenzbereiche erreicht werden, regiert entweder (aus Absatzgründen) die Katastrophenmentalität ... oder aber die Schwarzwaldklinik-Mainzelmännchen-Philosophie."

Eine der wenigen Gegenmeinungen ist:

"Meiner Ansicht nach gilt das Gegenteil, zumindest in der Presse. Es werden oft übertreibende oder hochdramatische Wörter verwendet. Z.B., es sind 'hochgiftige' Chemikalien ausgelaufen, wenn es sich um nur geringfügige giftige Stoffe handelt, oder: 'Zehntausende' demonstrierten, wenn es einige hundert waren." (Chemiker, 55 J., Nr. 109)

3.2.7 Die Frage nach anderen bedenklichen Erscheinungen

Neben der Frage 4 war die offene Frage 2g) nach anderen bedenklichen Erscheinungen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs Anlaß für besonders viele Anmerkungen und zum Teil ausführliche Kommentare. Da aber diese Frage in vielen Zuschriften nur genutzt wurde, um Stichworte einzutragen oder Kritikpunkte zu nennen, die den vorausgegangenen Fragen zuzuordnen wären, bieten die besonders häufig genannten Erscheinungen nur zum Teil Neues. Bemerkenswert oft werden – nach absteigender Häufigkeit – folgende Erscheinungen als bedenklich gewertet:¹⁰

- rund 200-mal: die Zunahme an Anglizismen, besonders Amerikanismen (auch "Anglismen", "Anglomanie", "englische Wörter", "Anglisierung", "(Ver-)Amerikanisierung" u.ä.), in einem Teil der Kommentare beschränkt auf bestimmte Entlehnungsarten wie Hybridbildungen, Scheinentlehnungen, Lehnübersetzungen oder auf bestimmte Verwendungsbereiche wie Jugend- und 'Szene'-Sprache, Produktbezeichnungen, Fachtexte, Journalisten- und Werbesprache; hinzu kommen noch 26 Erwähnungen nicht näher bestimmter "Fremdwörter" ("Fremdworte") und die zehnmal geäußerte Kritik an "zuviel" englischsprachiger Unterhaltungsmusik
- rund 80-mal: die Vernachlässigung der Orthographie, vor allem in Zeitungstexten (die fehlerhafte "Computer-Trennung" wird hier 29-mal erwähnt), aber auch in Geschäftsbriefen und Schülerarbeiten, außerdem Kleinschreibung und abweichende Interpunktion in der Werbung und manchen literarischen Texten, die mangelnde Berücksichtigung der Rechtschreibung in der Schule und die Propagierung der Kleinschreibung durch eine "Minderheit von Lehrern und Sprachwissenschaftlern"

- zus. rund 60-mal: die "Gossen- und Primitivsprache" in Medien, Filmen, Literatur und modernen Theaterstücken und im alltäglichen Sprachgebrauch von Erwachsenen; andere Bezeichnungen sind "Fäkal-/Fäkalien-/Kloaken-/Anal-/Vulgärsprache", "Verbrecherjargon" und ähnliche Ausdrücke
- rund 60-mal: die "Sprechblasen-", "Comic-" und "Null-Bock"-Sprache nicht nur von Jugendlichen, sondern auch von vielen Erwachsenen, in bestimmten Fernsehsendungen, Theaterstücken und Zeitschriften; anders als in den Kommentaren zur Frage 2a) wird hier besonders häufig die Übernahme jugendsprachlicher Ausdrucksformen durch Erwachsene und ihre Verbreitung durch Zeitschriften, Fernsehen und Theater als sprachliche "Anbiederung" oder als kommerziell orientiert bemängelt
- 54-mal: die vermehrte Bildung und Verwendung von Abkürzungen ("Abkürzungsseuche/-fimmel"), oft mit dem Hinweis, daß der Abkürzungsgebrauch außerhalb des jeweiligen Fachgebiets in der Alltagssprache und in den Medien besonders störend sei
- 40-mal: klischeehafte Ausdrücke und Unverbindlichkeitswendungen ("Worthülsen", "Stereotype", "Phrasen" u.ä.) vor allem im Sprachgebrauch der Politiker und der Medien, aber auch in Alltagsgesprächen; bevorzugte Beispiele sind *ich würde meinen/denken/sagen*¹¹, *ich gehe davon aus, irgendwie, alles klar, in etwa, vor Ort, Lebensqualität, draufsatteln, (etwas) steht ins Haus*
- zus. 20-mal: der Mangel an "Sprechkultur" in Fernsehen, Rundfunk und Theater; erwähnt werden schlechte Artikulation, Aussprache- und Intonationsmängel von Fernseh- und Rundfunksprechern und einzelnen Politikern

Meist ohne nähere Lokalisierung werden ebenfalls rund zwanzigmal kritisiert:

- der häufige Gebrauch "übertriebener" oder "sinnloser" Steigerungen mit Ausdrücken wie *unbeschreiblich, unheimlich, wahnsinnig, irre, echt, total* und einigen anderen
- "gedankenlose" oder "unsinnige" Wortbildungen auf *-mäßig, -freundlich, -gerecht-träger (Bedarfsträger, Hoffnungsträger, Leistungsträger u.a.)*, Komposita wie *Vieraugengespräch* und *Denkpause* und Verben wie *anmieten, andiskutieren, abklären* und *vorprogrammieren*.

Hinzu kommen eine Vielzahl weiterer Hinweise auf einzelne lexikalische und grammatische Besonderheiten und die häufige pauschale Kritik an der Werbesprache, an grammatischen und stilistischen Mängeln im Sprachgebrauch der Medien und von Politikern, die gelegentlich auch namentlich genannt werden.

Fünffmal wird erwähnt, daß wegen des Fernsehens und anderer neuer Medien wie auch mit der Einrichtung von immer mehr Supermärkten die Gelegenheiten für Gespräche seltener geworden sind. Und ebenso oft werden sprachliche Veränderungen in der Bundesrepublik als Gefahr für die Verständigung mit den Menschen in der DDR gedeutet.

3.3 Die Frage nach positiven Sprachveränderungen

Im Gegensatz zu den vorausgegangenen Fragen zielte die Frage 3 ausdrücklich auf positive Bewertungen von Sprachveränderungen ab. Durch den Hinweis auf die Übernahme solcher Veränderungen in den eigenen Sprachgebrauch wird dies noch betont. Die Verteilung der Antworten verhält sich deshalb auch teilkomplementär zu der nach den negativen Einschätzungen von Sprachentwicklung und Sprachgebrauch. Von den Beteiligten, die bei Frage 1 die Alternative a) ("zum Schlechten") angekreuzt haben, sehen über 80% keinerlei positive Veränderung. Die anderen dieser Teilpopulation beantworten die Frage 3 entweder gar nicht oder lassen nur wenige Neuerungen als nützlich oder unvermeidbar gelten, die sie zum Teil - wie einigen Kommentaren zu entnehmen ist - "widerstrebend" in den eigenen Sprachgebrauch übernommen haben.

Andererseits sieht gut die Hälfte (50,7%) derjenigen, denen die allgemeine Sprachentwicklung keine Sorge bereitet, positive Sprachveränderungen. Die Mehrzahl der übrigen dieser Teilgruppe verneint die Frage 3. Ein solches Antwortverhalten ist jedoch nicht widersprüchlich. Wer die generelle Sprachentwicklung ohne Sorge betrachtet oder gar nicht für bewertbar hält, braucht deshalb nicht ohne weiteres einzelne Sprachveränderungen für gut zu halten.

Die ablehnenden Antworten werden bis auf wenige Fälle nicht kommentiert. Zu den Ausnahmen gehören Anmerkungen, daß man zwar Änderungen festgestellt, aber nicht in den eigenen Sprachgebrauch übernommen habe, "höchstens unbewußt" oder vielleicht einige "notwendige" Fachausdrücke und Fremdwörter. Auch von den Unentschiedenen, die weder *ja* noch *nein* angekreuzt haben, gibt es nur wenige Anmerkungen wie "vielleicht", "weiß nicht" oder "Man erwischt sich immer wieder einmal" (o. Berufsang., 69 J., Nr. 182).

Die mit den zustimmenden Antworten häufiger genannten Veränderungen lassen sich zu folgenden Gruppen zusammenfassen:

- Vereinfachung sprachlicher Umgangsformen: "Wegfall gestelzter Anreden und Grußformeln", "Abnahme byzantinischer Anreden und Umgangssphrasen", "Abbau von Hierarchiekonventionen" (d.h. abnehmender Gebrauch von "Titeln, Unterwerfungs- und Befehlsformeln"), "weniger Floskeln in Geschäftsbriefen"

- Verbesserung des Sprachgebrauchs von Behörden: weniger "geschraubte", "gekünstelte" Formulierungen, "menschlicher amtlicher Briefstil", "verständlichere" Formulare
- Bereicherung der Gemeinsprache ("Umgangssprache") durch "geglückte" Neuprägungen wie *hinterfragen*, *ausgrenzen*, *Durchblick*, *Tempolimit* und andere
- Ausdrücke und Wendungen aus der Jugend- und 'Sponti'-Sprache, die zum Teil auch in den mündlichen Sprachgebrauch von Erwachsenen übernommen werden (z.B. *motzen*, *reinziehen*, *Häme*, *Aldigourmet* und viele andere)
- "Nützliche" Neuprägungen und Entlehnungen im technischen Fachwortschatz (u.a. *Schraubendreher*, *Scherkopf*, *Radar*, *Bit*, *Laser*)
- Syntaktische Vereinfachungen in Zeitungstexten und moderner Prosaliteratur: weniger "Bandwurm- und Schachtelsätze", mehr Ausklammerungen, Vermeidung von "geschraubten" Konjunktiven, kein "Thomas-Mann-Stil"
- Gebrauch von "Fremdwörtern, die die internationale Verständigung erleichtern" (nur wenige Beispiele wie *City* und *Lobby*)
- Zunehmende "Toleranz" und "Aufgeschlossenheit" gegenüber "regionalsprachlichen Besonderheiten", "Dialektrenaissance" als Bereicherung auch der Hochsprache, "selbstbewußter" Mundartgebrauch einzelner Musikgruppen.

Der Vergleich der Kommentare und Beispiele zu dieser Frage mit denen zu den Fragen unter 2 verdeutlicht, wie kontrovers einige Erscheinungen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs beurteilt werden.

3.4 Die Mundartfrage

Bevor ich auf die Frage 4 als letzte eingehe, einige Bemerkungen zu den Antworten auf Frage 5 nach der Förderung der Mundarten.

Abgesehen von der Frage nach positiven Sprachveränderungen, gibt es auch zu dieser Frage mehr Zustimmungen als Ablehnungen und Enthaltungen. Der Anteil der Zustimmungen ist aber mit 64,2% niedriger als bei den anderen Fragen. Von denjenigen, die eine generelle Sprachveränderung zum Schlechten annehmen, ist die Mehrzahl (72,4%) für eine Förderung der Mundarten. Von den anderen ist nur gut die Hälfte (55,5%) ebenfalls dafür. Es scheint danach, als ob vielen von denen, die keinen Sprachverfall befürchten, die Mundarten weniger wichtig sind.

Wenn man aber die Kommentare zu den Antworten berücksichtigt, zeigt sich, daß diese Zahlen das Meinungsbild nur unzureichend kennzeichnen. Die Frage ist recht unterschiedlich interpretiert worden. Die Formulierung "neben oder anstelle der Hochsprache" in der Frageeinleitung war etwas ungeschickt gewählt, und auch das Verb *fördern* in der eigentlichen Frage ließ verschiedene Deutungen zu. Aus den Zahlen kann man deshalb nur zusammenfassend schließen, daß wenigstens zwei Drittel aller Beteiligten den Mundarten gegenüber positiv eingestellt sind. Aus den Kommentaren zu den Ablehnungen ergibt sich außerdem, daß auch viele aus dieser Teilpopulation nicht prinzipiell gegen Mundarten eingestellt sind, sondern nur deren Förderung ablehnen. Daß eine Meinungsabgrenzung nach der bloßen Anzahl der Zustimmungen, Ablehnungen und Enthaltungen gerade bei dieser Frage ungenau ist, wird aus den zum Teil recht ähnlichen Begründungen für alle drei Entscheidungsmöglichkeiten deutlich.

Die häufigsten Kommentare (zus. rund 60-mal) zu den zustimmenden Antworten sind Einschränkungen wie "aber *neben* der Hochsprache", "nicht zu Lasten der Hochsprache", "nicht in der Schule", "nur in der Heimat/am Ort/regional", "maßvoll/nicht zu sehr".

Von den vielen unkommentierten Ja-Antworten abgesehen, wird nur in wenigen Erläuterungen die Förderung von Mundarten uneingeschränkt bejaht. Als Beispiele hierfür drei kurze Zitate:

"Ich bin geradezu ein 'Mundarten-Fetischist'" (Opernsänger, o. Altersang., Nr. 13)

"Sicher sollen Mundarten gepflegt werden - nirgends ist die Sprache so lebendig wie in der Mundart." (Hausfrau, 45 J., Nr. 598)

"Während das 'Hochdeutsch' nur eine Kunstsprache zur besseren, allgemeinen Verständigung in Deutschland ist, drücken die verschiedenen Mundarten Farbigkeit, Lebensgefühl und Gemeinschaftssinn aus." (o.A., Nr. 656)

In der Mehrzahl der Kommentare zu den Enthaltungen wird eine Förderung von Mundarten abgelehnt, zumindest in der Schule, aber ihre Beibehaltung befürwortet; jedenfalls werden Mundarten als "schön" oder "passend" in bestimmten Lebensbereichen angesehen. Oder es wird unterschieden zwischen einerseits erhaltenswerten "noch ursprünglichen Mundartformen" wie dem Hochalemannischen und Niederdeutschen und andererseits "Mischformen", die abgelehnt werden, oder Mundarten, die nicht gefördert zu werden brauchen; z.B.:

"Als unbedingt erhaltenswürdig nenne ich beispielsweise das Alemannische. Andere Mundarten – wie z.B. das Schwäbische – bedürfen keiner Förderung, weil sie durch das Bewußtsein des zugehörigen Volksstammes, Nabel der Welt zu sein, sich ohnehin, mehr als manchem lieb ist, behaupten werden." (o. Berufsang., 66 J., Nr. 606) ¹²

Mehrere Kommentare zu den Nein-Antworten stammen offensichtlich von Menschen, die in ihrer Mundart sicher zu Hause sind. Sie lehnen Mundartförderung ab mit Bemerkungen wie "kann eh jeder", "sind in unserer Gegend/in Mannheim stark genug" oder "brauchen nicht gefördert zu werden, da sie sowieso nicht aussterben werden." (o.A., Nr. 228)

Andere wollen zwar keine Behinderung der Mundarten, aber auch keine Förderung, auf keinen Fall in der Schule; z.B.:

"Mundart lernt man ohne Nachhilfe. Statt Förderung der Mundart sollte man mehr für die deutsche 'Hochsprache' tun." (Sekretärin, 56 J./Kaufmann, 70 J., Nr. 123/124)

Weitere Argumente gegen Mundartförderung sind unter anderen: daß Mundarten Menschen, die berufsbedingt ihren Wohnort wechseln, die Integration erschweren, daß Mundartförderung zur "kulturellen Dezentralisierung und zur Schwächung des gemeinsamen Bandes der Hochsprache [führt]" (Physikprof., 67 J., Nr. 650) oder daß Deutsch im internationalen Sprachverkehr "nur als Hochsprache überleben" könne (Oberkellner, 45 J., Nr. 658).

Eine genauere Auswertung der Erläuterungen könnte sicherlich noch mehr zutage fördern. Wie die genannten Zahlen und die Auswahl aus den Kommentaren zeigt, hat aber die Mundartfrage das gesamte Meinungsspektrum zum heutigen Deutsch in erster Linie noch etwas bunter gemacht. Für eine gezielte Ermittlung von Einstellungen zu Mundarten und zur Diglossie war die Frage wohl zu allgemein und zu unscharf gefaßt.

3.5 Die Frage nach dem Einwirken auf Sprache und Sprachgebrauch

Mit der Frage 4 sollten vor allem die Kritiker unter den Beteiligten veranlaßt werden, Konsequenzen aus ihrer Sorge um die allgemeine Sprachentwicklung und ihrer negativen Bewertung des Sprachgebrauchs zu ziehen. Zur Gewinnung eines möglichst breiten und differenzierten Meinungsbildes war die Doppelfrage, bei der sich an die Ja-Nein-Entscheidung eine offene Frage anschließt, sehr allgemein gefaßt. Zu den Antworten gibt es die meisten Eintragungen in den Fragebögen und die umfangreichsten Kommentare.

82,3% aller Beteiligten sind der Meinung, daß auf den Sprachgebrauch einzelner Menschen und Gruppen oder sogar auf die Sprache insgesamt eingewirkt werden sollte. Von denjeni-

gen, die eine Entwicklung der Sprache zum Schlechten annehmen, haben 90,1% die Frage 4 mit ja beantwortet; von der Teilpopulation der 'Sorglosen', die nur einzelne Erscheinungen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs bemängeln, sind es 66,4%.

Soweit Altersangaben vorliegen, sind die Antworten zu dieser Frage am stärksten altersspezifisch. Das durchschnittliche Alter der Zustimmenden liegt mit 54,7 Jahren knapp 12 Jahre höher als das derjenigen, die mit *nein* geantwortet haben. Der Durchschnittswert wurde aber bei der zweiten Gruppe aus nur 33 Altersangaben ermittelt, bei der ersten aus 206 Angaben.

Die ablehnenden Antworten sind nur in wenigen Fällen kommentiert, und zwar meist damit, daß eine gezielte Einwirkung auf den Sprachgebrauch nur in der Schule möglich, darüber hinaus aussichtslos oder nicht sinnvoll sei.

Der häufigste von den ebenfalls wenigen Zusätzen zu den Enthaltungen ist ein Fragezeichen, außerdem Bemerkungen wie, gezielte Maßnahmen seien kaum möglich, hoffnungslos oder zu teuer.

Auch eine Reihe zustimmender Antworten enthalten bei der offenen Frage nach dem "wie" und "wer" ein Fragezeichen oder Anmerkungen wie "weiß nicht". Hinzu kommt eine Reihe von Antworten, in denen zwar Ziele für Maßnahmen genannt werden, aber deren Erfolg bezweifelt wird.

Wenn man diese Antworten und die Vielzahl der anderen Zustimmungen, in denen Adressaten, Vermittler und Verfahren für Einwirkungen auf den Sprachgebrauch angegeben werden, zusammennimmt, ergibt sich ein geradezu umfassendes Bild der sprachlichen Welt, also aller Lebensbereiche, in denen gesprochen, gehört, geschrieben und gelesen wird: vom Familiengespräch bis zur Parlamentsdebatte, vom Gedichtaufsagen in der Schule bis zur Predigt, vom Radiohören bis zum Theaterbesuch, vom Briefschreiben bis zum Verfassen von Werbetexten, vom Lesen einer Behördenmitteilung bis zur Romanlektüre.

Als Adressaten und Vermittler werden alle Bildungs- und Ausbildungseinrichtungen, die Medien und ihre staatlichen oder privaten Träger, öffentliche und gewerbliche Organisationen sowie Berufsangehörige genannt, die besonders viel sprechen und schreiben, wie Journalisten, Lehrer, Politiker, Schriftsteller, Pfarrer, Juristen und viele andere. Genannt werden auch der Bundespräsident, bekannte Sportler, alle Eltern und schließlich "alle" oder "jeder einzelne".

Die vorgeschlagenen Maßnahmen reichen von der Verbesserung der Lehrer-, Journalisten- und Schauspielerausbildung über verschiedene Formen der Sprachkritik, die Einsetzung einer verbindlichen Sprachnormeninstanz bis zur staatlichen Subventionierung der Buchpreise, Senkung des Briefportos (bei gleichzeitiger Erhöhung der Telefongebühren) und der Einführung von Esperanto als Zweitsprache.

Ein deutlicher Eindruck ergibt sich erst, wenn die Vorschläge nach ihrer Häufigkeit gewichtet werden. Hierzu beschränke ich mich wiederum auf die häufigsten. Auf die Gesamtzahl der Zustimmungen bezogene relative Anteile lassen sich dabei nicht angeben, weil die einzelnen Kommentare unterschiedlich viele Vorschläge enthalten: oft nur ein Stichwort wie "Medien" oder aber umfangreiche Kataloge von Zielen und Maßnahmen.

Bei weitem am häufigsten werden pauschal die Massenmedien genannt, oft auch als Dreiergruppe Fernsehen, Hörfunk und Presse, und zwar rund 150-mal. Hinzu kommen Nennungen der einzelnen Medien: am häufigsten das Fernsehen (61-mal), dann die Presse (50-mal) und schließlich das Radio (18-mal); zudem werden oft auch Medienmitarbeiter wie Journalisten, Kommentatoren, Ansager usw. angesprochen. Insgesamt wird auf die drei großen Medien und ihre Mitarbeiter in rund 330 Zuschriften Bezug genommen. Buchverlage oder ihre Autoren werden dagegen nur selten direkt erwähnt (zus. zwölfmal), Theater nur siebenmal.

Aus den bloßen Stichwortangaben ist nicht zu ersehen, was mit den Medien geschehen soll oder was sie tun sollen. Aus den ausführlicheren Erläuterungen ergibt sich zweierlei: Die Medien bzw. ihre Mitarbeiter sollen vor allem ihren eigenen Sprachgebrauch verbessern, außerdem sollen sie – wie rund 50-mal empfohlen wird – in speziellen Sendungen oder Artikeln mehr Sprachkritik und Sprachbewußtsein vermitteln. Hierbei geht es vor allem um Sprachglossen in den Zeitungen und vergleichbare Fernseh- und Radiosendungen. Für solche Sendungen werden in einigen Kommentaren detaillierte Vorschläge gemacht.

Warum gerade die Medien so oft als Adressaten und Vermittler von Einwirkungen auf den Sprachgebrauch genannt werden, wenn sie andererseits als die 'Schuldigen' gelten, ist klar: Ihnen wird neben der Schule der stärkste Einfluß auf den allgemeinen Sprachgebrauch zugeschrieben.

"Man müßte bei den Hauptschuldigen ansetzen, das sind
Presse, Rundfunk und Fernsehen, also die Journalisten."
(Prof.Ing., o. Altersang., Nr. 30)

"Hier sind die Medien angesprochen, und zwar insgesamt. Sie könnten die Verbreitung und Pflege guter deutscher Sprache übernehmen. Mit dem 'könnten' ist aber ausgedrückt, daß dann eine bessere Schulung der in den Medien Tätigen vorausgehen müßte. Sonst könnte sich ja nichts ändern." (o.A., Nr. 87)

Ogleich in der Frage 4 die Schulen ausdrücklich ausgenommen waren, werden sie nach den Medien am häufigsten genannt. Die Frage wurde also von vielen in der gestellten Form nicht akzeptiert. Auf Schulen oder Lehrer wird insgesamt 130-mal Bezug genommen, mehrere Male mit dem Zusatz "zuerst/vor allem die Schule". Sofern es zu der Nennung Kommentare gibt, wird mehr und besserer Deutschunterricht gefordert, wobei mit dem "besser" meist mehr Rechtschreibung, Grammatik, Aufsatzschreiben und klassische Literatur ("nicht nur Brecht") gemeint sind. Nur gelegentlich wird vorgeschlagen, mehr "vernünftiges Diskutieren" zu üben, weniger Noten zu geben und "Freude an der Sprache" zu wecken. Neben einer besseren Lehrerbildung werden häufig auch mehr Fortbildungsmöglichkeiten für Lehrer gefordert.

Auch Volkshochschulen (47-mal), Berufs- und Abendschulen und Betriebe sollen mehr Sprachkurse ("Deutsch für Deutsche") anbieten.

Im Vergleich zu den Schulen wird nur selten (15-mal) auf die Bedeutung der Familie für die Sprachentwicklung hingewiesen.

Möglichkeiten und Bedarf schulischer Einflußnahme auf die Sprachentwicklung werden also insgesamt sehr hoch eingeschätzt. Dies paßt ähnlich wie bei den Medien zu der an den Schulen geübten Kritik, sie seien für die Entwicklung der Sprache zum Schlechten mitverantwortlich.

Am dritthäufigsten (rund 30-mal) geht es um die Politiker, die sich um korrektere und angemessenere Ausdrucksweise bemühen sollen oder entsprechend auf Medien und Schulen einwirken sollen. Auch ihnen wird im Guten wie im Schlechten die Funktion von Vorbildern für den allgemeinen Sprachgebrauch zugeschrieben. Neben Politikern allgemein werden siebenmal die Kultusminister erwähnt, und zwar vor allem wegen ihrer politischen Verantwortung für den Sprachunterricht in den Schulen.

Recht häufig (27-mal) wird auch das IDS selbst angesprochen, wohl auch deshalb, weil die Umfrage von ihm kam. Seine Aufgaben und Möglichkeiten werden jedoch in einigen Fällen nicht richtig gesehen oder sind nicht bekannt. Neben den vielen Maßnahmen, die vom IDS erwartet werden, ist deshalb der einige Male geäußerte Wunsch nach "mehr Öffentlichkeitsarbeit" verständlich.

Unter der Vielzahl der anderen genannten Adressaten und vorgeschlagenen Verfahren zur Verbesserung des Sprachgebrauchs, der "Sprachkultur", ist quantitativ nur noch der Hinweis auf das Lesen bemerkenswert (17-mal). Unter anderem mit kräftigen Sprüchen wie "Weg von der Glotze, ran an die Bücher" (o. Berufsang., 77 J., Nr. 215) wird ein vermehrtes Lesen und seine Förderung durch Eltern, Schule, Medien und Staat als besonders wichtig für die Entwicklung aller sprachlichen Fähigkeit empfohlen.

Abgesehen von mehreren, meist allgemeinen Hinweisen auf Universitäten und Hochschulen und den Erwähnungen des IDS, werden nur selten Sprachwissenschaftler oder Germanisten genannt, und dann meist als Ziel kritischer Seitenhiebe. Neben einigen Befürwortern einer Rechtschreibreform meint eine Gegnerin:

"Leuten, die im Lehrbereich tätig sind, sich Professoren und Germanisten nennen und gleichzeitig (laut Zeitungs-meldung) die Meinung vertreten, Rechtschreibung sei nicht wichtig, [sollte] das Handwerk gelegt werden." (Übersetzerin, 62 J., Nr. 31)

Und in einem Plädoyer für mehr Sprachkritik heißt es:

"Mehr öffentliche und möglichst volksnahe Sprachkritik an: Medien, Politikern, Werbung - in: Presse, Rundfunk, Fernsehen. (Dabei sollten die Sprachwissenschaftler den Kritikern nicht immer an den Wagen fahren, wenn ihre Urteile linguistisch nicht restlos fundiert sind. Es geht um die Sensibilisierung für den Sprachgebrauch und um kritische Aufmerksamkeit) ..." (Pädagogikprof., o. Altersang., Nr. 191)

Die im Fragebogen vorgegebene heikle Formulierung einer eventuellen Einwirkung "auf die Sprache insgesamt" hat weniger Kommentare provoziert, als ich erwartet hatte. Nur zweimal wird angemerkt, daß nicht auf die Sprache eingewirkt werden könne bzw. solle, sondern nur auf den Sprachgebrauch. Andererseits wird "insgesamt" achtmal hervorgehoben, z.T. durch Unterstreichungen im Fragebogen oder mit dem Kommentar, daß man nur auf die Sprache insgesamt einwirken, aber nicht einzelne Menschen oder Gruppen reglementieren solle.

Wenn man von den kommentarlosen Antworten absieht, heißt dies also, daß die überwiegende Mehrheit aller Beteiligten das Abstraktum 'deutsche Sprache' für gezielt veränderbar hält oder - dies ist wohl die angemessenere Deutung - zwischen Sprache und Sprachgebrauch nicht unterscheidet. Eine Unterscheidung wird allenfalls insofern gemacht, als der derzeitige Sprachgebrauch für eine zum Teil andere, schlechtere Sprache gehalten wird als eine mögliche, wünschbare Sprache mit Eigenschaften, die meist einem früheren Sprachgebrauch zugeschrieben werden.

Damit möchte ich aber nicht versuchen, aus der Mehrzahl der Antworten und Kommentare vor allem zur Frage 4 eine Art kohärenter 'volkslinguistischer' Sprachauffassung zu destillieren, die sich bei näherem Hinsehen vielleicht sogar als recht modern erweist. Meinungsverteilungen lassen sich quantifizieren; eine differenzierte, begründete Sprachauffassung, eine Sprachtheorie, läßt sich jedoch nicht als Addition oder gar Durchschnitt vieler Einzelmeinungen gewinnen.

4. Zusammenfassung und Konsequenzen

Das Ergebnis der Umfrage bestätigt die in den Zeitungstexten vorherrschenden Auffassungen und wertenden Meinungen. In einem statistisch unpräzisen Sinne läßt sich daraus schließen: Wer sprachinteressierten Mitbürgern negative Meinungen über Jugendsprache, sprachliche Umgangsformen, Fremdwörter, Normabweichungen und den öffentlichen Sprachgebrauch anbietet, kann derzeit mit viel Zustimmung rechnen. Ob die Sprachverfallssorgen zur Zeit größer sind als noch vor einigen Jahrzehnten – was ich vermute –, läßt sich aus dem Umfrageergebnis nicht erschließen, da es keine quantitative Vergleichsmöglichkeit gibt. Man kann nur an einige Gründe erinnern, warum viele Menschen überhaupt diese Ansicht äußern.

Einige der in Frageform gebrachten Meinungen suggerieren die Vorstellung eines Sprachganzen. Die Auffassung von Sprache als einem leidlich geschlossenen Ganzen, moderner gesagt, einem System aus Einheiten, Kombinations- und Gebrauchsregeln, das sich insgesamt mit der Zeit verändert, haben Generationen von Sprachwissenschaftlern mitgestaltet. Die Vorstellung einer Bewertbarkeit einer 'ganzen' Sprache wird zwar von der heutigen Linguistik nicht mehr geteilt, aber sie hat eine lange Tradition, und Tradition hat auch die Sorge oder Überzeugung, daß die Sprache wie ein Organismus oder ein Gebäude verfallen kann, wenn sie nicht 'gepflegt' wird.¹³

Abgesehen davon, daß der Sprachverfallstopos seit der Romantik auch innerhalb der Germanistik weitergereicht worden ist, gibt es Gründe für Verfallssorgen in der individuellen Erfahrung und Bewertung von beobachtbaren Sprachveränderungen. Wer erlebt, daß in der Jugend erlernte Sprachnormen, deren Beachtung von Eltern und Lehrern als besonders wichtig hingestellt wurden, nun von anderen, vor allem jüngeren Menschen nicht mehr beachtet werden, wird in den beobachtbaren Abweichungen oft auch eine Gefährdung der eigenen sprachlichen Kompetenz und Handlungsmöglichkeiten sehen. Eine Verallgemeinerung der Befürchtungen und Wertungen auf die 'ganze' Sprache – was immer das auch sei – liegt deshalb nahe, zumal sich der tradierte Verfallstopos hierzu anbietet.

Linguisten neigen dazu, solche Meinungen als unwissenschaftlich, als zu Stereotypen geronnene Vereinfachungen überholter wissenschaftlicher Auffassungen beiseite zu schieben. Aber auch Sprachmeinungen und -einstellungen gehören zur sprachlichen Realität – besonders dann, wenn sie weit verbreitet sind und weiter verbreitet werden, wenn sie das wertende Sprachhandeln von Meinungsmultiplikatoren, von Erziehern im weitesten Sinne bestimmen. Auch Sprachvorurteile sind wirklich und wirksam. Große Teile etwa der heutigen gemeinsprachlichen und fachsprachlichen Lexik haben sich nicht ausschließlich aus dem freien Spiel individueller interessengebundener Sprachgebräuche ergeben, sind also nur bedingt ein 'Phänomen der dritten Art'¹⁴, sondern sind auch Ergebnis von dominierenden Werthaltungen, von ästhetisch, hygienisch oder politisch motivierten Sprachauffassungen. Welche Wirkung verbreitete Spracheinstellungen haben können, zeigt sich derzeit besonders deutlich an den oft heftigen Reaktionen auf Vorschläge zur Rechtschreibreform. Die Hochschätzung der geltenden Orthographie mag vielen Linguisten als maßlose Überbewertung der sekundären, besonders arbiträren graphischen Repräsentation sprachlicher Ausdrucksformen erscheinen. Sie ist aber zweifellos bislang noch recht wirksam.

Welche Konsequenzen können Linguisten aus der Umfrage ziehen? Die Möglichkeiten spezieller Auswertungen des gewonnenen Materials, vor allem der Erläuterungen und Beispiele, sind noch nicht erschöpft. Die Ergebnisse können unter anderem auch als Anregung für gezielte Untersuchungen der Funktionen von Sprachmeinungen und -einstellungen in Alltagsgesprächen dienen, die hier nicht behandelt wurden. Als attraktiv erscheint aber schon jetzt eine Ausweitung der Umfrage, selbstverständlich mit einem verbesserten Fragebogen.

Es spricht einiges dafür. Die Resonanz war auch für mich überraschend groß. Der Umfrage-
text ist inzwischen schon über die Zeitungsveröffentlichung hinaus verbreitet worden. Lehrer an einigen Schulen der Umgebung haben Kopien des Fragebogens im Unterricht ausfüllen lassen. Von insgesamt 180 Realschülern und Gymnasiasten im Alter von 16 bis 20 Jahren wurden die Antworten zur Auswertung geschickt.¹⁵

Vermutlich ließe sich auch die Unterstützung weiterer Regionalzeitungen und einiger Blätter mit überregionaler Verbreitung gewinnen. Zur demographischen Einordnung des Meinungsspektrums müßte eine Repräsentativerhebung hinzukommen. Auf diese Weise könnte geprüft werden, inwieweit die bei sprachkritischen Mitbürgern der Heidelberg-Mannheimer Region festgestellten Meinungen typisch sind für die Meinungsverteilung im 'Sprachbildungsbürgertum' der ganzen Bundesrepublik. Aufschlußreich wären zudem Vergleichserhebungen in anderen deutschsprachigen Ländern. Eine solche Aktion würde zwei-

fellos auch das allgemeine Interesse an der eigenen Sprache, an Sprachkritik und Sprachforschung verstärken helfen.

Andererseits sprechen gewichtige Argumente gegen eine Ausweitung der Umfrage. Die Redensart "Wer viel fragt, bekommt viele Antworten" kennzeichnet nur die arbeitspraktischen Folgen. Eine andere Redensart, daß es keine dummen Fragen, allenfalls dumme Antworten gibt, läßt sich aber auf Fragen, wie sie in der bisherigen Form über die Zeitungen gestellt wurden, nicht anwenden. Einige davon, besonders die nach der Bewertung der generellen Sprachentwicklung und nach eventuellen Einwirkungen auf die Sprache insgesamt, waren suggestiv. Sie suggerieren eine Sprachauffassung, die von der modernen Linguistik nicht geteilt wird. Da mit solchen Fragen nicht nur Meinungen erkundet, sondern auch bestätigt oder erzeugt werden können, wäre eine bloße Ausweitung der Umfrage, die in erster Linie auf Kontrolle und eventuelle Korrektur der bisherigen Ergebnisse abzielte, schwerlich vertretbar.¹⁶

Außerdem werden Erwartungen geweckt. Und da wir nun nicht, wie es die Mehrzahl der Antworten nahelegt, gezielte Maßnahmen zur Rettung der deutschen Sprache treffen können und die Forderung nach solchen Maßnahmen auch nicht propagieren sollten, kann eine vertretbare Konsequenz nur Aufklärung sein: Aufklärung darüber, was die neuere Sprachwissenschaft von den Zusammenhängen zwischen Sprache und Gesellschaft, von ihrer relativen Konstanz und ihren geschichtlichen Veränderungen weiß, und Aufklärung über Ansatzpunkte und Ziele einer Sprachgebrauchskritik, die aus linguistischer Sicht als sinnvoll erscheint. Die aus den Zeitungstexten und durch die Umfrage ermittelten vorherrschenden Meinungen sollten also von der zünftigen Linguistik zum Anlaß für ein intensiveres Bemühen um Wissensvermittlung über die Fachgrenzen hinaus und für eine verstärkte Beteiligung an Sprachdiskussionen in der Öffentlichkeit genommen werden. Nach meiner - nicht auf eine Umfrage gestützten - Einschätzung der bei Linguisten vorherrschenden Interessen scheinen die Voraussetzungen hierfür zur Zeit recht günstig zu sein.

Anhang: Die beiden Versionen der Umfrage

Wiedergegeben ist nur der Wortlaut, nicht die typographische Aufmachung in den Zeitungen.

[Rhein-Neckar-Zeitung, 21.12.1985:]

WAS HALTEN SIE VOM HEUTIGEN DEUTSCH?

Leserumfrage des Instituts für deutsche Sprache Mannheim

Das 1964 gegründete Institut für deutsche Sprache in Mannheim ist eine außeruniversitäre Forschungseinrichtung, die sich mit der Untersuchung des Deutschen vor allem in seinen gegenwärtigen Formen und Verwendungen befaßt. Außer Grundlagenforschungen zu Grammatik und Wortschatz gehören zu den laufenden Projekten des Instituts auch solche über das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft. Die nachstehende Sprachumfrage ist Teil dieser Forschungsbemühungen. Sie soll Standpunkte und Meinungen eines größeren Personenkreises möglichst direkt einer wissenschaftlichen Auswertung zuführen. Die Zeitung erfüllt in dem angestrebten Dialog gern ihre Rolle als Vermittlerin.

1. Manche Mitbürger meinen, daß sich die deutsche Sprache in besorgniserregender Weise zum Schlechten verändert oder schon verändert hat. Andere sind dagegen der Auffassung, daß sich das Deutsche lediglich nach den sich ändernden Lebensumständen und Bedürfnissen der Menschen weiterentwickelt.

Welcher der beiden Auffassungen neigen Sie zu?

- a) Die Sprache verändert sich zum Schlechten: ()
b) Die Entwicklung der Sprache bietet (derzeit) keinen Anlaß zur Sorge: ()

2. Einige Sprachkritiker bemängeln bestimmte Erscheinungen des derzeitigen Sprachgebrauchs. Stimmen Sie kritischen Auffassungen wie den folgenden zu oder nicht?

- a) Die Fähigkeit zu angemessener mündlicher und schriftlicher Ausdrucksweise hat stark abgenommen, vor allem bei Jugendlichen: Ja () Nein ()
b) Viele Mitbürger haben keinen Sinn mehr für sprachliche Umgangsformen: Ja () Nein ()
c) Bestimmte Sprachregeln (z.B. für den Konjunktiv in Redewiedergaben, für den Gebrauch des Genitivs oder anderer grammatischer Formen) werden von vielen Menschen nicht mehr beachtet: Ja () Nein ()
d) Fachleute drücken sich oft auch dann unverständlich aus, wenn sie sich an Laien wenden: Ja () Nein ()
e) Es werden insgesamt zu viele Fremdwörter gebraucht: Ja () Nein ()
f) Vor allem im öffentlichen Sprachgebrauch wird über unangenehme oder gefährliche Dinge und Vorgänge oft mit verharmlosenden oder irreführenden Wörtern und Wendungen gesprochen: Ja () Nein ()
g) Halten Sie andere Erscheinungen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs für bedenklich? Ja () Nein ()

Wenn ja, welche?

3. Haben Sie Sprachveränderungen beobachtet, die Sie eher positiv bewerten und die Sie möglicherweise schon in Ihren eigenen Sprachgebrauch übernommen haben

Ja () Nein ()

Wenn ja, welche?

4. Meinen Sie, daß man über den Sprachunterricht in den Schulen hinaus auf den Sprachgebrauch einzelner Menschen und Gruppen gezielt einwirken sollte, vielleicht auch auf die deutsche Sprache insgesamt?

Ja () Nein ()

Wenn ja, wie sollte dies geschehen, und wer sollte das tun?

5. Neben oder anstelle der Hochsprache werden weiterhin Mundarten gesprochen. Sollte der Gebrauch von Mundarten Ihrer Meinung nach gefördert werden?

Ja () Nein ()

Ihre Meinungsäußerung ist für uns auch nützlich, wenn Sie nicht auf alle Fragen eingehen. Nutzen Sie aber bitte die Möglichkeit, Ihre Ja/Nein-Antworten auf einem gesonderten Blatt zu erläutern, möglichst auch durch Beispiele. Da auch Sprachwissenschaftler keinen einheitlichen Fachwortschatz haben, wählen Sie für die sprachlichen Erscheinungen, zu denen Sie sich äußern, die Ihnen geläufigen Ausdrücke.

Notieren Sie auf dem Fragebogen bitte Ihr Alter und Ihren Beruf. Damit wir in Einzelfällen nachfragen können, wäre es gut, wenn Sie auch Ihren Namen und Ihre Anschrift oder Telefonnummer angeben würden. Diese Angaben werden auf jeden Fall vertraulich behandelt.

Das Ergebnis wollen wir jedoch nicht für uns behalten, zumal auch Sie vermutlich daran interessiert sind.

Geplant ist ein zusammenfassender Bericht in dieser Zeitung. Da aber die Auswertung der Antworten einige Zeit erfordert, bitten wir Sie um Geduld.

Senden Sie den ausgeschnittenen und ausgefüllten Fragebogen zusammen mit Ihren eventuellen Erläuterungen bitte bis spätestens 7. Januar 1986 an das Institut für deutsche Sprache - Sprachumfrage -, Postfach 5409, 6800 Mannheim 1.

[Mannheimer Morgen, 20.12.1985:]

Eine Umfrage des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

WAS HALTEN SIE VOM HEUTIGEN DEUTSCH?

Jedes Jahr eine Tagung mit Teilnehmern aus vielen Ländern, alle zwei Jahre die Verleihung des Duden-Preises - das sind im wesentlichen die Ereignisse, mit denen das Institut für deutsche Sprache in Mannheim an die Öffentlichkeit tritt. Ansonsten gehört es zu den Einrichtungen, die ihre Arbeit im verborgenen leisten. Eine wichtige Arbeit, gilt sie doch einem der wichtigsten Kulturgüter unserer Sprachgemeinschaft: eben der deutschen Sprache. Vor allem mit deren gegenwärtigen Formen, Entwicklungen und Anwendungen beschäftigen sich die Wissenschaftler in der Mannheimer Friedrich-Karl-Straße 12.

Sie beobachten, registrieren, forschen - aber sie möchten auch einbeziehen, was Menschen, die nicht vom Fach sind, von ihrer Sprache halten. Menschen, die redend und schreibend Tag für Tag am lebendigen Sprachgeschehen teilhaben, aktuelle Veränderungen aufnehmen, annehmen oder ablehnen. Deshalb wendet sich das Mannheimer Institut mit einem Katalog von Fragen an die gesamte Bevölkerung - in der Hoffnung, daß möglichst

viele ein paar ruhige Minuten finden mögen, um sich zum Thema Deutsch zu äußern. Um also die Antworten anzukreuzen und vielleicht auch, auf gesondertem Blatt, ein paar Erläuterungen beizufügen oder ein paar Beispiele aus der alltäglichen Erfahrung anzuführen.

Die Antworten und die eventuellen Erläuterungen werden bis zum 7. Januar kommenden Jahres an die folgende Anschrift erbeten: Institut für deutsche Sprache, - "Sprachumfrage" -, Postfach 5409, 6800 Mannheim 1. Über das Ergebnis werden wir natürlich berichten, sobald die Auswertungs-Arbeit der Mannheimer Wissenschaftler beendet ist.

[Fragebogentext wie in der Rhein-Neckar-Zeitung]

Anmerkungen

- 1 Siehe Stickel, Gerhard (1984): Einstellungen zu Anglizismen, in: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Werner Besch et al., Göttingen 1984, 279-310. Zeitungstexte als Quelle normativer Sprachauffassungen benutzt auch Stötzl, Georg (1986): Normierungsversuche und Berufungen auf Normen bei öffentlicher Thematisierung von Sprachverhalten, in: Schöne, Albrecht (Hrsg.), Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 4, Tübingen 1986, 86-100.
- 2 Bei der Zusammenstellung half mir Conrad Plastwich. Durchgesehen wurden 791 in den Jahren 1981 bis 1985 erschienene Artikel aus 176 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, die eine breite regionale Streuung aufweisen (zwischen dem Flensburger Tageblatt und der Neuen Zürcher Zeitung). Die Texte verteilen sich aber inhomogen auf die verschiedenen Blätter: Je zehn oder mehr Artikel stammten aus zwanzig Zeitungen, bemerkenswert viele, vor allem Sprachglossen, aus Der Tagesspiegel, Berlin (55), Frankfurter Allgemeine (47), Darmstädter Echo (41), Neue Zürcher Zeitung (26). 104 Zeitungen waren nur mit einem oder zwei Texten vertreten.

In der Gesamtmenge befanden sich lediglich 89 meist gekürzte Leserbriefe. Unter den übrigen Texten waren rund 70 z.T. gekürzte oder mit Kommentaren versehene Mehrfachabdrucke von Agenturmeldungen und einzelnen Glossen.

Der überwiegende Teil der Texte war aus den Jahren 1984 und 1985. Aber auch für diese Jahre erwies sich das Corpus als lückenhaft. Mehrere Glossen, Kommentare und Leserbriefe beziehen sich auf Texte in vorausgegangenen Ausgaben derselben Zeitung, die aber in der Sammlung fehlten.
- 3 Mehrere der in vielen anderen Zeitungstexten geäußerten Meinungen und Befürchtungen finden sich gebündelt in dem zehnteiligen SPIEGEL-Artikel vom 9.7.84: "Deutsch - eine Industrienation verliert ihre Sprache". Mit diesem Artikel setzt sich eine Heidelberger Magisterarbeit auseinander: Trabold, Annette (1985): Die Sprachverfallstheorie im Spiegel der Presse, Heidelberg (vervielf.).
- 4 Herrn Roth von der Rhein-Neckar-Zeitung und Herrn Schönfeldt vom Mannheimer Morgen danke ich noch einmal für ihre Hilfe.
- 5 Für sachkundigen Rat und tatkräftige Hilfe bei der Statistik (Rohstatistik, Kreuztabellen und Chi-Quadrat-Tests) bin ich meinem Institutskollegen Tobias Brückner verpflichtet. Ihm habe ich für das Erfassungsschema, die Datenerfassung, die Anwendung eines im Rechenzentrum des Instituts vorhandenen Statistikprogramms sowie für eine Reihe nützlicher Hinweise zu danken. Fehldeutungen der ermittelten Werte gehen selbstverständlich zu meinen Lasten.

- 6 Der längste Kommentar umfaßt 15 eng beschriebene Schreibmaschinenseiten und stammt nicht etwa von einem Anhänger der Sprachverfallsmeinung.
- 7 Von der größten Berufsgruppe, den beteiligten Lehrern der verschiedenen Schular-ten, ist der Anteil der Entscheidungen für die Alternative 1a) ("zum Schlechten") noch etwas größer, nämlich 86,6%.
- 8 Die nach längeren Zitaten angegebenen Zahlen sind Ordnungsnummern der Fragebö-
gen und Kommentare.
- 9 Das durchschnittliche Alter der Teilpopulation, die der Meinung 2f) zustimmt, ist 52,7 Jahre und liegt damit nur 1,6 Jahre höher als das Durchschnittsalter derer, die anderer Meinung sind. Dies gilt selbstverständlich nur für die Antworten, zu denen Altersangaben vorliegen.
- 10 Wegen einzelner zweifelhafter Zuordnungen sind einige Zahlen nur gerundet angege-
ben.
- 11 "Die Pest über *Ich würde sagen!*" (Hausfrau, 47 J., Nr. 584).
- 12 Vgl. hierzu eine 'schwäbische' Meinung: "Als gebürtige Schwäbin mußte ich mir im
Ausland Hochdeutsch angewöhnen, da mich niemand verstand. Deshalb Mundart ja,
aber nicht ausschließlich." (Fremdsprachensekretärin, 42 J., Nr. 525)
- 13 Den Zusammenhang zwischen Verfallsmeinungen und holistischen Sprachauffassungen
erörtert auch Klein, Wolfgang (1986): Der Wahn vom Sprachverfall und andere My-
then, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 62, 1986, S. 11-28.
- 14 Als Phänomen der "dritten Art", d.h. weder kausal noch final angemessen zu erklä-
ren, wird Sprachveränderung von Rudi Keller gedeutet: Zur Theorie des sprachlichen
Wandels, in: ZGL 10 (1982), 1-27; s. auch Kellers Beitrag in diesem Band.
- 15 Die Meinungsverteilung der Schüler weicht z.T. erheblich von den Ergebnissen der
Zeitungsumfrage ab. So sieht die Mehrzahl der Schüler (64,6%) im Unterschied zu
den an der Umfrage Beteiligten (12,5%) keinen Anlaß zur Sorge um die Sprachent-
wicklung. Dies spricht dafür, daß die Bewertung von Sprachveränderungen alters-
spezifisch ist. Plausibel ist dies schon deshalb, weil 16- bis 20-jährige Menschen im
Vergleich zu den meist erheblich älteren an der Zeitungsumfrage Beteiligten kaum
Veränderungen des Sprachgebrauchs beobachten konnten. Abweichungen gibt es auch
bei den Antworten zu einigen der anderen Fragen. Da aber mit den Schülern ge-
schlossene, relativ homogene Gruppen gefragt wurden, eignen sich ihre Antworten
nur sehr eingeschränkt als Kontroll- oder Kontrastdaten zu den Ergebnissen der
offenen Zeitungsumfrage.
- 16 Die Frage einer eventuellen Ausweitung oder Wiederholung der Umfrage wurde
während der Jahrestagung des IDS kontrovers diskutiert. Für eine Wiederholung
nach einiger Zeit plädierte Werner Abraham (Univ. Groningen). Da das Ergebnis
der einmaligen Umfrage "allenfalls intuitiven Wert" habe, könne es nur durch eine
Gegenprobe methodisch hinreichend gesichert werden. Mehrere andere Diskussions-
teilnehmer vertraten die Ansicht, daß durch die Formulierung der Fragen und die
Anordnung der Antwortmöglichkeiten vorwiegend Menschen mit negativen Sprach-
einstellungen angesprochen würden. Harald Weinrich (Univ. München) schlug vor,
an-
stelle eines Fragebogenverfahrens, das negative Einstellungen begünstige, Verfahren
zur Förderung eines positiven Sprachbewußtseins zu wählen. Ein solches Verfahren
sei etwa, die Beteiligten zu ermutigen, positive Spracherlebnisse zu erzählen:
"Sprachbewußtsein in Geschichten".

0. Inhaltsübersicht

1. Allgemeines
2. Arbeiten der Abteilungen
 - 2.1. Grammatik
 - 2.2. Lexik
 - 2.3. Sprache und Gesellschaft
 - 2.4. Wissenschaftliche Dienste
3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler
4. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts
5. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS
6. Gastwissenschaftler
7. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache
8. Besondere Nachrichten
9. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben
10. Veröffentlichungen des Instituts

1. Allgemeines

Der Jahresbericht informiert in knapper Form über die Arbeiten des Instituts im Jahre 1986. Die Abschnitte 3 bis 6 geben eine Übersicht über Tagungen und Vortragsveranstaltungen, über Kontakte zu anderen Institutionen, über die Lehrtätigkeit von IDS-Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie über Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler/innen am IDS. Unter den Punkten 7 bis 10 finden sich Zusammenstellungen der Namen der IDS-Mitarbeiter/innen und der Gremienmitglieder, Angaben zum IDS-Haushalt sowie eine Liste der Institutsveröffentlichungen.

Seit Beginn des Jahres 1986 werden die Arbeitsvorhaben des Instituts in vier Abteilungen durchgeführt: "Grammatik", "Lexik", "Sprache und Gesellschaft", "Wissenschaftliche Dienste" (vgl. Jahresbericht 1985, S. 3.) Die anschließende Darstellung der Arbeiten folgt dieser Abteilungsgliederung.

2. Arbeiten der Abteilungen

2.1. Abteilung Grammatik

Leitung: Gisela Zifonun

2.1.1. Grammatik des heutigen Deutsch

Mitarbeiter/innen: Joachim Ballweg, Ulrich Engel, Helmut Frosch, Brigitte Hilgendorf (bis Juni 1986), Ursula Hoberg (bis 30.9.1986 beurlaubt), Ludger Hoffmann, Bruno Strecker, Klaus Vorderwülbecke, Gisela Zifonun

1986 erschien ein Forschungsbericht unter dem Titel "Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik" (herausgegeben von Gisela Zifonun, Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 63, Tübingen: Narr). In ihm sind die wichtigsten Ergebnisse der Konzeptionsphase für das Grammatikvorhaben zusammengefaßt: Neben Beiträgen zur theoretischen Fundierung der Grammatik und Skizzen zu grammatischen Themen wie Tempus und Apposition im Deutschen erläutert der Band vor allem den Charakter der geplanten Grammatik und gibt eine Übersicht über Inhalt und Aufbau.

Die Grammatik wird nicht nur die grammatischen Formen und syntaktischen Strukturen des Gegenwartsdeutschen beschreiben, sondern auch nach der Funktion und der kommunikativen Leistung grammatischer Formen fragen. Dies nicht nur im isolierten Einzelsatz, sondern in den Zusammenhängen von Text und Diskurs. Sie soll auch hinausblicken über den traditionellen Gegenstandsbereich der geschriebenen Standardsprache auf typische grammatische Eigenschaften des gesprochenen Deutsch und grammatische Charakteristika fach- und wissenschaftssprachlicher Kommunikation. Empirische Auskunft über den grammatischen Sprachgebrauch in unterschiedlichen Textsorten des heutigen geschriebenen und gesprochenen Standarddeutsch geben die maschinenlesbaren Textkorpora des IDS: Belege aus diesen Korpora werden die Grammatik zumindest teilweise von den üblichen konstruierten Beispielsätzen entlasten. Dabei soll die grammatische Erschließung der Korpora durch Verfahren zur maschinellen Syntaxanalyse unterstützt werden. Ein entsprechendes Analyseprogramm, das in Saarbrücken entwickelte System SATAN, wurde erprobt.

Die erste Version der Grammatik soll bis 1991 vorliegen. Für diese Version liegt eine detaillierte Arbeitsplanung vor, die sich an den Kapiteln der geplanten Grammatik orientiert. 1986 wurden die Teile 'Diskurs und Grammatik', 'Elementare funktionale Rollen in Sprachhandlungen und ihre Realisation in kommunikativen Minimaleinheiten (Prädikation und Referenz)', 'Sprecher-Hörer-Bezug in grammatischen Einheiten (Höflichkeitsformen)' und 'Kompositionaler Aufbau von Sätzen: Kategoriale Struktur' bearbeitet.

Eine zweite Fassung der Grammatik ist für etwa 1995 vorgesehen. Sie soll aus einem Kernband, d.h. einer erweiterten Fassung der ersten Version, und einer Reihe von Kommentarbänden bestehen. Kernband und Kommentarbände sollen verschiedene Adressatengruppen ansprechen. Der Kernband wendet sich in seiner ersten und zweiten Version an eine breite Öffentlichkeit von Sprachinteressierten und von professionellen Benutzern (Deutschlehrer, Deutschlektoren usw.). Die Kommentarbände sollen die im Kernband zusammengefaßten grammatischen Beschreibungen argumentativ erschließen und in die grammatische Forschung einordnen. Sie wenden sich also in erster Linie an grammatische Experten.

2.1.2. Grammatik-Bibliographie

Bearbeiterin: Brigitte Hilgendorf

Die im IDS maschinell gespeicherte, 1985 als "Bibliographie zur deutschen Grammatik 1965-1983" (= Studien zur deutschen Grammatik Bd. 26, Tübingen: Narr, Autoren: P. Eisenberg, A. Gusovius) erschienene Bibliographie wurde 1986 erweitert: Im Vordergrund stand die Aktualisierung auf den Stand von 1985/86. Eine Neuauflage der Bibliographie, die um ca. 1.500 Titel erweitert ist, soll im Frühjahr 1987 erscheinen.

2.1.3. Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel zusammen mit jugoslawischen Germanisten

Im Berichtsjahr wurden an der deutsch-serbokroatischen kontrastiven Grammatik noch letzte Korrekturarbeiten durchgeführt. Die zweibändige Grammatik ist Mitte 1986 gleichzeitig in Novi Sad und München erschienen: Ulrich Engel/Pavica Mrazović (Hrsg.): Kontrastive Grammatik Deutsch-Serbokroatisch, 2 Halbbände, 1510 Seiten.

In Novi Sad und Mannheim wurde mit den Arbeiten an einem deutsch-serbokroatischen Valenzlexikon (bearb. von Pavica Mrazović und Ulrich Engel) begonnen. Das Lexikon soll als Ergänzungsband zur deutsch-serbokroatischen Grammatik erscheinen.

2.1.4. Deutsch-rumänische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel und Mihai Işbaşescu, Bukarest

Nach dem Abschluß der deutsch-serbokroatischen kontrastiven Grammatik (DSKKG) im März 1986 wurde die Projektgruppe neu organisiert. Im Hinblick auf die beschränkten Kooperationsmöglichkeiten wird das Projekt nun von drei Wissenschaftlern (zwei Rumänen, einem Deutschen) zu Ende geführt.

Die Herstellung des druckfertigen Manuskripts erfolgt in mehreren Stufen: Die bereits fertiggestellten deutschen Teile der deutsch-rumänischen kontrastiven Grammatik werden ab März 1987 in Bukarest um rumänische Teile ergänzt. Dann wird in Mannheim bis Ende 1987 ein vorläufiges Endmanuskript hergestellt. Für eine nochmalige Überarbeitung werden dann etwa zwei Monate erforderlich sein, so daß die Grammatik in der ersten Hälfte 1988 in den Druck gehen kann.

2.1.5. Deutsch-spanische kontrastive Grammatik

Die Abschlußarbeiten an der deutsch-spanischen kontrastiven Grammatik werden nicht am IDS, sondern in Heidelberg und Freiburg von den früheren Projektleitern Prof.Dr. Nelson Cartagena und Prof.Dr. Hans-Martin Gauger durchgeführt. Im Berichtsjahr wurden die Abstimmung, Ergänzung und Korrektur der beiden vorliegenden Teilmanuskripte fortgesetzt. An dem Register wurde weitergearbeitet.

2.1.6. Deutsch-japanische kontrastive Grammatik

Die Ergebnisse dieses Vorhabens werden in der vierbändigen Reihe "Deutsch und Japanisch im Kontrast", hrsg. v. Tohru Kaneko und Gerhard Stickel (Julius Groos Verlag, Heidelberg), veröffentlicht. Bisher sind erschienen:

Bd. 1: Schrift - Lautstrukturen - Wortbildung. 1984, 2. Aufl. 1987.

Bd. 2: J. Rickmeyer, Morphosyntax der japanischen Gegenwartssprache. 1983, 2. Aufl. 1985.

Der Band 4 mit kontrastiven Einzeluntersuchungen zu ausgewählten Teilbereichen des Deutschen und Japanischen ist 1986 in den Druck gegangen und wird im Frühjahr 1987 erscheinen. Der Band 3 enthält einen Abriß der Morphosyntax des Deutschen und einen Vergleich der morphosyntaktischen Hauptmerkmale des Deutschen und des Japanischen. Teile der für diesen Band vorliegenden Manuskripte bedürfen noch der Ergänzung und Überarbeitung durch die Herausgeber.

2.1.7. Wortbildung (Außenstelle Innsbruck)

Leitung: Lorelies Ortner (bis 31.3.1986)

Mitarbeiterinnen: Elsbeth Gassner-Koch, Elgin Müller-Bollhagen, Lorelies Ortner (alle bis 31.3.1986)

Die Arbeiten an den beiden Abschlußbänden des Werkes "Deutsche Wortbildung" wurden fortgesetzt: Der Band V behandelt die Substantivkomposita, der Band VI die Adjektivkomposita und die Partizipialbildungen. Die Innsbrucker Außenstelle des IDS wurde zum 31. März 1986 aufgelöst. Zu diesem Zeitpunkt lagen die Rohmanuskripte der beiden ge-

nannten Bände vor. Die Endredaktion der Manuskripte wird von ehemaligen Mitarbeiterinnen der Innsbrucker Außenstelle und von Dr. Hanspeter Ortner (Innsbruck) sowie von Professor Dr. Hans Wellmann (Augsburg) besorgt. Eine Druckvorlage soll im Laufe des Jahres 1987 erarbeitet werden.

2.2. Abteilung Lexik

Leitung: Gisela Harras (ab 1.4.1986)

(kommissarische Leitung bis 31.3.1986: Rainer Wimmer)

2.2.1. Lexikon der schweren Wörter

Mitarbeiter: Gisela Harras, Ulrike Haß, Michael Kinne (bis 30.9.1986), Monika Kolvenbach, Jacqueline Kubczak (ab 1.10.1986), Wolfgang Mentrup, Gerhard Strauß

Koordination: Gisela Harras

Die Vorarbeiten zur Konzeption des Lexikons sind abgeschlossen. Das Manuskript der Arbeit von Wolfgang Mentrup: "Zur Pragmatik einer Lexikographie – Auch zur Beschreibung schwerer Wörter (am Beispiel fachexterner Anweisungstexte)" ist fertiggestellt.

Das Lexikon enthält die folgenden vier zentralen Kommunikationsbereiche schwerer Wörter in der öffentlichen Diskussion: (1) Politik, (2) Medizin, (3) Umwelt, (4) Kultur und Bildung. Für jeden dieser Bereiche wurde eine Stichwortliste mit ca. 50 Lemmata erstellt, innerhalb derer eine erste Zuordnung zu den vorgesehenen Artikelformen (Einzel-, Gruppen- oder Überblicksartikel) vorgenommen wurde. Es wurden Muster zu Gruppen- und Überblicksartikeln mit unterschiedlichen Informationsgewichtungen – enzyklopädisch, sprach(wissenschaft)lich und textsortenspezifisch – erarbeitet.

Das Schema für Einzelartikel wurde präzisiert und verbessert, wobei vor allem die unterschiedlichen Informationen des semantischen Kommentars und die Strukturen der Verweise innerhalb eines jeweiligen Wortschatzbereichs und im gesamten Lexikon besonders berücksichtigt wurden. Das Schema wurde so konzipiert, daß es auch alle übrigen Artikelformen abdeckt. Eine erste Version wurde in die lexikographische Datenbank LEDA (s. Abschnitt 2.4.2.) eingegeben.

2.2.2. Lexikon der Lehn-Wortbildung

Mitarbeiter: Gabriele Hoppe, Michael Kinne (ab 1.10.1986), Alan Kirkness (bis 31.7.1986), Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Günter D. Schmidt

Koordination: Elisabeth Link

Die theoretischen Vorarbeiten zur Lehn-Wortbildung im Deutschen und deren lexikographischer Darstellung sind abgeschlossen. Das Manuskript zu dem entsprechenden Forschungsbericht, der 1987 erscheint, ist fertiggestellt:

Gabriele Hoppe, Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Günter D. Schmidt: Deutsche Lehn-Wortbildung. Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten Wortbildungs-Einheiten im Deutschen (Forschungsbericht des IDS, Band 64).

Das Lexikon enthält etwa 50 Lehn-Wortbildungseinheiten, anhand derer das Regelwerk der Lehn-Wortbildung im Deutschen beschrieben wird. Sie werden im Lexikon als Hauptlemmata in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Ihnen untergeordnet werden jeweils mehrere Kombinationen mit ihnen als Sublemmata, die in Einzelartikeln dargestellt werden.

Im Berichtszeitraum wurde eine Stichwortliste der Hauptlemmata mit den wichtigsten zugehörigen Kombinationen erstellt. Artikel zu Lehn-Wortbildungseinheiten und Kombinationen aus ihnen wurden erarbeitet. Zugleich wurde ein Schema zur lexikographischen Darstellung entwickelt.

2.2.3. Korpuserweiterung

Die maschinenlesbaren Textkorpora als Basismaterial für die beiden Lexika wurden um dpa-Texte und Texte aus der Wochenzeitung DIE ZEIT erweitert. Die Übernahme von Texten aus dem SPIEGEL und STERN wurde vorbereitet. Das Korpus von Texten aus dem MANNHEIMER MORGEN wurde laufend erweitert.

2.2.4. Deutsches Fremdwörterbuch

Die Wortregister sind als Lieferungen 2 und 3 des letzten Bandes erschienen. Lieferung 1 mit dem Nachwort wird vorbereitet und erscheint 1987.

2.2.5. Ost-West-Wortschatz

Bearbeiter: Manfred W. Hellmann

Die Abschlußarbeiten am "Maschinellen Korpuswörterbuch" zum Bonner Zeitungskorpus bestanden in der Vereinheitlichung und Ergänzung der 600 Wortartikel sowie in der Überarbeitung der Verwendungsbeispiele und Verweise. Derzeit wird das Wörterbuch zum Druck auf dem hauseigenen Laserdrucker aufbereitet. Die Druckvorlage soll Mitte 1987 fertiggestellt sein.

2.2.6. Verbvalenz

Bearbeiter: Helmut Schumacher

Das Typoskript des Valenzwörterbuchs: "Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben" wurde abgeschlossen. Das Wörterbuch ist 1986 als Band 1

der Reihe "Schriften des Instituts für deutsche Sprache" (Berlin: de Gruyter) erschienen.

Eine unkommentierte Bibliographie mit Titeln zur Valenz wurde auf den aktuellen Stand gebracht. Sie soll Anfang 1987 erscheinen.

2.3. Abteilung Sprache und Gesellschaft

Leitung: Werner Kallmeyer

2.3.1. Schlichtung - Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte

Mitarbeiter: Wolfgang Klein, Werner Nothdurft, Ulrich Reitemeier, Peter Schröder

Leitung: Werner Nothdurft

Für das Projekt Schlichtung, das in seiner Anfangsphase von der Deutschen Forschungsgemeinschaft mitgetragen wurde, ist eine Laufzeit bis Ende 1987 vorgesehen. Ziele des Projekts sind:

- Schlichtung als einen komplexen Typ sprachlichen Handelns zu beschreiben;
- die Auswirkungen unterschiedlicher institutioneller Bedingungen auf das Schlichtungsverfahren aufzuzeigen;
- sprachliche Verfahren zur Bewältigung der Beteiligungsanforderungen zu analysieren.

Das Interesse richtet sich auf die Untersuchung von Schlichtungsgesprächen in unterschiedlichen Lebensbereichen unter verschiedenartigen Bedingungen: z.B. Güteverhandlungen vor dem Schiedsmann, Schlichtungen in Arbeitsrechtsauseinandersetzungen und bei Verbraucherkonflikten usw. Es werden unterschiedliche Formen der Schlichtung von formal geregelten Güteverfahren bis hin zu institutionell nicht geregelten, informellen Schlichtungen erfaßt.

Die Arbeit konzentrierte sich 1986 auf die systematische Analyse ausgewählter Aspekte von Schlichtungsgesprächen (die Rekonstruktion des Konflikts, die Wahrung von Neutralität, die Herstellung von Kompromißbereitschaft, Techniken der Herbeiführung von Einigung). Außerdem wurde das Gesprächskorpus, das den Analysen zugrundeliegt, erweitert.

2.3.2. Kommunikation in der Stadt

Mitarbeiter: Karl-Heinz Bausch, Franz-Josef Berens, Werner Kallmeyer, Inken Keim, Pantelis Nikitopoulos, Johannes Schwitalla

Leitung: Werner Kallmeyer

Das Vorhaben läuft seit 1982 und soll 1989 abgeschlossen werden. Ziel des Projekts ist die Beschreibung und Erklärung des Zusammenhangs von Stilen sprachlichen Verhaltens

und der Struktur von Lebenszusammenhängen (sozialen Welten) in der Stadt. Die Untersuchung konzentriert sich auf unterschiedliche Lebensräume innerhalb der Stadt mit mehr oder minder ausgeprägten lokalen Gemeinschaften, in denen je nach Bevölkerungsstruktur und Zustand der Gemeinschaftsbildung in einer lokalen Welt Merkmale anderer sozialer Gliederungen (z.B. in Schichten) überlagert werden oder aber die Wirksamkeit solcher Merkmale in Prozessen der Aufspaltung sichtbar wird.

Die Untersuchung wird in Mannheim durchgeführt. Auf der Grundlage eingehender ethnographischer Beobachtungen in vier Mannheimer Stadtvierteln mit unterschiedlichen sozialen und sprachlichen Gegebenheiten werden ausgewählte Gruppen von Bewohnern auf die sprachlichen Verfahren der Gruppenbildung und der Identitätsbestimmung hin untersucht. Dabei werden die wesentlichen Eigenschaften ihres sozialen Stils vergleichend beschrieben und ihre Zuordnungen zur lokalen Welt und zu anderen sozialen Bezugsrahmen analysiert.

Das sprachliche Verhalten der untersuchten Gruppen wird nach folgenden Gesichtspunkten beschrieben:

- (1) Welche Kommunikationsformen sind entscheidend für die Herstellung und Aufrechterhaltung von sozialem Zusammenhalt unter städtischen Lebensbedingungen?
- (2) Mit welchen Mitteln werden die Gruppenidentität und ihr Verhältnis zur lokalen Welt ausgedrückt?
- (3) Welche Merkmale hat der bevorzugte/dominante soziale Stil in der sozialen Welt, der sich die Mitglieder der Gruppe zuordnen?

Im Jahr 1986 wurden die ethnographischen Erfassung der Sozialstruktur abgeschlossen, die Erhebung von Sprachmaterial (Tonbandaufnahmen) fortgesetzt und das linguistische Analyseprogramm anhand exemplarischer Studien weiterentwickelt. Zur Zeit werden ein Band mit exemplarischen Analysen, ein Band mit ethnographischen Beschreibungen von Mannheimer Stadtteilen und ein Textband für die Veröffentlichung vorbereitet.

2.4. Abteilung Wissenschaftliche Dienste

Leitung: Wolfgang Teubert

2.4.1. Informations- und Dokumentationsstelle (IuD-Stelle)

Mitarbeiter: Aloys M. Hagspühl, Gerhard Jakob, Konrad Plastwich, Ulrich Wetz (ab 1.11. 1986)

Die IuD-Stelle erbringt Informationsdienstleistungen aufgrund regelmäßiger Erhebungen und unter Auswertung von am Institut erarbeiteten Materialien (z.B. Bibliographien) und sonstigen einschlägigen Informationsquellen. Informationsdienste beziehen sich auf folgende Bereiche:

- germanistische Linguistik einschließlich neuerer deutscher Sprachgeschichte (In- und Ausland);
- allgemeine Sprachwissenschaft (deutschsprachige Länder);
- Gruppenmehrsprachigkeit, bezogen auf Gebiete mit Deutsch als beteiligter Sprache.

Im Jahr 1986 erschien die Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft, Teil A: Dozenten und Lehrveranstaltungen in Auswahl, Studienjahr 1985/86. Mit der Datenerhebung für den Teil B: Forschungsvorhaben 1985/86 wurde begonnen. Dieser Band wird im ersten Halbjahr 1987 erscheinen.

Im Bereich Dokumentation Mehrsprachigkeit wurde als Band XI der Reihe "Deutsche Sprache in Europa und Übersee" der Sammelband "Europäische Sprachminderheiten im Vergleich" veröffentlicht. Die Arbeiten an der Bibliographie zur Gruppenmehrsprachigkeitsforschung konnten im Berichtsjahr noch nicht abgeschlossen werden. Die Bibliographie soll 1987 erscheinen.

Die IuD-Stelle war im Berichtsjahr zuständig für die organisatorische Betreuung der am Institut arbeitenden Gastwissenschaftler sowie der Besucher und Besuchergruppen. Sie nahm ferner die ständigen Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit wahr, beantwortete Anfragen bzw. leitete sie an die zuständigen Stellen weiter. Zu ihren Aufgaben gehörte auch die Redaktion der Zeitschrift SPRACHREPORT. Schließlich vertreibt die IuD-Stelle die im Eigenverlag des Instituts erschienenen Bücher und Broschüren.

Aufgrund einer Vereinbarung mit dem Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Baden-Württemberg, führt das Institut seit 1984 Praktika für Diplom-Dokumentare in der Ausbildung durch. Die zweite Praktikantin hat ihre Ausbildung in den Dokumentations- und Archiveinrichtungen des Instituts im Herbst 1986 abgeschlossen.

2.4.2. Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Mitarbeiter: Tobias Brückner, Silvia Dickgießer, Gert K. Frackenpohl (beurlaubt), Rudolf Schmidt, Klaus Wothke (bis 30.11.1986)

Leitung: Wolfgang Teubert

Aufgaben der Arbeitsstelle sind:

- der Betrieb der Rechenanlage (Siemens 7.536);
- Aufbau, Bereitstellung und Auswertung maschinenlesbarer Wort- und Textkorpora der deutschen Gegenwartssprache;
- die Entwicklung von Programmen zur Textanalyse und -verarbeitung;
- der Aufbau der Lexikographischen Datenbank (LEDA);

- die Bereitstellung von Datenbanksystemen und die Entwicklung von Ein- und Ausgabe-programmen für verschiedene Informations- und Dokumentationsdienste.

Die Arbeitsstelle hat auch im Berichtsjahr besondere Anstrengungen unternommen, um die Leistungsfähigkeit der Rechenanlage zu erhalten. Es ging vor allem darum, bei sehr knappen finanziellen Mitteln notwendige Ersatz- und Erweiterungsbeschaffungen im Hardware-Bereich durchzuführen. Die Komponenten der Rechenanlage, die bei diesen Maßnahmen im Mittelpunkt standen, werden im Jahresbericht 1985, S. 13f. angesprochen. - Erste Erfahrungen wurden im Berichtsjahr mit dem Pilotprojekt "Deutsches Forschungs-netz" gemacht.

Die Entwicklungsarbeiten an der Lexikographischen Datenbank (LEDA) wurden 1986 wei-ter vorangetrieben. LEDA ist konzipiert als Hilfsmittel für lexikographische Arbeiten der Abteilung Lexik. Das System soll in seiner endgültigen Fassung drei Hauptkomponenten umfassen:

- Die TEXTDATEI enthält maschinenlesbare Textkorpora der deutschen Gegenwarts-sprache. Der Zugriff auf die Textdatei erfolgt mit Hilfe des am IDS entwickelten Pro-grammsystems REFER, das es dem Lexikographen erlaubt, im Dialogbetrieb auf Belege für beliebige Zeichenketten in den Korpora zuzugreifen.
- Die WORDDATEI soll maschinenlesbare Wörterbücher enthalten. Der Zugriff auf die Lexikoneinträge soll mittels jeder Kategorie der Einträge möglich sein. Darüberhinaus werden in ihr die "Neuzugänge" im Wort-Bestand der Korpora bei jedem Anschluß von neuen Texten an REFER in bearbeitetem Zustand abgespeichert.
- In der ARBEITS/ERGEBNISDATEI werden die jeweils bearbeiteten Wortartikel eines zu erstellenden Wörterbuchs abgespeichert.

Die TEXTDATEI umfaßte Ende 1985 Texte im Umfang von ca. 8,6 Millionen Wortformen. Sie wurde 1986 hauptsächlich um Texte der Lokalzeitung "Mannheimer Morgen" auf über 10 Millionen Wortformen erweitert. Die dazu erforderlichen Daten werden vom Zeitungs-verlag maschinenlesbar zur Verfügung gestellt. 1986 wurde mit der Bearbeitung von Ar-tikeln der ZEIT begonnen, die dem IDS ab Jahrgang 1985 zur Verfügung gestellt wird. Erstmals wurde in diesem Jahr die TEXTDATEI auch um fachspezifische Texte zu den verschiedenen Lexikbereichen erweitert, die über eine Lesemaschine (KDEM) eingelesen wurden.

Für die ARBEITS-/ERGEBNISDATEI von LEDA wurden die Vorarbeiten weiter fortgeführt. Hierzu wurden u.a. die Artikelstrukturen bestehender Wörterbücher (DUDEN, VALENZWÖRTERBUCH) analysiert, mit Probeartikeln der Lexikgruppe verglichen und Konzepte für Eingabe, Speicherung und Zugriff sowie für eine kontextabhängige Sortierung von Unterartikeln entwickelt. Derzeit existiert eine Testversion der Komponenten Eingabe von Artikeln und Einbinden von Belegdaten in einen Artikel bei fester Artikelstruktur.

Der schon seit längerer Zeit geplante Zugriff auf die IDS-Korpora über lemmatisierte Register wurde durch die Arbeiten an der erweiterten Fassung des maschinenlesbaren Lexikons (MOLEX) seiner Realisierung näher gebracht. Für die neue Version des maschinenlesbaren Lexikons (MOLEX) wurden manuell die Einträge zu den Funktionswortklassen zusammengestellt. Es handelt sich dabei um 26 Wortklassen mit ca. 2.800 Einträgen. Die Bearbeitung der Grundformenliste für Substantive, Verben und Adjektive wurde fortgesetzt.

In Zusammenarbeit mit der Abteilung Grammatik wurde eine Vorstudie für einen Syntaxparser durchgeführt, der für die syntaktische Analyse der am IDS vorhandenen Textkorpora vorgesehen ist. Ein erstes Fazit dieser Vorstudie war der Entschluß, den Syntaxparser SATAN, der in den 70-er Jahren am SFB 100 "Elektronische Sprachforschung" der Universität Saarbrücken entwickelt wurde, auf unserer Rechenanlage zu implementieren und zu überprüfen, ob sich das System für die Analyse der IDS-Korpora eignet.

Die Arbeitsstelle hat 1986 auch Programme für die Aufbereitung des MKWB (Maschinelles Korpus-Wörterbuch; s. Abschnitt 2.2.5.) erstellt. Das MKWB soll 1987 publiziert werden.

Die Nachfrage nach Leistungen des externen Service der LDV hielt auch 1986 unvermindert an. Im Vergleich zum Vorjahr war das Interesse an einer Übernahme (Miete, Kauf) maschinenlesbarer Daten jedoch deutlich geringer.

Die Arbeitsstelle hat 1986 für IDS-Mitarbeiter, Gäste und Besucher des Instituts eine Vielzahl von Einzelberatungen und mehrere Kurse zur Einführung in die Arbeit mit vorhandener Software durchgeführt. Auf der Jahrestagung 1986 wurden Entwicklungen der

LDV der Fachöffentlichkeit vorgeführt. Gegen Jahresende erschien das LDV-Info 6, das eine Reihe von Berichten zu wichtigen Arbeiten der Arbeitsstelle enthält.

2.4.3. Deutsches Spracharchiv

Mitarbeiterinnen: Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Leitung: Edeltraud Knetschke

Die Aufgaben des Deutschen Spracharchivs sind die Archivierung, Bereitstellung, Verschriftlichung, Analyse, Dokumentation und Vorbereitung von Aufnahmen gesprochener Sprache (Mundart, Umgangssprache, Standardsprache). Die Arbeitsstelle verfügt über das größte Schallarchiv gesprochener deutscher Sprache, wobei in der Regel Tonbänder als Schallträger dienen. Insgesamt sind über 10.000 Aufnahmen mit einer Abspieldauer von ca. 2.500 Stunden vorhanden. Die Korpora haben einen Umfang von rund 15 Millionen Wörtern laufender Texte.

Zu den ständigen Aufgaben der Arbeitsstelle gehört die herausgeberische und redaktionelle Betreuung der Reihe PHONAI. In dieser Reihe erschien 1986 als Band 31 (Monographien 18): Anthony R. Rowley: Fersental (Val Fersina bei Trient/Oberitalien). Untersuchung einer Sprachinselmehrheit. – An der Typoskripterstellung für den Band "Zur Orthoepie der Plosiva in der deutschen Hochsprache" wurde weitergearbeitet. Mit der Fertigstellung ist im April 1987 zu rechnen. – Als druckfertiges Typoskript zu einem Textkorpus-Band wurde zur Veröffentlichung angenommen: Rainer Rath, Sprache von Gastarbeiterkindern.

Die Auswertung der Jiddisch-Dokumentation ist in der Phase der Bearbeitung von Tonbandaufnahmen weiter vorangeschritten. An der Vorbereitung der Publikation einer Tonbandaufnahme wird zur Zeit gearbeitet.

Zu den Serviceleistungen zählten wie bisher die Betreuung und Beratung von Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland. Für zahlreiche Wissenschaftler und Forschungsinstitute wurden wieder Tonbandkopien von Texten und Protokollbögen angefertigt.

Die Vorarbeiten zu einem Gesamtkatalog des Deutschen Spracharchivs (Verzeichnis aller hier archivierten deutschsprachigen Tonbandaufnahmen, vertextet wie unvertextet) sind abgeschlossen, ebenso die zur digitalen Duplizierung der wichtigsten deutschsprachigen Korpora des Schallarchivs.

2.4.4. Bibliothek

Mitarbeiter: Lucia Berst, Eva Teubert, Ulrich Wetz (bis 30.10.1986)

Leitung: Eva Teubert

Im Berichtsjahr wurde die Bibliothek angesichts der knappen Mittel vor allem gemäß den unmittelbaren Erfordernissen der IDS-Arbeitsvorhaben erweitert. Als gut ausgebaute Spezialsammlung für die germanistische Sprachwissenschaft wird die Institutsbibliothek zunehmend auch von Wissenschaftlern und Studierenden der umliegenden Hochschulen genutzt.

Die Bibliothek besorgte den Bücheraustausch mit anderen Institutionen, führte bibliographische Beratungen für Mitarbeiter und Gastwissenschaftler sowie nach Möglichkeit auch Literaturrecherchen durch. Sie war und ist zuständig für die Fernleihe und den Verkehr mit den Universitätsbibliotheken. Wie in den vergangenen Jahren übernahm die Bibliothek auch viele Einzelaufgaben in der Betreuung von Gästen des Instituts.

2.4.5. Redaktion GERMANISTIK (Außenstelle Tübingen)

Mitarbeiter: Erna Knorpp, Tilman Krömer, Daniela Ruttloff

Leitung: Tilman Krömer

Die Redaktion des Bibliographie- und Referatenorgans GERMANISTIK erfaßt und verzeichnet vierteljährlich die in- und ausländischen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Germanistik sowie in Auswahl der allgemeinen Sprach- und Literaturwissenschaft. Die Redaktion soll in Zukunft (vorgesehen: ab 1989) von einem eingetragenen Verein getragen werden, der unter Mitwirkung des Landes Baden-Württemberg in Tübingen konstituiert wurde. Seit 1987 hat die Zeitschrift ein neues Herausgebergremium (vgl. GERMANISTIK 28.1987, S. 1.)

3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler

3.1. Jahrestagung 1986 "Sprachtheorie. Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag"

Das Rahmenthema der Jahrestagung, die in der Zeit vom 11. bis 14. März 1986 im Musensaal des Mannheimer Rosengartens stattfand, wies diesmal weit über den traditionellen Gegenstandsbereich der Germanistischen Linguistik hinaus und bezog vor allem die Anwendungsperspektive mit in die Betrachtung ein. Behandelt wurden zentrale sprachtheoretische Konzeptionen, Forschungsinteressen und Methoden, die von der gegenwärtigen

Sprachwissenschaft angeboten und vertreten werden, und zwar unter Berücksichtigung sprachphilosophischer, sozial- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektiven. Ein Teil der Tagung war den historischen Perspektiven des Themas gewidmet. Hier wurden Vorträge gehalten zu den handlungstheoretischen Auffassungen der frühen Germanistik zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zur Hermeneutik des 18. Jahrhunderts und zur Sprachtheorie Wilhelm von Humboldts. In einer Podiumsdiskussion wurden die sprachtheoretischen Auffassungen F. de Saussures, K. Bühlers und N. Chomskys vorgestellt und erörtert. Wichtige Anwendungsaspekte kamen in der Schlußphase der Tagung zur Sprache: die Sprachauffassung in der modernen belletristischen Literatur, die Sprachtheorien im Schulunterricht, sprachliche Differenzierungen im Bewußtsein der Sprecher, Alltagswissen über Dialekte, und last but not least Ergebnisse einer Zeitungsumfrage über Meinungen und Einstellungen von Bürgern zu ihrer Sprache. Die Referate werden 1987 publiziert. An der Tagung nahmen etwa 400 Wissenschaftler aus 22 Ländern teil.

3.2. Kolloquium und Sitzung der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

3.2.1. Kolloquium "Deutscher Sprachunterricht in der Erwachsenenbildung"

Zum 20. und 21. Juni 1986 lud die Kommission für Fragen der Sprachentwicklung Experten aus unterschiedlichen Bildungseinrichtungen nach Mannheim, um die Situation und Konzepte des deutschen Sprachunterrichts in der Erwachsenenbildung zu erörtern.

Eine Bestandsaufnahme des Deutschunterrichts an berufsbildenden Schulen gab F. Hebel (TU Darmstadt). Er plädierte für eine kommunikationstechnische Grundbildung. Nur sie erhalte die Chance für berufliche Mobilität. Unterrichtswerke müßten grammatisches Wissen und sprachliche Fertigkeiten in Lebenszusammenhängen vermitteln. Zur Situation des deutschen Sprachunterrichts im zweiten Bildungsweg referierte D. Homberger (Dortmund). In den vergangenen Jahren seien die Volkshochschulen zum zentralen Zuträger für Abendgymnasien und Kollegs geworden. Eine Tendenz zu mittleren Abschlüssen (Realschule, Mittlere Reife) zeichne sich ab. Man habe es eher mit einer kontinuierlichen Weiterbildung als mit einem "zweiten Bildungsweg" zu tun. Lehrmaterial gibt es dafür noch wenig. Einen Überblick über die Lehrbuchsituation gab B. Sandfuchs (Fischerbach). Zentrales Problem sei die Benutzung veralteter Lehrbücher, denn Lehrer und Schüler würden unzureichend informiert. Ein kommentiertes Verzeichnis, das Benutzerhilfen gebe, könnte die Lage verbessern. Erfahrungen mit Lehrmaterialien im Bereich Deutsch für Deutsche an Volkshochschulen zeigen – so A. Auth (Köln) –, daß Erwachsene mehr die intensive Betrachtung eines Gegenstandes (z.B. Text) in seinen unterschiedli-

chen Facetten wünschen, während Kinder Abwechslung im Gegenstand wollen. Der Aspekt werde in Lehrmaterialien noch unzureichend berücksichtigt. Die Frage, wie funktional Reflexion über Sprache in der Erwachsenenbildung sein kann, wurde von E. Schoenke (Bremen) aufgeworfen. Experimentelle Erfahrungen mit unterschiedlichen Unterrichtsmodellen hätten erwiesen: Wenn Erwachsene einen Sinn dahinter sehen, lernen sie schneller. Ihr Vorwissen muß integriert werden. Begriffliche Hierarchien sind für sie wichtiger als für Kinder. Der Zeitfaktor spielt eine große Rolle. Trotz integrierten Lernens (Reflexion über und Produktion von Texten) wollen Erwachsene zwischendurch strukturierte Überblicke durch den Lehrer. Vorschläge für Übungskonzepte in Sprachlehrbüchern für Erwachsene gab G. Häusler (Berlin). Unterrichtstexte sollten wirklichkeitsnahe, aber keine aktuellen Themen haben. Übungssequenzen sollten mit Wahlmöglichkeiten versehen sein, damit die Gruppe für ihre Bedürfnisse wählen kann. Übungsbücher sollten kompatibel mit anderen Unterrichtsmaterialien sein.

Alphabetisierung als gescheiterte Lerngeschichte war das Thema von W. Kraft und E. Fuchs-Brüninghoff (Volkshochschulverband Frankfurt). Teilnehmer der Kurse haben oft nur geringe Lesekenntnisse, dagegen aber eine große Schwellenangst vor der Textproduktion. Der Erwerb von Lese- und Schreibfertigkeiten sei auf die Dauer nur erfolgreich, wenn der Schüler seine angeeigneten Vermeidungsstrategien ablegt, d.h. sein Selbstbild ändert. Das wiederum eröffnet ihm neue Handlungsmöglichkeiten, die zu Konflikten mit der vertrauten Umwelt führen könnten. Alphabetisierungskurse erforderten deshalb auch eine therapeutische Komponente.

Als Fazit des Kolloquiums wurde festgehalten: Deutscher Sprachunterricht in der Erwachsenenbildung muß die unterschiedlichen Ausbildungsvoraussetzungen der Lerner integrieren, lebenspraktische Erwartungen müssen in Unterrichtskonzept und Lernziel berücksichtigt werden, die Motiviertheit der Erwachsenen erlaubt exemplarisches und integriertes Lernen, sie haben aber auch ein besonderes Bedürfnis nach strukturierenden Überblicken. Diese Bedingungen und Möglichkeiten stellen Anforderungen an Unterrichtsmaterialien, denen bisher noch wenig entsprochen wurde.

3.2.2. Sitzung der Kommission für Sprachentwicklung

Im Berichtsjahr fand am 20.6. eine interne Sitzung statt. Wiedergewählt wurden die Mitglieder H. Fotheringham, R. Hoberg, H. Sitta, H. Steger und H. Walther. Als Datum und Thema des nächsten Kolloquiums wurden beschlossen: 26. und 27. Juni 1987 "Spracherwerb und Sprachunterricht bei Hörgeschädigten".

3.3. Kommission für Rechtschreibfragen des IDS

Die Kommission setzte im Berichtsjahr ihre Arbeit in kleineren Arbeitsgruppen fort. Die von der Kommission erarbeiteten Regeln zur Zusammen- und Getrennschreibung wurden von B. Schaefer unter Berücksichtigung letzter Stellungnahmen redaktionell überarbeitet und während der Jahrestagung des IDS am 12. März im kleineren Kreis verabschiedet. Damit liegt auch für diesen Bereich ein Neuregelungsvorschlag der Kommission vor. Am 28. und 29. November organisierte H. Zabel in Bonn ein Expertengespräch zum Problem der Schreibung sogenannter Fremdwörter im Deutschen, an dem neben Mitgliedern der Kommission auch H. Munske und G. Muthmann als externe Experten und Referenten teilnahmen.

Vom 2. bis 8. Juni fand im IDS die nunmehr vierte internationale Arbeitstagung statt, an der Mitglieder der mit der Orthographie und ihrer Neuregelung befaßten Arbeitsgruppen aus der DDR, der Bundesrepublik, aus Österreich und aus der Schweiz teilnahmen. Im Mittelpunkt der Tagung stand die Interpunktion. Die Teilnehmer einigten sich auf die Grundsätze ihrer Neuregelung, auf die Gliederung des neuen Regelwerks und auf die Formulierung der Hauptregeln. Die überarbeitete Fassung wurde im Oktober den Arbeitsgruppen zur abschließenden Beratung zugeschickt. Sich noch ergebende Stellungnahmen werden bis März 1987 eingearbeitet. Auf der Arbeitstagung wurde zudem in einer ersten Runde die Zusammen- und Getrennschreibung diskutiert, die (wie auch die Fremdwortschreibung) auf der nächsten Arbeitstagung 1987 in Zürich ausführlich behandelt wird.

3.4. Vorträge externer Wissenschaftler

Dr. Fritz Hermanns, Lausanne/Schweiz: Appellfunktion und Wörterbuch. Überlegungen zur deontischen Bedeutung lexikalischer Einheiten (17.1.1986)

Frau Dr. Marie-Hélène Perey, Frankfurt a.M.: Truth, validation and daily knowledge in a marocan community (25.2.1986)

Prof. Dr. Wolfgang Rettig, Düsseldorf: Können 'schwere Wörter' durch Motivierung leichter werden? (16.4.1986)

Prof. Dr. Norbert Morciniec, Breslau/VR Polen: Das Niederländische in der Geschichte der deutschen Sprache (22.5.1986)

Prof. Dr. Paul Valentin, Paris: Betrachtungen zur Semantik (27.5.1986)

Frau Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad/Jugoslawien: Der theoretische und didaktische Nutzen einer kontrastiven Grammatik (9.6.1986)

Prof. Dr. Dieter Viehweger, Berlin/DDR: Makrostrukturen im Lexikon und ihre Darstellung im Wörterbuch (19.6.1986)

Doz. Dr. Tomasz Czarnecki, Warschau/VR Polen: Das Passiv im Deutschen mit Ausblicken auf das Polnische (2.10.1986)

Prof. Dr. Joachim Schildt, Berlin/DDR: Zur Bedeutung der Textsorten für eine Theorie des Sprachwandels (25.11.1986)

Dr. Peter Rosenberg, Berlin: Soziale Markiertheit von Dialekten. Am Beispiel des Berlinischen (11.12.1986)

4. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts

4.1. Kontakte zu anderen Institutionen

- Universität Mannheim und Universität Heidelberg sowie zahlreiche weitere germanistische und sprachwissenschaftliche Institute an Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland
- Fakultät für germanische Sprachen der Universität Bukarest
- Arbeitskreis "Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik" (Germanisten der Universitäten Belgrad, Novi Sad, Sarajevo und Zagreb)
- Arbeitskreis "Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik", Kopenhagen
- Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn
- Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache beim DAAD, Bonn
- Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
- Inter Nationes, Bonn
- Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft
- Gesamtdeutsches Institut, Bundesanstalt für Gesamtdeutsche Fragen, Bonn
- Goethe-Institut, München
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt
- Deutscher Sprachatlas, Marburg
- Alexander von Humboldt-Stiftung
- Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute
- Fachverband Moderne Fremdsprachen
- Gesellschaft für Angewandte Linguistik e.V., Trier
- Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
- Centre de Recherches Sémiologiques, Universität II Lyon
- Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit (UFSAL), Brüssel
- Sonderforschungsbereich 99, Konstanz
- Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn
- Gesellschaft für Information und Dokumentation mbH (GID), Frankfurt
- GLDV Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Datenverarbeitung e.V., Frankfurt

- DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
- Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
- Stiftung Volkswagenwerk, Hannover
- Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn
- EURALEX, European Association for Lexicography, Exeter

4.2. Lehraufträge von IDS-Mitarbeitern

- Dipl.Math. Tobias Brückner: SS 1986, Einführung in die LDV, Proseminar (zus. mit W. Teubert), Universität Mannheim
 WS 1986/87, Einführung in die LDV II, Proseminar, Universität Mannheim
- Prof. Dr. Ulrich Engel: SS 1986, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Vorlesung, Universität Bonn
 SS 1986, Untersuchungen zur deutschen Grammatik, Proseminar, Universität Bonn
 WS 1986/87, Dependenztheorie, Proseminar, Universität Bonn
- Helmut Frosch: WS 1986/87, Algebraische Linguistik und Grammatiktheorie, Proseminar, Universität Heidelberg
- Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer: SS 1986, Neuere Ansätze der Soziolinguistik, Forschungsseminar, Universität Saarbrücken
 WS 1986/87, Sprachliche Verfahren der Verständigungssicherung, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Priv. Doz. Dr. Gisela Harras: WS 1986/87, Die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen - Deutsche Satzsemantik, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Dr. Ulrike Haß, WS 1986/87, Synchronische und diachronische Aspekte des Gefühlswortschatzes, Proseminar, TH Darmstadt
- Priv. Doz. Dr. Ludger Hoffmann: SS 1986, Kontrastive Grammatik Deutsch-Türkisch, Vorlesung, Universität Münster
 SS 1986, Projekte zur Diskursanalyse, Kolloquium, Universität Münster
- Dr. Inken Keim: WS 1986/87, Einführung in die Linguistik, Proseminar, Universität Mannheim
- Pantelis Nikitopoulos: SS 1986, Theorien des Zweitspracherwerbs und ihre pädagogisch-didaktischen Implikationen für den Unterricht und die Entwicklung von Lernmaterialien, Seminar, P.H. Heidelberg
 WS 1986/87, Interethnische Kommunikation und Deutschunterricht für Ausländerkinder, Seminar, P.H. Heidelberg
- Dr. Rudolf Schmidt: SS 1986, Datenverarbeitung 2 für Wirtschaftsingenieure, Vorlesung, Fachhochschule für Technik Mannheim
 WS 1986/87, Datenverarbeitung 2 für Wirtschaftsingenieure, Vorlesung, Fachhochschule für Technik Mannheim
- Priv. Doz. Dr. Johannes Schwitalla: SS 1986, Theorien der Soziolinguistik, Hauptseminar, Universität Freiburg
 WS 1986/87, Die Sprache Martin Luthers, Hauptseminar, Universität Freiburg

Prof. Dr. Gerhard Stickel: SS 1986, Zur Grammatik des heutigen Deutsch - Nominal- und Verbalsyntax, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1986/87, Deutsche Wortbildung, Hauptseminar, Universität Mannheim

Priv. Doz. Dr. Bruno Strecker: SS 1986, Linguistisches Kolloquium (zus. mit Prof. Dr. H.J. Heringer), Universität Augsburg
WS 1986/87, Partikeln im Deutschen, Hauptseminar (zus. mit Prof. Dr. H.J. Heringer), Universität Augsburg

Prof. Dr. Rainer Wimmer: SS 1986, Praktische Satzsemantik II, Hauptseminar, Universität Heidelberg
WS 1986/87, Nominalsyntax des Deutschen, Hauptseminar, Universität Heidelberg

Dr. Klaus Wothke: SS 1986, Syntaxtheorien und Syntaxparser, Vorlesung mit Übungen, Universität Heidelberg
WS 1986/87, Algorithmische Phonologie, Proseminar, Universität Heidelberg

4.3. Kurse und Kurzseminare von IDS-Mitarbeitern

Dr. Karl-Heinz Bausch: Deutsch für Ausländer (Fortgeschrittene 1 und 2), Kurs, Abendakademie Mannheim
Erlebte Geschichte in Erzählungen, Seminar, Abendakademie Mannheim

Dipl.Math. Tobias Brückner: Programmierkurs INTERLISP, EWH Koblenz

Prof. Dr. Ulrich Engel: 20.-22.10.1986, Intensivseminar zur deutschen Grammatik (für Dozenten aller türkischen Universitäten) Ankara

Dr. Manfred W. Hellmann: Sprache und Nation - Zur Entwicklung der Sprache in den beiden deutschen Staaten (6 Seminarvorträge im Rahmen von Lehrerfortbildungsveranstaltungen, Jan.-März und Okt.-Dez. 1986) Berlin

Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer: 1.-19.9.1986, Konversationsanalyse, Kurs während der Linguistischen Sommerschule, München

Helmut Schumacher: 1.-26.9.1986, Kurzseminar, Verbanalyse, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

Priv. Doz. Dr. Johannes Schwitalla: 6.11.1986, Fortbildungskurs von Bewährungshelfern

4.4. Vorträge von IDS-Mitarbeitern

Dr. Joachim Ballweg: 26.2.1986, Praesensperfekt und Praeteritum im Deutschen, 8. Jahrestagung der DGfS an der Universität Heidelberg

Dr. Karl-Heinz Bausch: 12.8.1986, Zur integrierten Verwendung von Dialekt und Standardsprache, Internationaler Ferienkurs der Universität Bochum

Prof. Dr. Ulrich Engel: 22.10.1986, Die deutschen Tempora, Hacettepe Universität Ankara

- Aloys M. Hagspihl: 28.10.1986, Dokumentation und Information in der Germanistik. Einige ausgewählte Probleme, Université de Limoges
- Priv. Doz. Dr. Gisela Harras: 26.2.1986, Regeln kooperativen Handelns. Zur Einwirkung von alten und neuen Kommunikationskanälen auf komplexe Aufforderungen (zus. mit J. Grabowski-Gellert), 8. Jahrestagung der DGfS an der Universität Heidelberg
- Dr. Ulrike Haß: 27.10.1986, Fachchinesisch - oder von der Möglichkeit, etwas auf deutsch zu sagen. Vortrag vor dem Sprachwissenschaftlichen Kolloquium an der TH Darmstadt und der Gesellschaft für deutsche Sprache - Ortszweig Darmstadt
- Priv. Doz. Dr. Ludger Hoffmann: 20.6.1986, Zur Bestimmung von Erzählfähigkeit. Am Beispiel zweitsprachlichen Erzählens. Kolloquium Erzählerwerb, Universität Dortmund
- 7.-9.10.1986, Problems of Comprehension in Criminal Proceedings. International Conference on Discourse in Institutions, Universität Dortmund
- Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer: 13.5.1986, Korreferat zum Vortrag von W.D. Hartung, Symposium Sprache und Pragmatik, Lund
- 7.6.1986, Talking about the world. Formulation, universe of discourse, group, and social world. Symposium Communication in Social Networks, Bad Homburg
- 2.10.1986, Sprachliche Konstitution sozialer Wirklichkeiten. Jahrestagung der GAL, Großbereich Soziolinguistik
- 4.12.1986, Komplexes Handeln im Gespräch - untersucht am Beispiel von Beratungen, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie
- Dr. Michael Kinne: 17.1. und 14.11.1986, Wortschatzentwicklung in Deutschland nach 1945 - unter besonderer Berücksichtigung der DDR. Berlin (Gesamtdeutsches Institut in Verbindung mit der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung)
- 21.11.1986, Blauhemd, Broiler und Brigade. Verstehen Sie DDRsch? Hofheim/Ts. (Kunst- und Bildungsverein/Volkshochschule)
- Dr. Wolfgang Klein, M.A.: 26.2.1986, Handlungskoordination und Konfliktbearbeitung in Kind-Kind-Interaktionen, 8. Jahrestagung der DGfS an der Universität Heidelberg
- Dr. Edeltraud Knetschke: 10.-12.4.1986, Zur Problematik des Deutschen Spracharchivs, Gedächtniskolloquium für Eberhard Zwirner, Antwerpen
- Dr. Elisabeth Link: 30.1.1986, Zu einem Lexikon der deutschen Lehnwortbildung, Lexikographisches Kolloquium der Universität Heidelberg
- Dr. Wolfgang Mentrup: 6.11.1986, Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung in der Diskussion, Universität Hannover
- 27.11.1986, Wann endlich kommt die Rechtschreibreform? 28.11.1986, Modifizierte Großschreibung kontra gemäßigte Kleinschreibung; beide: "Wilhelmsbader Forum zur Kritik der deutschen rechtschreibung", Fachtagung 27./28.11.1986, Hanau
- Pantelis Nikitopoulos: 18.7.1986, Linguistic interactive dimensions of local identity, Symposium: Image and identity of cities, 21st International Congress of Applied Psychology, Jerusalem

21.11.1986, Ethnographie und Aspekte der lokalen Kommunikation in einer urbanen Soziolinguistik, Universität Gesamthochschule Paderborn

- Dipl.Psych. Dr. Werner Nothdurft M.A.: 7.2.1986, Gesprächsanalyse von Schlichtungsprozessen, MPI für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt (zus. mit P. Schröder)
- 18.-22.2.1986, Gesprächsanalyse subjektiver Konflikt-Organisationen, Tagung der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie, Berlin
- 25.-28.2.1986, Schlichtung. Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte, 8. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Heidelberg
- 14.7.1986, Die Innenwelt des Streits. Subjektive Konfliktsichtweisen in Schlichtungsgesprächen, Psychologisches Institut der Universität Münster
- 7.-9.10.1986, Interactional Paradoxa of Institutional Conflict-Resolution, European Conference on Discourse in Institutions, Universität Dortmund
- 9.12.1986, Eins und Uneins. Perspektivendivergenz und interaktive Bedingungen der Konsensherstellung in Streitgesprächen, SFB 227 Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter, Universität Bielefeld
- Dr. Peter Schröder: 7.2.1986, Gesprächsanalyse von Schlichtungsprozessen, MPI für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt (zus. mit W. Nothdurft)
- Priv. Doz. Dr. Johannes Schwitalla: 3.-6.6.1986, Common argumentation and group identity, International Conference on Argumentation, Amsterdam
- Prof. Dr. Gerhard Stickel: 14.3.1986, Was halten Sie vom heutigen Deutsch? - Ergebnisse einer Zeitungsumfrage, IDS-Jahrestagung
- 9.6.1986, Meinungen zum heutigen Deutsch, Universität München
- 17.9.1986, Voraussetzungen und Ziele des kontrastiven Sprachvergleichs, Deutsch-chinesisches Germanistentreffen Peking
- 28.9.1986, Ist die deutsche Sprache noch zu retten? Süddeutscher Rundfunk
- Dr. Gerhard Strauß: 14.-16.5.1986, Neue Wege in der Lexikographie des politisch-ideologischen Wortschatzes, Third International Symposium on Lexicography, Kopenhagen
- Prof. Dr. Rainer Wimmer: 8.11.1986, Zu den gesellschaftlichen Einflüssen auf die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert, Aston University, Birmingham
- Dr. Klaus Wothke: 26.5.1986, Ein experimentelles System zur maschinellen Erlernung morphologischer Regelapparate, Germanistisches Seminar, Universität Heidelberg
- 25.8.-29.8.1986, Machine learning of morphological rules by generalization and analogy, 11th International Conference on Computational Linguistics, Bonn
- 15.10.1986, The Mannheim Lexicographical Data Base LEDA, ESF/IAI-Conference Standardizations in Computerized Lexicography, Saarbrücken

5. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS

Auch im Berichtsjahr wurde das IDS wieder von zahlreichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland besucht, die zum großen Teil über längere Zeiträume blieben, um ihre Forschungen im ständigen Kontakt mit den Mitarbeitern des IDS fortzuführen:

Prof. Dr. Muhammed Abu-Hattab, Kairo, Ägypten – Peter Anliker, lic. fil., Bern, Schweiz – Ute Bärnert-Fürst, Campinas, Brasilien – Doz. Dr. Peter Bassola, Budapest, Ungarn – Dr. Maria Teresa Bianco, Neapel, Italien – Prof. Huiying Chen, Peking, China – Prof. Yuezun Chen, Tianjin, China – Mag. Margaret Cop, Erlangen – Doz. Dr. habil. Tomasz Czarnecki, Warszawa, Polen – Dr. agrégée Martine Dalmás, Nice, Frankreich – Winifred Davies M.A., Manchester, England – Doz. Xuefu Dou, Beijing, China – Doz. Mogens Dyhr, Kopenhagen, Dänemark – Mag. Iwona Frackiewicz, Wrocław, Polen – Doz. Dr. phil. Folke Freund, Uppsala, Schweden – Mag. Waldemar Grzybowski, Toruń, Polen – Dr. phil. Christopher Hall, Leicester, England – Oberass. Sayed Ahmed Ali Hammam, Kairo, Ägypten – Prof. Wanheng Han, Tianjin, China – Mag. Aluizia Hanisch, Assis, Brasilien – Sen. Lecturer, Director Dr. Reinhard R.K. Hartmann M.A., Exeter, England – Lecturer Charlotte Hoffmann M.A., Salford, England – Prof. Dr. Hugo Jedig, Omsk, UdSSR – Christina Kämmer, Bonn – Dr. phil. Markku Kantola, Oulu, Finnland – Denis Keith, Tassin, Frankreich – Dr. Gabriella Klein, Neapel, Italien – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Oulu, Finnland – Mag. Cornelia Laks, Poznań, Polen – Prof. Dr. Oddleif Leirbukt, Tromsø, Norwegen – Cliona Marsh M.A., Dublin, Irland – Prof. L.T.C.L. Ph.D. Simone Mascarenhas M.A., Bombay, Indien – Prof. Dr. sc. phil. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Dr. Silvia Papasova, Veliko Tarnovo, Bulgarien – Dr. phil. Galina Pawlowa, Sofia, Bulgarien – Jennifer Perry, Auckland, Neuseeland – Mag. Tadeusz-Adam Pruba, Łódź, Polen – Prof. Dr. Philos. Laurits Saltveit, Oslo, Norwegen – Mag. Shinichi Sambe, Tokyo, Japan – Lektor Dr. Doina Sandu, Bukarest, Rumänien – Prof. Carlo Serra-Bernet, Rom, Italien – Prof. Dr. Wolfgang Settekorn, Hamburg – Dozent Cand. Mag. Svavaur Sigmundsson, Reykjavik, Island – Prof. Takashi Sengoku, Tokyo, Japan – Ostdr. Mikko Sinisalo, Helsinki, Finnland – Dr. med. Werner Schulz, Freiburg – Lektor Dr. phil. Speranta Stanescu, Bukarest, Rumänien – Ass. Prof. Dr. phil. Stanka Stoyanova-Jovcena, Sofia, Bulgarien – Dr. phil. Rozemaria Krystyna Tertel, Warszawa, Polen – Michael Townson M.A., M.Litt, Birmingham, England – Sen. Lecturer Suzanne Tyndel M.A., Auckland, Neuseeland – Lecturer Ph. D. Edwin M. Wilkinson, Clayton Victoria, Australien – Ph.D. Niclas Witton, North Ryde, Australien – Prof. Jiajie Zhang, Guangzhou, China – Doz. Zusheng Zhou, Peking, China – Doz. Huili Zhuang, Peking, China – Eleonore Zettersten, Lund, Schweden – Lektor Dr. Ingeborg Zint, Kopenhagen, Dänemark.

6. Gastwissenschaftler

Im Berichtsjahr konnten aus finanziellen Gründen keine Wissenschaftler/innen zur Unterstützung der IDS-Forschungsvorhaben eingeladen werden. Das IDS ist bemüht, eine solche Hilfe von außen für die eigenen Vorhaben in den nächsten Jahren wieder zu ermöglichen.

7. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache

(Stand: Dezember 1986)

7.1. Kuratorium

Vorsitzender: Präsident des IDS Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel

Stellvertreter: Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum

Dr. Joachim Ballweg, IDS – Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Dr. Elisabeth Link, IDS – Dr. Werner Nothdurft, IDS – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier – Prof. Dr. Ingo Reiffenstein, Salzburg – Priv. Doz. Dr. Johannes

Schwitalla, IDS – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Prof. Dr. Herbert E. Wiegand, Heidelberg – 1. Bürgermeister Manfred David als Vertreter der Stadt Mannheim – Regierungsdirektor Dr. Erwin Schömbis und Amtsrat Rolf W. Schmid als Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg – Regierungsdirektor Dr. Manfred Pusch als Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und Technologie – Legationsrat I Günter Wehrmann als Vertreter des Auswärtigen Amtes – Dr. Hans-Jörg Mauser als Vertreter des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache.

Ehrenpräsident des IDS: Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hugo Moser, Bonn

7.2. Vorstand

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer

7.3. Institutsrat

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer;

Abteilungsleiter: Priv. Doz. Dr. Gisela Harras (Lexik) – Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer (Sprache und Gesellschaft) – Dr. Wolfgang Teubert (Wissenschaftliche Dienste) – Dr. Gisela Zifonun (Grammatik). Mitarbeitervertreter: Tobias Brückner – Helmut Frosch – Dr. Inken Keim – Helmut Schumacher – Eva Teubert.

7.4. Mitarbeiter/innen des Instituts

Abteilung Grammatik

Abteilungsleiterin: Dr. Gisela Zifonun; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Joachim Ballweg – Prof. Dr. Ulrich Engel – Helmut Frosch – Brigitte Hilgendorf, M.A. – Ursula Hoberg – Priv. Doz. Dr. Ludger Hoffmann – Priv. Doz. Dr. Bruno Strecker – Klaus Vorderwülbecke; Sekretärinnen: Erna Kaehler – Ruth Maurer.

Abteilung Lexik

Abteilungsleiterin: Priv. Doz. Dr. Gisela Harras; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Ulrike Haß – Dr. Manfred Hellmann – Gabriele Hoppe – Dr. Michael Kinne – Monika Kolvenbach – Jacqueline Kubczak – Dr. Elisabeth Link – Dr. Wolfgang Mentrup – Isolde Nortmeyer – Dr. Günter Schmidt – Helmut Schumacher – Dr. Gerhard Strauß; Sekretärinnen: Marlies Dachselt – Karin Laton.

Abteilung Sprache und Gesellschaft

Abteilungsleiter: Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Franz Josef Berens – Dr. Inken Keim – Dr. Wolfgang Klein, M.A. – Dipl. rer. pol. Pantelis Nikitopoulos – Dipl.-Psych. Dr. Werner Nothdurft, M.A. – Dipl.-Soz. Ulrich Reitemeier – Dr. Peter Schröder – Priv. Doz. Dr. Johannes Schwitalla; Sekretärinnen: Hanni Kohlhaselt – Gisela Menzel.

Abteilung Wissenschaftliche Dienste

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Tobias Brückner – Sylvia Dickgießer – Gert K. Frackenpohl (beurlaubt) – Aloys Hagspühl – Gerhard Jakob – Dr. Edeltraud Knetschke – Tilman Krömer – Dr. Margret Sperlbaum – Dipl. Math. Dr. Rudolf Schmidt; Dokumentare: Konrad Plastwich – Ulrich Wetz; Mitarbeiter in der

Datenverarbeitung: Alfred Herrmann - Claus Hoffmann - Rainer Krauß - Peter Mückenmüller - Uwe Sommer - Manfred Schreckenberger; Datenerfassung: Gerda Beck; Bibliothekare: Lucia Berst - Dipl.Bibl. Erna Knorpp - Dipl.Bibl. Daniela Ruttloff - Dipl.Bibl. Eva Teubert; Sekretärinnen: Anneliese Brants - Ingrid Karlsson; Composer-Schreibkräfte: Ursula Blum - Ursula Erbe.

Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter: Herbert Rheinacker; Verwaltungsangestellte: Willi Balschbach - Annemarie Eisinger - Hannelore Janovsky - Leonore Kadzik - Hildegard Magis - Mari-
anne Wardein; Sekretariat: Doris Gerstel - Jacqueline Lindauer; Telefonistin: Isolde Wetz;
Hausmeister: Uwe Zipf; Reinigungsdienst: Lisa Bläß.

7.5. Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder:

Prof. Dr. Hans Eggers, Saarbrücken - Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil - Prof. Dr. Paul Grebe, Wiesbaden - Prof. Dr. Hans Neumann, Göttingen.

Ordentliche Mitglieder:

Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen - Prof. Dr. Klaus Baumgärtner, Stuttgart - Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum - Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen - Prof. Dr. Werner Besch, Bonn - Prof. Dr. Klaus Brinker, Hamburg - Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting, Essen - Prof. Dr. Harald Burger, Zürich - Prof. Dr. Dr.h.c. Eugenio Coseriu, Tübingen - Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel - Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin - Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim - Prof. Dr. Hellmut Geißner, Landau - Prof. Dr. Helmut Gipper, Münster - Prof. Dr. Jan Goossens, Münster - Prof. Dr. Walter Haas, Marburg - Prof. Dr. Franz Josef Hausmann, Erlangen - Prof. Dr. Klaus Heger, Heidelberg - Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg - Prof. Dr. Werner Hoffmann, Mannheim - Prof. Dr. Klaus-Jürgen Hutterer, Graz - Gerhard Kaufmann, München - Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn - Prof. Dr. Herbert Kolb, München - Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen - Prof. Dr. Theodor Lewandowski, Köln - Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel - Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck - Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen - Prof. Dr. Günter Neumann, Würzburg - Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart - Dr. h.c. Otto Nüssler, Wiesbaden - Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg - Prof. Dr. Rainer Rath, Saarbrücken - Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg - Prof. Dr. Marga Reis, Tübingen - Prof. Dr. Lutz Röhrich, Freiburg - Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken - Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum - Prof. Dr. Albrecht Schöne, Göttingen - Prof. Dr. Rudolf Schützeichel, Münster - Prof. Dr. Hansjakob Seiler, Köln - Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon - Prof. Dr. Dieter Stellmacher, Göttingen - Prof. Dr. Georg Stötzel, Düsseldorf - Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen - Prof. Dr. Heinz Vater, Köln - Prof. Dr. Harald Weinrich, München - Prof. Dr. Walter Weiss, Salzburg - Prof. Dr. Hans Wellmann, Augsburg - Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg - Prof. Dr. Peter Wiesinger, Wien - Prof. Dr. Werner Winter, Kiel - Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf.

Emeritiert: Prof. Dr. Hennig Brinkmann, Münster - Prof. Dr. Gerhard Heilfurt, Marburg - Prof. Dr. Otto Höfler, Wien - Prof. Dr. Blanka Horacek, Wien - Dr. Karl Korn, Bad Homburg - Prof. Dr. Reinhold Olesch, Köln - Prof. Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg - Prof. Dr. Mario Wandruszka, Salzburg - Prof. Dr. Christian Winkler, Marburg - Prof. Dr. Paul Zinsli, Bern.

Korrespondierende Mitglieder in Europa:

Prof. Dr. Werner Abraham, Groningen, Niederlande - Prof. Dr. W. Admoni, Leningrad, UdSSR - Prof. Dr. Pierre Bange, Lyon, Frankreich - Prof. Dr. Andrzej Z. Bzdęga,

Poznań, Polen - Prof. Dr. Jan Czocharlski, Warschau, Polen - Prof. Dr. Jean David, Metz, Frankreich - Prof. Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien - Prof. Dr. Lubomir Drozd, Prag, CSSR - Prof. Dr. Martin Durrell, Manchester, Großbritannien - Prof. Dr. Erik Erämetsä, Turku, Finnland - Prof. Dr. Sándor Gárdonyi, Debrecen, Ungarn - Prof. Dr. Franciszek Grucza, Warschau, Polen - Prof. Dr. Mirra Guchmann, Moskau, UdSSR - Prof. Dr. Fernand Hoffmann, Luxemburg - Prof. Dr. K. Hyldgaard-Jensen, Kopenhagen, Dänemark - Prof. Dr. William Jones, London, Großbritannien - Prof. Dr. János Juhász, Budapest, Ungarn - Prof. Dr. Wolfgang Klein, Nijmegen, Niederlande - Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf, Schweiz - Prof. Dr. Jacques Lerot, Löwen, Belgien - Prof. Dr. Odo Leys, Löwen, Belgien - Prof. Dr. Kai B. Lindgren, Helsinki, Finnland - Prof. Dr. Zdeněk Masařík, Brno, CSSR - Prof. Dr. S. Mironoff, Moskau, UdSSR - Prof. Dr. Karl Mollay, Budapest, Ungarn - Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien - Prof. Dr. Pavel Petkov, Sofia, Bulgarien - Prof. Dr. Marthe Philipp, Straßburg, Frankreich - Prof. Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Jugoslawien - Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden - Prof. Dr. Leslie Seiffert, Oxford, Großbritannien - Prof. Dr. Emil Skála, Prag, CSSR - Prof. Dr. Gilbert de Smet, Gent, Belgien - Prof. Dr. Anthony William Stanforth, Edinburgh, Großbritannien - Prof. Dr. Birgit Stolt, Stockholm, Schweden - Prof. Dr. Aleksander Szulc, Kraków, Polen - Prof. Dr. Kalevi Tarvainen, Jyväskylä, Finnland - Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen - Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich - Prof. Dr. R.A. Wisbey, London, Großbritannien - Prof. Dr. Jean-Marie Zemb, Paris, Frankreich - Prof. Dr. Stanislav Zepić, Zagreb, Jugoslawien - Prof. Dr. Zoran Žiletić, Novi Beograd, Jugoslawien.

Emeritiert: Prof. Dr. Eduard Beneš, Prag, CSSR - Prof. Dr. Torsten Dahlberg, Göteborg, Schweden - Prof. Dr. Ingerid Dal, Oslo, Norwegen - Prof. Dr. Jean Fourquet, Fresnes, Frankreich - Prof. Dr. Mihai Isbăşescu, Bukarest, Rumänien - Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, Großbritannien - Prof. Dr. Gustav Korlén, Stockholm, Schweden - Prof. Dr. Ivar Ljungerud, Lund, Schweden - Prof. Dr. Cola Minis, Amsterdam, Niederlande - Prof. Dr. Laurits Saltveit, Oslo, Norwegen - Prof. Dr. C. Soeteman, Leiden, Niederlande.

Korrespondierende Mitglieder in Übersee:

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana Ill., USA - Prof. Dr. Emmon Bach, Austin, Texas, USA - Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien - Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA - Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Madison, Wisconsin, USA - Prof. Dr. Marvin Folsom, Provo, Utah, USA - Prof. Tozo Hayakawa, Tokyo, Japan - Prof. Eijiro Iwasaki, Kamakura, Japan - Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA - Prof. Dr. Byron J. Koekoek, Buffalo, N.Y., USA - Prof. Dr. Herbert L. Kufner, Ithaca, N.Y., USA - Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien - Prof. Dr. W.P. Lehmann, Austin, Texas, USA - Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA - Prof. Dr. Georg J. Metcalf, Chicago, Ill., USA - Prof. Dr. Carroll E. Reed, Amherst, Mass. USA - Prof. Dr. Erwin Theodor Rosenthal, Sao Paulo, Brasilien.

Emeritiert: Prof. Dr. Einar Haugen, Cambridge, Mass. USA - Prof. Dr. William G. Moulton, Princeton, N.Y., USA - Prof. Dr. Herbert Penzl, Berkeley, Calif., USA - Prof. Dr. Otto Springer, Philadelphia, Pennsylvania, USA.

7.6. Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen

Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil, Schweiz (Vorsitzender) - Prof. Dr. Günther Drosowski, Mannheim (Stellvertr. Vorsitzender) - Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen - Priv. Doz. Dr. Gisela Harras, IDS - Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn - Dr. Wolfgang Mentrup, IDS -

Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Dr. h.c. Otto Nüssler, Wiesbaden – Dr. Burkhard Schaefer, Essen – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Bernhard Weisgerber, Bonn – Prof. Dr. Hermann Zabel, Bonn.

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum (Vorsitzender) – Dr. Karl-Heinz Bausch, IDS (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim – Dr. H. Fotheringham, Wiesbaden – Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Priv. Doz. Dr. Werner Kallmeyer, IDS – Prof. Dr. Hans H. Reich, Landau – Prof. Dr. Gert Rickheit, Bielefeld – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Dr. Helmut Walther, Wiesbaden.

7.7. Beiräte

Beirat "Lexikon der Lehn-Wortbildung"

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Manfred Höfler, Düsseldorf – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier.

Beirat "Lexikon der schweren Wörter"

Dr. Rudolf Beier, Siegen – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Franz-Josef Hausmann, Erlangen – Prof. Dr. Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg.

Beirat "Schlichtung"

Prof. Dr. Konrad Ehlich, Dortmund – Prof. Dr. Klaus F. Röhl, Bochum – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg.

Beirat "Kommunikation in der Stadt"

Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel – Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel – Prof. Dr. Brigitte Schlieben-Lange, Frankfurt/M. – Prof. Dr. Fritz Schütze, Kassel.

Beirat "Grammatik des heutigen Deutsch"

Prof. Dr. Johann Altmann, München – Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Hans-Werner Erms, Passau – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken.

8. Besondere Nachrichten

Verstorben sind die Mitglieder des Wissenschaftlichen Rats Prof. Dr. Emil Öhmann, Helsinki; Prof. Dr. Pavel Trost, Prag.

9. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben

9.1. Personalstärke (Stand: 30.6.1986)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeitmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte	45
Verwaltungs-/technische Angestellte	35
Arbeiter	1
Projektangestellte (MKWB)	1
	<hr/>
	82
	=====

9.2. Anschriften

Institut für deutsche Sprache
Friedrich-Karl-Straße 12
Postfach 5409
6800 Mannheim 1, Telefon (0621) 44011

Außenstelle:

Redaktion GERMANISTIK
Vogtshaldenstraße 24
Postfach 2140
7400 Tübingen, Telefon (07071) 24185

9.3. Haushalte des Instituts im Berichtsjahr

Einnahmen:

Ministerium für Wissenschaft und Kunst	
Baden-Württemberg	DM 3.635.100,—
Bundesministerium für Forschung	
und Technologie	DM 3.635.100,—
eigene Einnahmen	DM 84.000,—
	<hr/>
	DM 7.354.200,—

Ausgaben:

Personalausgaben	DM 5.810.900,—
Sachausgaben	DM 1.543.300,—
Investitionen	--
	<hr/>
	DM 7.354.200,—

Projekt "Verbale Interaktion"

Zuschußgeber: DFG, Bonn

Personalausgaben	DM 18.000,—
Sachmittel	DM 2.600,—
	<hr/>
	DM 20.600,—

Projekt DFN

Zuschußgeber: Verein zur Förderung eines deutschen
Forschungsnetzes e.V., Berlin

Sachmittel	DM 6.600,—
	<hr/>
	DM 6.600,—

Projekt MKWB

Zuschußgeber: Bundesministerium für innerdeutsche
Beziehungen, Berlin

Personalmittel	DM 25.300,-
	<hr/>
	DM 25.300,-
Summe der Projektmittel	DM 52.500,-
Ordentlicher Haushalt	DM 7.354.200,-
	<hr/>
	DM 7.406.700,-
	=====

10. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache:

Bde. 1-21: Hans, Eggers, Johannes Erben, Hugo Moser, Hans Neumann, Hugo Steger;
Bde. 22-45: Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys, Hugo Moser, Hans Neumann;
Bde. 46-58: Hans Eggers, Johannes Erbens, Odo Leys, Wolfgang Mentrup, Hugo Moser;
ab Bd. 59: Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger, Rainer Wimmer.

Schriftleitung: Ursula Hoberg (bis Bd. 63), Eva Teubert (ab Bd. 64)

Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf

- Band 1: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Jahrbuch 1965/66. Erschienen 1967.
- Band 2: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67. Erschienen 1968.
- Band 3: Hans Jürgen Heringer, Die Opposition von 'kommen' und 'bringen' als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart. 1968.
- Band 4: Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung. ⁴1974.
- Band 5: Sprache - Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie. Jahrbuch 1968. Erschienen 1970.
- Band 6: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. ²1971.
- Band 7: Jean Fourquet, Prolegomena zu einer deutschen Grammatik. ⁴1973.
- Band 8: Probleme der kontrastiven Grammatik. Jahrbuch 1969. Erschienen 1970.
- Band 9: Hildegard Wagner, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung. ³1984.

- Band 10: Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart. Beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache. Formuliert von Siegfried Jäger. ³1973.
- Band 11: Rudolf Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung. ²1973.
- Band 12: Rainer Rath, Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache. 1971.
- Band 13: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970. Erschienen 1971.
- Band 14: Werner Ingendahl, Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung. ²1973.
- Band 15: Leo Weisgerber, Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung. 1971.
- Band 16: Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Zusammengestellt und kommentiert von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Manfred W. Hellmann. 1975.
- Band 17: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik. 1971.
- Band 18: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung. Aus den Referaten einer Tagung zusammengestellt von Manfred W. Hellmann. 1973.
- Band 19: Linguistische Studien I. 1972.
- Band 20: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971. Erschienen 1972.
- Band 21: Heidi Lehmann, Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR (bis 1968). 1972.
- Band 22: Linguistische Studien II. 1972.
- Band 23: Linguistische Studien III. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1. 1973.
- Band 24: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 2. 1973.
- Band 25: Els Oksaar, Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen. 1976.
- Band 26: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972. Erschienen 1974.
- Band 27: Nestor Schumacher, Der Wortschatz der europäischen Integration. Eine onomasiologische Untersuchung des sog. 'europäischen Sprachgebrauchs' im politischen und institutionellen Bereich. 1976.

- Band 28: Helmut Graser, Die Semantik von Bildungen aus *über-* und Adjektiv in der deutschen Gegenwartssprache. 1973.
- Band 29: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Erster Hauptteil. Ingeburg Kühnhold - Hans Wellmann, Das Verb. 1973.
- Band 30: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Horst Sitta und Klaus Brinker. 1973.
- Band 31: Andreas Weiss, Syntax spontaner Gespräche. Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten. 1975.
- Band 32: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Zweiter Hauptteil. Hans Wellmann, Das Substantiv. 1975.
- Band 33: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 1. 1974.
- Band 34: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 2. 1975.
- Band 35: Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973. Erschienen 1975.
- Band 36: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Jahrbuch 1974. Erschienen 1975.
- Band 37: Heinz Kloss, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. 1978.
- Band 38: Theo Bungarten, Präsentische Partizipialkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. 1976.
- Band 39: Probleme der Lexikologie und Lexikographie. Jahrbuch 1975. Erschienen 1976.
- Band 40: Wolfgang Steinig, Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. 1976.
- Band 41: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976. Erschienen 1977.
- Band 42: G.S. Scur, Feldtheorien in der Linguistik. 1977.
- Band 43: Deutsche Wortbildung. Dritter Hauptteil. Ingeburg Kühnhold/Oskar Putzer/Hans Wellmann, Das Adjektiv. 1978.
- Band 44: Ulrich Engel/Siegfried Grosse (Hrsg.), Grammatik und Deutschunterricht. Jahrbuch 1977. Erschienen 1978.
- Band 45: Helmut Henne/Wolfgang Mentrup/Dieter Möhn/Harald Weinrich (Hrsg.), Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. 1978.

- Band 46: Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978. Erschienen 1979.
- Band 47: Helmut Heinze, Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichnete Version. 1979.
- Band 48: Barbara Marzahn, Der Deutschlandbegriff der DDR. Dargestellt vornehmlich an der Sprache des "Neuen Deutschland". 1979.
- Band 49: Wolfgang Teubert, Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben. 1979.
- Band 50: Joachim Ballweg/Hans Glinz (Hrsg.), Grammatik und Logik. Jahrbuch 1979. Erschienen 1980.
- Band 51: Erwin Morgenthaler, Kommunikationsorientierte Textgrammatik. Ein Versuch, die kommunikative Kompetenz zur Textbildung und -rezeption aus natürlichem Sprachvorkommen zu erschließen. 1980.
- Band 52: Hanspeter Ortner, Wortschatz der Mode. 1981.
- Band 53: Lorelies Ortner, Wortschatz der Pop-/Rockmusik. 1982.
- Band 54: Peter Schröder/Hugo Steger (Hrsg.), Dialogforschung. Jahrbuch 1980. Erschienen 1981.
- Band 55: Hennig Brinkmann, Sprache als Teilhabe. Aufsätze zur Sprachwissenschaft. Zu seinem achtzigsten Geburtstag ausgewählt und herausgegeben von Maximilian Scherner. 1981.
- Band 56: Karl-Heinz Bausch (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch 1981. Erschienen 1982.
- Band 57: Helmut Henne/Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Wortschatz und Verständigungsprobleme. Jahrbuch 1982. Erschienen 1983.
- Band 58: Sdrawka Metschkowa-Atanassowa, Temporale und konditionale *wenn*-Sätze. 1983.
- Band 59: Siegfried Grosse (Hrsg.), Schriftsprachlichkeit. 1983.
- Band 60: Gerhard Stickel (Hrsg.), Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983. Erschienen 1984.
- Band 61: Hans-Georg Küppers, Orthographiereform und Öffentlichkeit. 1984.
- Band 62: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Morphem- und Sachregister zu Band I - III. Bearb. von Ingeburg Kühnhold und Heinz-Peter Prell. 1984.
- Band 63: Rainer Wimmer (Hrsg.), Sprachkultur. Jahrbuch 1984. 1985.
- Band 64: Cathrine Fabricius-Hansen, Tempus Fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen. 1986.

- Band 65: Colin H. Good, Presse und soziale Wirklichkeit. 1985.
- Band 66: Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache. Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung. 1985.
- Band 67: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Kommunikationstypologie. Jahrbuch 1985. 1986.
- Band 68: Hans Glinz, Burkhard Schaefer, Hermann Zabel, Sprache, Schrift, Rechtschreibung. Erscheint 1987.
- Band 69: Karl-Heinz Bausch/Siegfried Grosse (Hrsg.), Grammatische Terminologie in Sprachbuch und Unterricht. Erscheint 1987.

HEUTIGES DEUTSCH

Linguistische und didaktische Beiträge für den deutschen Sprachunterricht. Veröffentlicht vom Institut für deutsche Sprache und vom Goethe-Institut.

(Die Reihe wurde 1979 abgeschlossen)

Max Hueber Verlag, München

Reihe I: Linguistische Grundlagen. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache

- Band 1: Siegfried Jäger, Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1971.
- Band 2: Klaus Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. 1971.
- Band 3.1,2.: Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. 1975.
- Band 4: Ulrike Hauser-Suida/Gabriele Hoppe-Beugel, Die 'Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1972.
- Band 5: Hermann Gelhaus, Das Futur in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Studien zum Tempussystem. 1975.
- Band 6: Franz-Josef Berens, Analyse des Sprachverhaltens im Redekonstellationstyp "Interview". Eine empirische Untersuchung. 1975.
- Band 7: Gisela Schoenthal, Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in gesprochener Sprache. 1975.
- Band 8: Jürgen Dittmann, Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. 1976.
- Band 9.1: Karl-Heinz Bausch, Modalität und Konjunktivgebrauch in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Teil I. 1979.

- Band 10: Ursula Hoberg, Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. Untersuchungen zur Elementenfolge im einfachen Verbalsatz. 1981.
- Band 11: Karl-Heinz Jäger, Untersuchungen zur Klassifikation gesprochener deutscher Standardsprache. Redekonstellationstypen und argumentative Dialogstrukturen. 1976.
- Band 12: Franz-Josef Berens/Karl-Heinz Jäger/Gerd Schank/Johannes Schwitalla, Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht. 1976.
- Band 13: Angelika Wenzel, Stereotype in gesprochener Sprache. Form, Vorkommen und Funktion in Dialogen. 1978.
- Band 14: Gerd Schank, Untersuchungen zum Ablauf natürlicher Dialoge. 1981.
- Band 15: Johannes Schwitalla, Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen. 1979.
- Band 16: Christian Winkler, Untersuchungen zur Kadenzbildung in deutscher Rede. 1979.
- Band 17: Marita Sennekamp, Die Verwendungsmöglichkeiten von Negationszeichen in Dialogen. Ein dialoggrammatischer Ansatz mit empirischer Überprüfung an Texten gesprochener deutscher Standardsprache. 1979.

Reihe II: Texte

- Band 1: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg. ²1978.
- Band 2: Texte gesprochener deutscher Standardsprache II. "Meinung gegen Meinung". Diskussionen über aktuelle Themen. Ausgewählt, redigiert und eingeleitet von Charles van Os. 1974.
- Band 3: Texte gesprochener deutscher Standardsprache III. "Alltagsgespräche". Ausgewählt von H.P. Fuchs und G. Schank. 1975.
- Band 4: Texte gesprochener deutscher Standardsprache IV. "Beratungen und Dienstleistungsdialekte". Herausgegeben und eingeleitet von Karl-Heinz Jäger. 1979.

Reihe III: Linguistisch-didaktische Untersuchungen des Goethe-Instituts

- Band 1: Gerhard Kaufmann, Die indirekte Rede und mit ihr konkurrierende Formen der Redeerwähnung. 1976.
- Band 2: Sigbert Latzel, Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Eine Darstellung mit Bezug auf Erfordernisse des Faches "Deutsch als Fremdsprache". 1977.
- Band 3: Lutz Götze, Valenzstrukturen deutscher Verben und Adjektive. Eine didaktische Darstellung für das Fach Deutsch als Fremdsprache. 1979.

SCHRIFTEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Johannes Erben, Helmut Henne, Ingo Reiffenstein, Gerhard Stickel

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Band 1: Helmut Schumacher (Hrsg.), Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben (Autoren: J. Ballweg, A. Ballweg-Schramm, P. Bourstin, H. Frosch, M. Kinne, J. Kubczak, H. Schumacher) 1986.

FORSCHUNGSBERICHTE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von: Ulrich Engel, Irmgard Vorgel, Bde. 1-26;

Ulrich Engel, Bde. 27-29, Bd. 33;

Ulrich Engel, Gerhard Stickel, Bde. 30-32, 34-49;

Gerhard Stickel, Gisela Zifonun, Bd. 50;

Hans Lutz, Gerhard Stickel, Bd. 51;

Gerhard Stickel, Gisela Zifonun, Bde. 52-55;

Rainer Wimmer, Gisela Zifonun, ab Bd. 56.

Verlag Gunter Narr, Tübingen

Band 1: 1968	} Sammelbände
Band 2: 1968	
Band 3: 1969	
Band 4: 1970	
Band 5: 1970	
Band 6: 1971	

Band 7: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache. ²1975.

Band 8: S. Jäger/J. Huber/P. Schätzle, Sprache und Sozialisation. Vorüberlegungen zu empirischen Untersuchungen. 1972.

Band 9: H. Popadić, Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch. 1972.

Band 10: F. Fenske, Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern. 1973.

Band 11: I. Neumann, Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantische Beziehungen im heutigen Deutsch. 1972.

Band 12: G. Kaufmann, Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch. 1972.

Band 13: P. Nikitopoulos, Statistik für Linguisten. Eine methodische Darstellung. I. Teil. 1973.

Band 14: K. Bayer/K. Kurbel/B. Epp, Maschinelle Sprachbeschreibung im Institut für deutsche Sprache. 1974.

- Band 15: H. Gelhaus/S. Latzel, Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen. 1974.
- Band 16: H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik I. Interimsprache und kontrastive Analyse. Das Zagreber Projekt zur angewandten Linguistik. 1974.
- Band 17: S. Marx-Nordin, Untersuchungen zur Methode und Praxis der Analyse aktueller Wortverwendungen. Aspekte des Gebrauchs der Wörter 'Sozialismus' und 'sozialistisch' in der politischen Sprache der DDR. 1974.
- Band 18: Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse I. Morphosyntaktische Voraussetzungen für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974. 2 Teilbände.
- Band 19: Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse II. Ein Lexikon für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974.
- Band 20: H. Kloss (Hrsg.), Deutsch in der Begegnung mit anderen Sprachen: im Fremdsprachen-Wettbewerb, als Muttersprache in Übersee, als Bildungsbarriere für Gastarbeiter. Beiträge zur Soziologie der Sprachen. 1974.
- Band 21: G. Harlass/H. Vater, Zum aktuellen deutschen Wortschatz. 1974.
- Band 22: I. Tancre, Transformationelle Analyse von Abstraktkomposita. 1975.
- Band 23: H. Kubczak, Das Verhältnis von Intension und Extension als sprachwissenschaftliches Problem. 1975.
- Band 24: G. Augst, Lexikon zur Wortbildung.
Band 24.1: Morpheminventar A - G.
Band 24.2: Morpheminventar H - R.
Band 24.3: Morpheminventar S - Z.
- Band 25: G. Augst, Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. 1975.
- Band 26: A. Kirkness, Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation. Teil I und II. 1975.
- Band 27: A.J. Pfeffer, Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora. Ein Bericht aus dem "Institute for Basic German", Pittsburgh. 1975.
- Band 28: H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik II. 1975.
- Band 29: G. Stickel (Hrsg.), Deutsch-japanische Kontraste. Vorstudien zu einer kontrastiven Grammatik. 1976.
- Band 30: H. Schumacher (Hrsg.), Untersuchungen zur Verbvalenz. 1976.
- Band 31: U. Engel/H. Schumacher, Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. ²1978.
- Band 32: N. Filipović, Die Partizipialkonstruktion in der deutschen dichterischen Prosa von heute. 1977.
- Band 33: L. Siegrist, Bibliographie zu Studien über das deutsche und englische Adverbial. 1977.

- Band 34: H. Droop, Das präpositionale Attribut. Grammatische Darstellung und Korpusanalyse. 1977.
- Band 35: H. Gelhaus, Der modale Infinitiv. 1977.
- Band 36: U. Engel (Hrsg.), Deutsche Sprache im Kontrast. 1977.
- Band 37: A. Ballweg-Schramm/A. Lötscher (Hrsg.), Semantische Studien. 1977.
- Band 38: J. Ballweg, Semantische Grundlagen einer Theorie der deutschen kausativen Verben. 1977.
- Band 39: K. Zimmermann, Erkundungen zur Texttypologie. 1978.
- Band 40: M. Dyhr, Die Satzspaltung im Deutschen und Dänischen. Eine kontrastive Analyse. 1978.
- Band 41: I. Keim, Studien zum Sprachverhalten ausländischer Arbeitnehmer. Dargestellt an türkischen Gastarbeitern im Raum Mannheim. 1978.
- Band 42: M. Kolvenbach/A. Lötscher/H.D. Lutz (Hrsg.), Künstliche Intelligenz und natürliche Sprache: Sprachverstehen und Problemlösen mit Computer. 1979.
- Band 43: L. Auburger/H. Kloss, Deutsche Sprachkontakte in Übersee. 1979.
- Band 45: Projektgruppe Verbvalenz, Konzeption eines Wörterbuchs deutscher Verben. Zu Theorie und Praxis einer semantisch orientierten Valenzlexikographie. 1981.
- Band 46: H. Wulz, Formalismen einer Übersetzungsgrammatik. 1979.
- Band 47: W. Mentrup, Die Groß- und Kleinschreibung im Deutschen und ihre Regeln. Historische Entwicklung und Vorschlag zur Neuregelung. 1979.
- Band 48: M.W. Hellmann (Hrsg.), Ost-West-Wortschatzvergleiche. Maschinell gestützte Untersuchungen zum Vokabular von Zeitungstexten aus der BRD und der DDR. 1984.
- Band 49: W. Mentrup (Hrsg.), Rechtschreibreform in der Diskussion. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur deutschen Orthographie. Mannheim, Mai 1979. 1979.
- Band 50: I. Keim, Untersuchungen zum Deutsch türkischer Arbeiter. 1984.
- Band 51: S. Grosse/W. Mentrup (Hrsg.), Bürger - Formulare - Behörde. Wissenschaftliche Arbeitstagung zum Kommunikationsmittel 'Formular'. Mannheim, Oktober 1979. Mit einer ausführlichen Bibliographie. 1980.
- Band 52: D. Krallmann/G. Stickel (Hrsg.), Zur Theorie der Frage. Vorträge des Bad Homburger Kolloquiums im November 1978. 1981.
- Band 53: I. Keim/P. Nikitopoulos/M. Repp, Kommunikation ausländischer Arbeiter. 1982.
- Band 54: S. Grosse/W. Mentrup (Hrsg.), Anweisungstexte. 1982.

- Band 55: H. Ortner/L. Ortner, Zur Theorie und Praxis der Kompositaforschung. Mit einer ausführlichen Bibliographie. 1984.
- Band 56: U. Reitemeier, Juristische Kommunikation. Kommentierte Bibliographie. 1985.
- Band 57: W. Nothdurft, "... äh folgendes problem äh ... ". Die interaktive Ausarbeitung "des Problems" in Beratungsgesprächen. 1984.
- Band 58: G. Strauß/G. Zifonun, Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. 2 Bde. 1985.
- Band 59: P. Schröder (Hrsg.), Beratungsgespräche - Ein kommentierter Textband. 1985.
- Band 60: G. Strauß, Der politische Wortschatz. Zur Kommunikations- und Textsortenspezifik. 1986.
- Band 62: Thomas Spranz-Fogasy, 'widersprechen'. Zu Form und Funktion eines Aktivitätstyps in Schlichtungsgesprächen. 1986.
- Band 63: G. Zifonun (Hrsg.), Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. 1986.

VERGLEICHENDE GRAMMATIKEN

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Bibliographisches Institut, Mannheim

- Teil 1: Jean-Marie Zemb, Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch, Comparaison de deux systèmes. Mit Beiträgen von Monica Belin, Jean David, Jean Janitza, Hans-Ludwig Scheel.
- Teil 2: Jean-Marie Zemb, Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch, L'économie de la langue et le jeu de la parole. Mit Beiträgen von Pierre Dimon, Irène Freitag-Boswell, Frédéric Hartweg, Paul Imbs, Jean Janitza, Jean-René Ladmiral, Hermann Möcker, Boris Rybak, François Schanen, Elmar Tophoven, Louis Truffaut.

DEUTSCH IM KONTRAST

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Ulrich Engel, Hans Glinz und Gerhard Jakob

Julius Groos Verlag, Heidelberg

- Band 1: P. Mrazović (unter Mitarb. von U. Engel), Die Stellung der Satzelemente im Deutschen und im Serbokroatischen. Eine kontrastive Darstellung. 1982.
- Band 2: M. Djordjević, Verbalphrase und Verbalenz. Untersuchungen zur deutsch-serbokroatischen kontrastiven Grammatik. 1983.

- Band 3: U. Engel/E. Savin, Valenzlexikon deutsch-rumänisch/Dictionar de valenta german-roman. 1983.
- Band 4: K. Tarvainen, Kontrastive Syntax Deutsch-Finnisch. 1984.
- Band 5: S. Stanescu, Satzstrukturen im Deutschen und im Rumänischen. 1986.

DEUTSCH UND JAPANISCH IM KONTRAST

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Tohru Kaneko und Gerhard Stickel

Julius Groos Verlag, Heidelberg

- Band 1: Schrift - Lautstrukturen - Wortbildung. 1984, 2. Aufl. 1987.
- Band 2: J. Rickmeyer, Morphosyntax der japanischen Gegenwartssprache. 1983, 2. Aufl. 1985.

WEITERE VERGLEICHENDE DARSTELLUNGEN

Ulrich Engel, Pavica Mrazović (Hrsg.), Kontrastive Grammatik Deutsch-Serbokroatisch, 2 Halbbände. Novi Sad/München 1986. (Sagners Slavistische Sammlung Band 10).

PHONAI

Bis einschließlich Bd. 27:

Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten

Herausgegeben von der Internationalen Vereinigung sprachwissenschaftlicher Schallarchive

Deutsche Reihe

Herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv im Institut für deutsche Sprache ab Bd. 28:

Lautbibliothek der deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Herausgeber: Walter Haas, Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Schriftleitung und Leitung der Herstellung: Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

- Band 1: L. Levine/W. Arndt: Grundzüge moderner Sprachbeschreibung. 1969.
- Band 2: E. Knetschke/M. Sperlbaum: Anleitung für die Herstellung der Monographien der Lautbibliothek. S. Karger Verlag, Basel. 1967.
- Band 3: H. Richter: Grundsätze und System der Transkription-IPA(G)-. 1973.
- Band 4: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1965. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. S. Karger Verlag, Basel. 1965.
- Band 5: W. Bethge/G. M. Bonnin: Proben deutscher Mundarten. 1969.
- Band 6: (Monographien 1.) W. Bethge: Riesenbeck Kr. Tecklenburg; G. Heike: Gleuel Kr. Köln; E. Grubacić: Kriva Bara/Banat; P. Paul: Barossatal/Südaustralien. 1970.
- Band 7: (Monographien 2.) R.E. Keller: Jestetten Kr. Waldshut; L.G. Zehetner: Freising; H. Schudt: Erbstadt Kr. Hanau. 1970.
- Band 8: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1967. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1969.
- Band 9: (Monographien 3.) E. Grubacić: Knićanin/Banat; W.H. Veith: Bockwitz Kr. Sprottau. 1971.
- Band 10: (Monographien 4.) W.W. Moelleken: Niederdeutsch der Molotschna - und Chortitzamennoniten in British Columbia/Kanada. 1972.
- Band 11: (Monographien 5.) D. Karch: Großbuckenheim Kr. Frankenthal/Kallstadt Kr. Neustadt a.d. Weinstraße. 1972.
- Band 12: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1970. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1972.
- Band 13: (Monographien 6.) D. Karch: Gimmeldingen Kr. Neustadt a.d. Weinstraße/Mutterstadt Kr. Ludwigshafen a. Rhein. 1973.
- Band 14: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil I (W. Bethge: Textliste zu III/50). 1974.
- Band 15: (Monographien 7.) Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil II S. Gersic: Hodschag/Batschka; W.O. Droescher: Puhoi - eine egerländer Mundart in Neuseeland. 1974.
- Band 16: (Monographien 8.) D. Karch: Mannheim. Umgangssprache. 1975.
- Band 17: M. Sperlbaum: Proben deutscher Umgangssprache. 1975.
- Band 18: (Monographien 9.) D. Karch/W.W. Moelleken: Siedlungspfälzisch im Kreis Waterloo. Ontario, Kanada. 1977.
- Band 19: (Monographien 10.) H. Popadić: Deutsche Siedlungsmundarten aus Slawonien/Jugoslawien. 1978.
- Band 20: (Monographien 11.) D. Karch: Braunschweig-Veltenhof - Pfälzische Sprachinsel im Ostfälischen -. 1978.

- Band 21: (Monographien 12.) P. McGraw: Dane County Kölsch, Wisconsin, USA. 1979.
- Band 22: (Monographien 13.) D. Karch: Jockgrim Kr. Germersheim/Niederhorbach Kr. Bad Bergzabern. 1979.
- Band 23: (Monographien 14.) I. Guentherodt: Dudenrode Kr. Witzenhausen/Netra Kr. Eschwege. 1982.
- Band 24: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1978. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum. 1980.
- Band 25: (Monographien 15.) D. Karch: Dahn Kr. Pirmasens/Wilgartswiesen Kr. Pirmasens/Iggelbach Kr. Bad Dürkheim. 1980.
- Band 26: (Monographien 16.) G. Lipold: Gottschee in Jugoslawien – System, Stil und Prozeß – Phonologie einer Sprachinselmundart; 1. Teil: Suchen, Hinterland, Zentralgebiet. 1984.
- Band 27: (Monographien 17.) H.W. Royé: Segmentierung und Hervorhebung in gesprochener deutscher Standardsprache – Analyse eines Polylogs. 1983.
- Band 28: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Einführungs- und Registerband. 1984.
- Band 29: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Texte, Teil 1. 1984.
- Band 30: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Texte 2. 1984.
- Band 31: (Monographien 18.) A.R. Rowley: Fersental (Val Fersina bei Trient/Oberitalien) – Untersuchung einer Sprachinselmundart – 1986.
- Band 32: (Textkorpora 2) R. Raht/H. Immesberger/J. Schu: Kindersprache – Texte italienischer und türkischer Kinder zum ungesteuerten Zweitspracherwerb. Mit Vergleichstexten deutscher Kinder. (im Druck).
- Band 33: E. Knetschke/M. Sperlbaum: Zur Orthoepie der Plosiva in der deutschen Hochsprache. Eine auditiv-komparative Untersuchung. (im Druck).
- Band 34: (Monographien 19.) Ch. Wickham/R. Hinderling: Diendorf Kr. Nabburg/Zinzenzell Kr. Bogen. (im Druck).
- Beiheft 1: W. Bethge: Beschreibung einer hochsprachlichen Tonbandaufnahme. 1973.
- Beiheft 2: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil III. (H. Richter, K.-H. Rensch, M. Sperlbaum, E. Knetschke). 1974.
- Beiheft 3: D. Karch: Zur Morphologie der vorderpfälzischen Dialekte. 1975.
- Beiheft 4: K. Waniek: Die Mundart von Ratiborhammer. 1977.
- Beiheft 5: Zur gesprochenen deutschen Umgangssprache I. (D. Bresson, M. Sperlbaum, H. Richter, E. Knetschke, W.O. Driescher). 1982.

DEUTSCHE SPRACHE IN EUROPA UND ÜBERSEE

Berichte und Forschungen

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache bis Bd. 9;
Bde. 1-5: Leopold Auburger, Heinz Kloss, Heinz Rupp; Bde. 6-8: Leopold Auburger,
Heinz Kloss, Gottfried Kolde; Bd. 9: Gerhard Jakob, Heinz Kloss, Gottfried Kolde.

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache und dem Goethe-Institut ab Bd. 10;
für das IDS: Gerhard Jakob, Gottfried Kolde; für das GI: Josef Gerighausen, Hans-
Peter Krüger; ab Bd. 11: für das IDS: Gerhard Jakob, Gottfried Kolde; für das GI:
Josef Gerighausen, Dieter Strauß.

Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Stuttgart

- Band 1: Deutsch als Muttersprache in Kanada. Berichte zur Gegenwartslage. 1977. (Sammelband)
- Band 2: Walter Hoffmeister, Sprachwechsel in Ost-Lothringen. Soziolinguistische Untersuchungen über die Sprachwahl von Schülern in bestimmten Sprechsituationen. 1977.
- Band 3: Hans-Peter Müller, Die schweizerische Sprachenfrage vor 1914. Eine historische Untersuchung über das Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch bis zum Ersten Weltkrieg. 1977.
- Band 4: Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil I. Der Mittelwesten. 1979. (Sammelband)
- Band 5: Deutsch als Muttersprache in Belgien (in Zusammenarbeit mit der "Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit", Brüssel). 1979. (Sammelband)
- Band 6: Fernand Hoffmann, Sprachen in Luxemburg. Beschreibung einer Trilingualitätssituation. 1979.
- Band 7: Hildegard Irma Stielau, Nataler Deutsch. Eine Dokumentation unter besonderer Berücksichtigung des englischen und afrikaanschen Einflusses auf die deutsche Sprache in Natal. 1980.
- Band 8: Michael Clyne, Deutsch als Muttersprache in Australien. Zur Ökologie einer Einwanderersprache. 1981.
- Band 9: Norbert Klein, Deutsche Sprache im Kontakt in Südwestafrika. Der heutige Gebrauch der Sprachen Deutsch, Afrikaans und Englisch in Namibia. 1984.
- Band 10: Heinz Kloss (Hrsg.), Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil II: Regionale und funktionale Aspekte. 1985. (Sammelband)
- Band 11: Robert Hinderling (Hrsg.), Europäische Sprachminderheiten im Vergleich. Deutsch und andere Sprachen. 1986. (Sammelband)

DEUTSCHES FREMDWÖRTERBUCH

Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im Institut für deutsche Sprache

Verlag Walter de Gruyter, Berlin

- Band 3: Q/R. Q bearbeitet von Otto Basler. R bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1977.
- Band 4: S. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1977 ff.
- Band 5: T. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1981.
- Band 6: U - Z und Quellenverzeichnis. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1982.
- Band 7: Systematische Wortregister und Quellenverzeichnis. 1. Lieferung 1984.

DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, herausgegeben von Hugo Steger, Freiburg (Geschäftsführung); Odo Leys, Leuven; Johannes Schwitalla, Mannheim; Gerhard Stickel, Mannheim.

Pro Jahr 4 Hefte

1973 - 1974: Hueber Verlag, München

seit 1975: Erich Schmidt Verlag, Berlin

GERMANISTIK

Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen

Herausgegeben von H.W. Bähr u.a. gemeinsam mit dem Institut für deutsche Sprache

Schriftleitung: Tilman Krömer

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

Erscheint vierteljährlich

INTERNATIONALES GERMANISTENVERZEICHNIS

Herausgegeben gemeinsam vom Institut für deutsche Sprache und der Redaktion
des Jahrbuchs für Internationale Germanistik
(Hrsg.: Aloys M. Hagspiel, Hans-Gert Roloff, Wolfgang Teubert)

Erscheint im Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe D

Verlag Peter Lang, Bern

Teil I: Institutionen. 1980.

Teil II: Wissenschaftler. (im Druck)

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG DES INSTITUTS

Mitteilungen.

Berichte über Arbeiten und Veranstaltungen des Instituts. Erschienen sind 11 Hefte.
Die Reihe soll nicht fortgesetzt werden.

Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft. Teil A:

Dozenten und Lehrveranstaltungen in Auswahl (Hochschulen der Bundesrepublik
Deutschland, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz). Erscheinungsweise:
Jährlich.

Teil B:

Forschungsvorhaben (International). Erscheinungsweise: Zweijährlich.

LDV-Info.

Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung.
Erscheinungsweise: Jährlich.

PLIDIS-Dokumentation.

Verfasser: H.D. Lutz, M. Kolvenbach, G. Zifonun u.a., Mannheim, 1980.

INTERLISP Programmierhandbuch.

Verfasser: B. Epp, Mannheim. ⁴1981.

Dokumentation: Textkorpora des neueren Deutsch. Mannheim 1982.

Linguistische Datenverarbeitungs-Software.

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache und dem Informationszentrum
Sozialwissenschaften. Mannheim und Bonn, 1982 (vergriffen).

Rückläufige Wortliste zum heutigen Deutsch. 2 Bde.

Bearbeitet von T. Brückner und Chr. Sauter. Mannheim, 1984. 2. Aufl. 1986.

Karl-Heinz Bausch, Siegfried Grosse (Hrsg.): Praktische Rhetorik. Beiträge zu ihrer
Funktion in der Aus- und Fortbildung. Auswahlbibliographie. Mannheim 1985.

SPRACHREPORT. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache. Erscheinungs-
weise: Vierteljährlich. Jahresabonnement: DM 12,-.